Aus den Memoiren einer Fürstentochter

4034

Aus den Memoiren einer Fürstentochter.

Prinzessin Amalie von Sachsen.

Nach dem Gelbilde von L. Geyer.

Aus den

Memoiren einer Fürstentochter.

Von

Robert Waldmüller

(Ed. Duboc).

Mit einem Holzschnitt-Portrait.

Dresden

Druck und Verlag von C. C. Meinhold & Söhne

Königl. Hofbuchdruckerei.

1883.

LIBRARY
FEB 25 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
801
S41D83

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Zur Orientierung 5

Aus den Tagebüchern.

1. Abschnitt. Die Kindheit (1794—1810) 37
2. Abschnitt. Erste Jugendzeit (1810—1813) 53
3. Abschnitt. Fluchtreise (Februar bis Juni 1813) 65
4. Abschnitt. Wieder daheim (Juni bis November 1813) . . . 80
5. Abschnitt. In der Fremde (November 1813 bis Juni 1815) 93
6. Abschnitt. Nach wiederhergestelltem Frieden (Juni 1815 bis Februar 1819) 108
7. Abschnitt. Erste italienische Reise (Februar bis August 1819) 121
8. Abschnitt. Zweite italienische Reise (1820—1821) 143
9. Abschnitt. Die spanische Reise (1824—1825) 157
10. Abschnitt. Königin Josepha 174
11. Abschnitt. Weiteres über Spanien 187
12. Abschnitt. Nach Paris 213
13. Abschnitt. Die Rückreise 231
14. Abschnitt. Die späteren Jahre 242

Lebensskizze 259

Einleitung.

In dem handschriftlichen Nachlasse der Prinzessin Amalie von Sachsen, der im Jahre 1870 verstorbenen Schwester des Königs Johann, haben sich zwölf Bände Tagebücher gefunden. Dieselben umfassen ihre ganze Lebenszeit, also volle siebenzig Jahre, beschränken sich aber, soweit sie über heimische und häusliche Vorgänge berichten, zumeist auf ganz kurze Notizen. Ausführlicher werden sie, wo es sich um Reise-Erlebnisse und Reise-Eindrücke handelt, und da Prinzessin Amalie zu mehreren Malen Frankreich besuchte, sechs Monate in Spanien verlebte, zehnmal in Italien war und überdies eine Menge Ausflüge in Deutschland und Österreich machte, so bietet dieser Teil ihres Tagebuchs, das ja ohnehin fortwährend aus sonst wenig zugänglichen Sphären berichtet, eine interessante Ausbeute. — Dieselbe würde noch ergiebiger sein, hätte Prinzessin Amalie mit ihren Notizen anderes beabsichtigt, als für sich selbst ein Nachschlagebuch zu schreiben. Für solchen Zweck brauchte es beispielsweise beim Erwähnen von Personen, die sie sah oder mit denen sie sprach, nur einer kurzen Namensnotiz; im Übrigen durfte sie sich auf ihr gutes Gedächtnis verlassen. So hält sie die äußere Erscheinung Goethes, der ihr in Karlsbad zu Gesicht kommt, nur mit ganz wenigen Worten fest. Napoleon und seine berühmten Generäle, der kleine König von Rom, der Jüngling Louis Napoleon, Karl X. von Frankreich, der Herzog von Orleans (Louis Philipp), Ferdinand I. von Neapel, Ferdinand VII. von Spanien,

Karl August von Weimar, die Päpste Pius VII., Gregor XVI., Pius IX., der Kardinal Antonelli, Nelson, Taillerand, Metternich, Washington, Irving, Scribe, Fürst Pückler, Tieck, Rumohr und sehr viele andere namhafte Leute, mit denen sie sich berührte, fast alle finden in dem Tagebuche keine eingehendere Schilderung.

Freilich, wo hätte Prinzessin Amalie die Zeit hernehmen sollen, um auch für alles das zu sorgen, was die Nachlebenden jetzt in diesen Blättern vermissen? Ein loses Blatt hat sich unter ihren Papieren erhalten, darauf sind die mehr oder weniger zu historischer Bedeutung gelangten Personen zusammen gezählt, die sie in ihrem langen Leben kennen lernte; das Register summiert deren 398 auf. Noch zahlreicher sind die namhafteren Städte, die sie besuchte; es sind ihrer 472.

Wie jene Seite des Tagebuchs eine dürftigere ist, als man es wünschen möchte, so kommen durch dasselbe auch die inneren Erlebnisse der Prinzessin nur zum kleinen Teil in eine wirklich helle Beleuchtung. Über ihr vielseitiges musikalisches und über ihr dichterisches Schaffen geht das Tagebuch fast mit Stillschweigen hinweg; im Gleichen über ihre Lieblingsschriftsteller. Was war ihre Lektüre? An welchen Mustern hat sie sich gebildet? Kaum finden sich darüber spärliche Andeutungen. Und wie fügte sich's, daß sie, die so reich Beanlagte und mit so warmer Herzlichkeit Ausgestattete, ihre Schwestern eine nach der anderen zum Traualtar geleitete, während sie selbst unvermählt blieb? Auch von diesem Geheimnisse ihrer Brust wird der Schleier nicht gelüftet.

Dennoch hat das wiederholte Studium jener vergilbten und in ihrer Art einzigen Blätter immer von Neuem den Wunsch in mir erweckt, daß für die Mitteilung derjenigen Aufzeichnungen, denen ein allgemeineres Interesse inne wohnt und die, zugleich

mit der Ergänzung des Bildes der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit," auch einen Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit bieten, früher oder später eine passende Form gefunden werden möge. Es galt, den weitschichtigen Inhalt auf das kleinste Maß zusammen zu drängen, durch Zuhilfenahme von Briefschaften manche persönliche Beziehungen der Prinzessin deutlicher zu veranschaulichen und hier und da den großen historischen Hintergrund durchschimmern zu lassen, vor welchem die Erlebnisse der Prinzessin sich vollziehen.

Vergegenwärtigt man sich, daß ihre Jugendjahre in die traurigste Epoche fallen, von welcher die neuere deutsche und in Sonderheit die neuere sächsische Geschichte weiß, so wird man die delikate Seite der hier zu lösenden Aufgabe nicht unterschätzen. Es darf aber wohl ausgesprochen werden, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs in Sachsen mit ganz verwandten Gefühlen begrüßt worden ist, wie sie vor allem denjenigen deutschen Landstrichen natürlich waren, die von dem unruhigen Nachbar unserer Westgrenze immer am unmittelbarsten bedroht wurden, denn schlimmer noch als jene hat Sachsen, obschon im Herzen Deutschlands liegend, von den Zeiten der Fremdherrschaft und ihren Folgen zu leiden gehabt. Was diese Fremdherrschaft, die aus der deutschen Zerrissenheit mit Notwendigkeit entsprang, auch über die Verfasserin des Tagebuchs und ihre Angehörigen an Heimsuchungen und Schmerzen brachte, wird sich denn jetzt wohl mit vorurteilsfreier Teilnahme lesen lassen.

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs Albert habe ich daher den Versuch der in Rede stehenden Arbeit unternommen, und solcher Art wird die von mir der Gesamtausgabe der dramatischen Werke der verewigten Prinzessin vorausgeschickte Lebensskizze derselben eine Vervollständigung erfahren.

Den Wiederabdruck jener Skizze hat mir der Verleger der Gesamtausgabe bereitwilligst gestattet. Sie folgt als Anhang. In einem einzigen Punkte hätte vielleicht Veranlassung zu einer kleinen Überarbeitung der Skizze vorgelegen. Ich fühle mich aber nicht dazu berechtigt, da der hochselige König Johann sie seiner Zeit mit großer Sorgfalt durchgesehen hat. Von ihm unterstrichen worden ist dabei noch ausdrücklich die Stelle, wo Seiner Selbst mit den Worten Erwähnung geschieht: „der ihr (der Prinzessin) am innigsten nahestehende ihrer Brüder.“ Wer hätte das Bild seiner geliebten Schwester besser vor fremden Zügen behüten können, als dieser ihr Bruder? In allem Wesentlichen richtig muß die Lebensskizze daher sein, wie die Lektüre des Tagebuchs dies auch bestätigt. Fraglich allein bleibt mir — und das ist jener vielleicht zu berichtigende Punkt — ob ich damals auf eine Äußerung des Königs, wonach Prinzessin Amalie keinen sonderlich ausgeprägten Sinn für Naturschönheiten und für Gegenstände der bildnerischen Kunst gehabt habe, nicht in der Wiedergabe dieser Bemerkung zu viel Betonung legte. Namentlich Kunstwerke studierte die Prinzessin, wie jetzt aus zahlreichen Partien ihres Tagebuchs hervorgeht, nicht allein mit Fleiß — der war ihre andere Natur — sondern auch mit Liebe, und wo die landschaftlichen Reize einer Gegend zu rühmen sind, übersieht sie dieselben ebenso wenig. Möglich, daß sie dem sieben Jahre jüngeren Bruder in früher Zeit bei seinem enthusiastischen Aufnehmen solcher Genüsse nicht genug that; auf alle Fälle mußte sie diesen Freuden in dem Maße entfremdet werden, wie die Abnahme ihrer Sehkraft in späteren Jahren die Welt für sie in Schatten hüllte. Und so wird es genügen, hier auf jenen Passus der Lebensskizze als auf einen der Milderung bedürfenden hingewiesen zu haben.

Zur Orientierung.

Die Tagebücher der Prinzessin Amalie beginnen mit dem Tage ihrer Geburt, den 10. August 1794. Man wird die damalige sächsische Residenz sich vor allem als noch durch Festungsmauern und Gräben eingeengt vorstellen müssen. Heute hat Dresden gegen 220,000 Einwohner. Im vorigen Jahrhundert wurden noch keine genauen Zählungen vorgenommen. Geschätzt wurde Dresdens Bevölkerungsziffer Anno 1757 auf 63,200; nach dem siebenjährigen Kriege auf 45,000; Anno 1791 auf 54,920; hinwieder 1809 auf nur 53,000. Der Mittel, wie man zu diesen durchweg ungenauen Ziffern gelangte, waren verschiedene. Zu sehr irrigen Schlüssen führten jedenfalls die auf die jährlichen Sterblichkeitstabellen sich stützenden Bevölkerungs-Schätzungen. Auch diese Methode wurde aber noch vielfach angewandt; so rechnet z. B. Süßmilch: Anno 1750 starben 2150, folglich war die Totalzahl der Bevölkerung 60,200. In dem Geburtsjahre der Prinzessin, Anno 1794, mag Dresden, wenn obige Angaben einigermaßen zutreffen, etwa nur den vierten Teil seiner jetzigen Seelenzahl gehabt haben.

Im Einklange damit waren die Vorstädte nur erst von geringem Belang, konnten auch, nach den im dreißig- und im siebenjährigen Kriege über sie hereingebrochenen Verheerungen, zu regelmäßiger Bebauung nicht wohl als geeignet erscheinen.

Wie wenig man sich gegen die Wiederkehr solcher Zeitläufe gesichert glaubte, beweist das Scheitern der großartigen Pläne August des Starken in betreff Neustadt-Ostras, der späteren Vorstadt Friedrichstadt. Noch heute liegt die damals in dem vermeinten künftigen Mittelpunkt der Vorstadt erbaute Kirche fast an dem äußersten Ende derselben.

Dennoch hatte die Engigkeit der Festung dazu genötigt, daß inmitten der vorwiegend kärglichen Bauwerke der Vorstädte auch hier und da Monumentalbauten ihren Platz fanden; so im Norden der Stadt auf der Friedrichstraße in einem ursprünglich von der Fürstin von Teschen angelegten Garten das große Brühlsche, später Marcolinische Palais mit der sehenswerten Kaskade Matiellis; im Westen dann das umfangreiche, von der Königin Maria Josepha auf der Plauenschen Gasse gegründete Josephinenstift; im Süden das Moscinskysche Palais, dessen prächtiger Garten bis an den Dohnaschen Schlag reichte; im Osten endlich der Zinzendorfsche Garten, aus welchem im Jahre 1764 der Chevalier de Saxe den jetzt zur Sekundogenitur gehörigen Park mit dem sogenannten Antonschen Sommerpalais entstehen ließ; und jenseits der dies Besitztum in östlicher Richtung begrenzenden Wiesen und Felder der „große Garten" mit seinem unter Johann Georg II. begonnenen und unter seinem Nachfolger beendeten Palais. Im Verschwinden begriffen war bereits der italienische oder türkische Garten, welcher von der Plauenschen Gasse bis in die heutige Prager Straße reichte, unter August dem Starken der Mittelpunkt glänzender Lustbarkeiten gewesen war, und nach den Verwüstungen, die der siebenjährige Krieg über das dortige Schlößchen verhängt hatte, sich in kleinere Privatbesitze auflöste.

An sonstigen außerhalb der Festung gelegenen Gebäuden wären noch zu erwähnen: das Waisenhaus (1768), die Waisen-

hauskirche (1780), die Johanneskirche (1795), die Annenkirche (1769, bis 1821 noch ohne Turm), endlich das kleine Max-Palais, von dem Architekten der katholischen Kirche, Chiaveri, ursprünglich als sein eigenes Wohnhaus erbaut und von dem sogenannten Herzogin-Garten durch die Ostra-Allee getrennt, deren im Jahre 1747 durch den beliebten deutsch-französirenden Reimschmidt Oberpostmeister Trömer gepflanzte 200 Kastanienbäume gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der ganzen dortigen Vorstadt zur Zierde gereichten.

Diese Kastanien-Allee führte auf das „große Gehäge" zu, dessen vier stattliche Linden-Doppel-Alleen sich vor dem am anderen Elbufer gelegenen, von August dem Starken „auf persianische Art" erbauten Lustschlosse Übigau wie ein laub- und wipfelreicher Wald ausbreiteten. Im Mai 1728 ging von Übigau jene mit 18 Kanonen und 188 Bootsleuten armierte Flotille aus, welche den König August und seinen ältesten Sohn, sowie ihr zahlreiches Gefolge, unter „Trompeten-, Pauken-, Hautboisten- und Waldhornisten-Klängen" in drei Tagen elbabwärts nach Wittenberge brachten, von wo aus die Weiterreise nach Potsdam nach zwei Ruhetagen zu Lande angetreten wurde.

Fehlte es solcher Art der Umgegend der Festung nicht an Gärten und freundlichen Ausblicken, so würden dafür, wie schon erwähnt, die dortigen bürgerlichen Wohnungen, also die Vorstädte überhaupt, manches haben vermissen lassen, was nach gesicherter Behäbigkeit aussah. Diese Stadtteile waren zwar mit Pallisaden umgeben und seit 1778 auch durch Schanzen einigermaßen verteidigungsfähig gemacht; es konnte aber, wie es der Kommandant der preußischen Besatzung Dresdens im Jahre 1758 gethan hatte, unter ähnlich ungünstigen Kriegsläufen wiederum die Drohung ausgesprochen werden: Beschieße man die Festung, so werde seitens der Besatzung darauf mit

Niederbrennen der Vorstädte Bescheid gegeben werden. Und brennen, das konnte man sich sagen, würden sie schon, war es doch erst seit 1790 in Sachsen verboten, innerhalb der Städte die Häuser mit Stroh oder mit Schindeln zu decken und konnte das Verbot doch auf die Vorstädte noch so gut wie keine Wirkung geäußert haben. Auf den Stadtplänen aus jener Zeit begegnet man denn auch außerhalb der Festung Straßennamen, die zu keinen großen Erwartungen berechtigen; so vor dem Wilsdruffer Thore dem Schindersteg, dem Rabenstein, der Hundegasse, dem Kuttelhof, der Entenpfütze und dergleichen unliebsamen Bezeichnungen mehr. Auch der Name Jüdenteich sollte nach damaligen Begriffen dem Teiche, welcher auf dem schönen heutigen Georgplatze unweit der Kreuzschule den Zufluß aus dem Kaitzbache (damals Kaiditzer Bach) sammelte und damit die Festungsgräben speiste, schwerlich zur Empfehlung dienen; datieren die Bürgerrechte der Israeliten in Dresden und Leipzig, und zwar in sehr beschränkter Weise, doch erst vom Jahre 1838 und war ihnen doch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht einmal erlaubt, ihre Toten im Lande zu bestatten, weshalb dieselben nach Teplitz geschafft wurden.

Was jene Festungsgräben betrifft, so hat man sie sich dort zu denken, wo jetzt die Moritz-, die Johannes- und die Friedrichs-Allee allsommerlich im Platanenschmucke prangen, ebenso längs der Nordseite des Zwingers bis zur Elbe hin. Die Weber-, Zahns- und Scheffelgasse mündeten unmittelbar auf den Wall. Die Wilsdruffer schloß mit dem Wilsdruffer Thore ab, auf dessen Walle die Sängerin Albuzzi in dem ihr von Brühl verehrten Gartenpavillon einst heitere Stunden verlebt hatte; die Seegasse endete mit dem Seethore, die Pirnaische (jetzt Landhaus-) Gasse mit dem Pirnaischen Thore, dessen oberer Teil seit 1780 für die Baugefangenen und Eisensträflinge aus dem

Gefängnisse der Salomonis-Bastei zu einer Kirche eingerichtet worden war, der sogenannten Festungsbaukirche. Die Festungsmauern, von denen die Brühlsche Terrasse noch die einzigen belangreichen Überbleibsel aufweist, waren von sieben Bastionen flankiert. Diejenige der Brühlschen Terrasse hatte vordem schlichtweg Jungfern-Bastion geheißen, war dann aber, dem veränderten Zeitgeschmack entsprechend, in Venus-Bastion umgetauft worden, und ebenso schmückten sich die anderen sechs mit den Namen: Sol, Luna, Mars, Mercurius, Saturnus und Jupiter. Die Terrasse selbst hieß zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch Brühlscher Garten, entbehrte der Freitreppe — dieselbe wurde erst 1814 angelegt, wo dieser schöne Punkt des Elbufers, ebenso wie der „große Garten," überhaupt erst allgemein zugänglich wurde — und schloß nach Osten mit dem im Jahre 1751 von Brühl erbauten und acht Jahre später auf Friedrich des Zweiten Befehl „de fond en comble" zerstörten Belvedere ab, in dessen Stelle 1843 das jetzige Vergnügungslokal gleichen Namens getreten ist; das jetzt von der Dreißigschen Sing-Akademie benutzte Lokal im Rücken des Belvedere war einst das, auch von August III. und seinem Hofe oft besuchte Privattheater Brühls. Das kurfürstliche Schloß hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts so ziemlich sein heutiges Aussehen; seit 1778 war der Turm desselben, den im 18. Jahrhundert achtmal der Blitz getroffen hatte, mit einem Blitzableiter versehen worden, dem ersten, dessen sich Dresden rühmen konnte, nachdem Hamburg neun Jahre früher den ersten Blitzableiter in Deutschland auf seinem Jakobiturm aufgerichtet hatte. Von den Schloßfenstern oberhalb des Georgenthors sah man wie heute zur Rechten auf das ehemals Fürstenbergsche Palais, das heutige Finanzgebäude, welches bis 1791 die von Kurfürst Friedrich Christian ins Leben gerufene Kunstakademie beher-

bergte, von wo aus sie in ihr jetziges Lokal, die vormalige Brühlsche Bibliothek auf der Terrasse, verlegt wurde; zur Linken erblickte man die prächtige katholische Kirche Chiaveris mit ihrem reichen Statuenschmuck, aber ohne Turmglocken — erst durch den Posener Frieden vom Jahre 1806 wurde der katholischen Gemeinde das Recht des Glockenläutens —; und geradeaus schweifte das Auge über die beiden Thore, welche durch den Wall nach der alten Elbbrücke führten. Auf einem der Brückenpfeiler glänzte im Sonnenscheine das große vergoldete Kruzifix, welches die hohe Flut seitdem, und zwar im Jahre 1845, in das Bett des Stromes begraben hat.

Auf der anderen Seite der Kirche stand unweit des „italienischen Dörfchens" — des kleinen, aus der Bauzeit der Kirche datierenden Komplexes unscheinbarer Uferhäuschen — das im Jahre 1783 erweiterte und 1793 mit einer großen Vorhalle versehene, ursprünglich Morettische, als Opern- und Schauspielhaus benutzte Gebäude, welches vom Jahre 1755 an bis zum Jahre 1838, wo es durch das Sempersche Theater ersetzt wurde, diejenige Bühne Dresdens gewesen ist, an welche sich die meisten theatralischen Erinnerungen knüpfen.

Als ein Teil des nahen Zwingers, welcher letztere nach den Verwüstungen des Krieges bis zum Jahre 1794 in Reparatur gewesen war, ist noch das von Pöpelmann im Jahre 1718 erbaute große Opernhaus zu erwähnen, in welchem einst die kostspieligen Ausstattungsopern, vor allem Hasses, so viele Bewunderer gefunden hatten, das aber im Jahre 1782 in einen Redoutensaal umgewandelt worden war.

An sonstigen Prachtgebäuden enthielt das innere Dresden im letzten Jahrzehnt, mit Ausnahme des Museums und einiger anderer monumentaler Gebäude neuerer Zeit, so ziemlich schon

alles, was vielen seiner Straßen, trotz ihrer Enge, noch heute ein so unverkennbar auf Zeiten des Glanzes und der Üppigkeit zurückdeutendes Ansehen giebt, und manche einst dem Luxus gewidmet gewesenen herrschaftlichen Paläste hatten auch schon unter dem Drucke der haushälterischer gewordenen Zeit eine andere Bestimmung erhalten. Das 1760 zerstörte Flemmingsche, später Orselskasche Palais, in der jetzigen Landhausstraße, war durch den Oberlandbaumeister Krubsacius 1775 neu erbaut und im selben Jahre den Ständen überantwortet worden. Im Erdgeschoß des Brühlschen Palais auf der Augustusstraße befand sich seit 1776 die Niederlage des Meißner Porzellans. Das sogenannte Kurländer Haus am Zeughausplatze, zuerst dem General Wackerbarth, dann dem Chevalier de Saxe und endlich dem Prinzen Karl von Kurland zu eigen gewesen, hatte die Regierung aus dem Nachlasse des letzteren im Jahre 1798 gekauft. Das Zeughaus selbst war erst im Jahre 1747 in seiner heutigen Form als Neubau fertig geworden, nachdem das frühere Zeughaus, während der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen daselbst beim General Wackerbarth Quartier genommen hatte, in Flammen aufgegangen war. — Die beiden protestantischen Hauptkirchen der inneren Stadt, Kreuz- und Frauenkirche, hatten schon das heutige Aussehen; die im siebenjährigen Kriege zusammengeschossene Kreuzkirche war seit 1792 wieder erstanden. Die Sophienkirche hatte nur erst einen Turm. Die Gemäldegalerie befand sich in dem oberen Teile des sogenannten Stallgebäudes — des heutigen Johanneums —, dessen große „englische" Freitreppe von Reisenden viel bewundert wurde.

Wer das heutige Altstadt-Dresden kennt, wird hiernach sich ungefähr in die Zeit versetzen können, mit welcher das Tagebuch der Prinzessin Amalie beginnt.

Auf dem rechten Elbufer, dessen bebauter Teil, „die Neu-

ſtadt," urſprünglich den Namen „Alt-Dresden" führte, hatte der verheerende Brand vom Jahre 1685 in ſolchem Grade aufgeräumt, daß außer dem Jägerhauſe, dem Rathauſe und etwa zwanzig am Ufer gelegenen Häuſern alles Übrige in Schutt und Aſche verwandelt worden war. Mit dem Wiederaufbau ging es langſam, ſo langſam, daß noch im Jahre 1714 denjenigen, die daſelbſt wüſte Plätze bebauen würden, zehnjähriger Erlaß der Schock- und Quatembersteuern zugeſichert wurde. Auch dieſe Vergünſtigung ſchlug aber noch nicht an, und ſo erfolgten denn in den Jahren 1724 und 1732 weitere bis zu fünfzehnjähriger Steuerbefreiung geſteigerte Erlaſſe. Von dem Jahre 1732 datiert denn auch die Verfügung, nach welcher dieſer ſolcher Art im Neubau begriffene Stadtteil „Neuſtadt" zu benennen ſei.

Aus dieſer Periode ſtammen die Verbreiterung der Elbbrücke, das ſchon erwähnte vergoldete Kruzifix auf dem fünften Pfeiler derſelben, das ſogenannte Pyramidengebäude — nämlich die neue Hauptwache neben der Brücke —, die neue Dreikönigskirche nach Forträumung der mitten in der Promenade der Hauptſtraße gelegenen alten — der Turm datiert erſt vom Jahre 1853 —, endlich die jetzt nicht mehr vorhandenen tiefen Waſſergräben um die Wälle dieſes Stadtteils, das großartige Militärlazarett und die noch umfangreicheren Kaſernen in der Hauptſtraße. Kurz zuvor ſchon war der Prachtbau der Ritter-Akademie in Angriff genommen worden und ebenſo der erweiternde Umbau des ſogenannten japaniſchen — urſprünglich holländiſchen — Palais, Unternehmungen monumentaler Art, welche der Neuſtadt ein gewiſſes einheitliches Gepräge gaben und mit den Namen der Architekten Pöpelmann, Bähr, Knöfel und Bodt dauernd verknüpft bleiben. Das Reiterbild Auguſt des Starken, des eigentlichen Schöpfers dieſes einſt ſo ärmlich-

unansehnlich gewesenen Stadtteils, wurde zwei Jahre nach seinem Tode, also 1735, aufgestellt.

Wo hat man sich nun die Grenze der damaligen Neustädter Festung zu denken? Zunächst gleich jenseits der alten Kaserne; unmittelbar hinter dieser, als Abschluß der Hauptstraße, erhob sich der Festungswall, stand das sogenannte schwarze Thor; ein zweites Thor, jenseits des japanischen Palais gelegen, hieß das weiße Thor und führte gegen Westen ins Freie. Auf der Elbseite gab es dann noch das obere und untere Wiesenthor. Das schwarze Thor war Anno 1715 das Ziel einer förmlichen Völkerwanderung gewesen: Die Chronisten berichten von 20,000 Menschen, die am 8. März zum schwarzen Thore gewallfahret seien, um draußen auf der Richtstätte Lips Tullian, einen geborenen Dresdner, und vier seiner Spießgesellen aufs Rad flechten zu sehen. Im Jahre 1732 wurde die Richtstätte unter großen Feierlichkeiten weiter nach dem Walde hinaus verlegt.

Da draußen alles eitel Sandboden war, so hat es lange gedauert, ehe sich Neigung zum Ansiedeln einstellte. Die Judenschaft erhielt ihren Begräbnisplatz somit „auf dem Sande“ angewiesen. 1734 entstanden „Kammerdieners,“ 1738 „die grüne Tanne,“ 1748 „der goldne Löwe“. Auch die Anfänge des Linckeschen Bades fallen in diese Zeit und das dortige Komödienhaus wurde 1776 von der Seilerschen Truppe eingeweiht. Gegen Ende des Jahrhunderts standen etwa hundert Häuser auf dem Sande. Weiter elbaufwärts hatte Marcolini durch Anlage einer ausgedehnten Meierei — sie reichte bis zum jetzigen Waldschlößchen — die Gegend urbar zu machen begonnen.

Übrigens fehlte es zu keiner Zeit in der Umgegend Dresdens an schattigen Alleen. So oft die Kriegsverwüstungen auch unter ihnen aufgeräumt haben, immer wuchs neuer Ersatz

empor, und zu Ende des Jahrhunderts hatte dieſer grüne Kranz der vielumworbenen Feſtung mehr Fülle, als vielleicht jemals früher, waren doch ſeit dem letzten großen Kriege faſt vier Jahrzehnte ins Land gegangen. Auch die Wälle der Altſtadt waren nicht ohne den Schmuck freundlicher Anlagen, obſchon die meiſten der dort vor Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs aus der Erde gewachſenen Wohnſtätten nicht mehr in ſonderlichem Zuſtande ſein mochten. Des Gartenpavillons der Sängerin Albuzzi geſchah ſchon Erwähnung. Die Brühlſche Periode, wie ſie dem Angenehmen vor dem Nützlichen überhaupt ja den Vorzug gab, hatte ſich's angelegen ſein laſſen, auch das Schwert mit Blumen zu umwinden, und dem entſprechend das allzu martialiſche Anſehen der Stadt durch gefällige Anlagen zu mildern. Verſchenkt worden waren zu ſolchem Zwecke durch königliches Reſkript vom Jahre 1749 zu erb- und eigentümlichem Beſitz und Nutzen ſowohl die Plätze auf dem Walle, wie an der Contre-Escarpe rings um die Altſtadt, und zwar erhielt Graf Brühl damals den an den ſogenannten Brühlſchen Garten grenzenden Teil, der bis an die Oberzeugmeiſter-Wohnung reichte; der Chevalier de Saxe erhielt die Strecke von dort bis zum Pirnaiſchen Thore, Graf Brühl wiederum die weitere Strecke von dort bis an die Schreibergaſſe, der Oberamtsrat Heinecke den übrigen Wallraum bis zum Seethor, der geheime Legationsrat Saul den Platz vom Seethor bis zur Baſtion Merkur ꝛc. — Seit jenen Tagen war ein halbes Jahrhundert verſtrichen, und jedenfalls hatten die Bäume, ſoweit ſie dem Kriege nicht zum Opfer gefallen waren, Zeit gehabt, ſich ehrwürdig zu runden. Die Chroniſten berichten aber auch von Baulichkeiten, die noch bis zum Jahre 1811 — als die Wälle geſchleift wurden — ſich dort erhalten hatten, darunter jener Albuzziſche Pavillon, die

Brühlsche Rotunde genannt, dann links vom Thore das über der Saturnusbastei gelegene Fletchersche Gartengrundstück und am Wilsdruffer Thore die Marcolinische, ehemals Brühlsche Reitbahn. Ein Militärschriftsteller jener Tage klagt freilich: Die nahe an den Festungsgräben erbauten hohen und massiven Häuser, sowie auch die auf den Wällen entstandenen Privatgärten hätten die Hauptwerke der altstädter Festung allen Verteidigungsregeln entzogen. Insofern sie der Stadt die martialische Außenseite nahmen, trugen sie aber jedenfalls das ihrige zu dem verhältnismäßig freundlichen Eindrucke bei, den auch schon das damalige Dresden auf die Besucher desselben hervorzubringen pflegte.

Allerdings nicht auf alle und nicht in dem Grade, wie zur Glanzzeit Augusts des Starken auf Lady Montagu, welche Anno 1716 in Dresden eine Atmosphäre von Höflichkeit und Bildung wie nirgends sonst in Deutschland gefunden haben wollte. Namentlich in den Briefen über Polen, Österreich, Sachsen ꝛc. des Herrn von Uklanzki kommt Dresden nicht zum besten weg; es sei öde und langweilig meint er; schon um 11 Uhr Vormittags sei in den Straßen alles totstill; in Friedrichstadt habe er nur bettelnde Kurrendeschüler bemerkt; auf Empfehlungsbriefe werde man in Dresden nicht zu Tische eingeladen, sondern mit bloßen Redensarten abgespeist. Der Tourist Risbeck lobt dagegen an den Dresdnern ihre zuvorkommende Höflichkeit und ein gewisses „gesprächiges, zudringliches und einnehmendes Wesen.“ Noch unbedingter gefällt sich bald darauf Reichardt bei seinem Novemberbesuche 1808 in Dresden, wobei er freilich die zahlreichen ihm gewordenen Einladungen und die ihm gebotenen Tafelgenüsse nicht zu erwähnen vergißt. Seine „Reise nach Wien“ quittiert darüber dankend. Nicht minder hat Ernst von Houwald für Dresden gütige Worte der Anerkennung, und

ſeine dort aufgeführten Dramen finden denn auch gleichmäßig ſympathiſche Aufnahme, obſchon die Darſteller ihm eigentlich noch nicht ganz genügen wollen. Der Chroniſt Haſche findet Dresdens Klima weder „ausſchweifend heiß," noch „außerordentlich kalt," tadelt aber an den Bewohnern der Reſidenz übertriebene Galanterie, Spielſucht und Kleiderpracht. „Man wird oft verleitet," ſagt er, „den geputzten Friſeur für einen Hofrat zu halten. Und in wie vielen Häuſern, ſobald man nur die Tafel abgehoben, präſentiert Madame oder Mademoiſelle vom Hauſe die Karte!" Auch der vielen Schminke muß er mit Schmerz Erwähnung thun. — Mirabeau urteilt: die Dresdner ſeien ſo erfüllt von dem Geſchmack und den Ideen des Hofs, daß ſie nichts Höheres kennten, als Glanz und Vornehmheit. — Leſſing verſetzt ſeinen Landsleuten im Allgemeinen einen Hieb, indem er von Elias Schlegels „geſchäftigem Müſſiggänger" ſagt: Es enthalte das „langweiligſte Alltagsgewäſch," wie es nur immer im Hauſe „eines meißniſchen Pelzwaarenhändlers" vorkommen könne. — Verbindlicher hatte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Freiherr von Pöllnitz ſich über die ſächſiſche Bevölkerung ausgedrückt, wenigſtens über die weibliche, deren Geſten ihm freilich etwas zu lebhaft ſcheinen; aber in Sonderheit die Dresdner Bürgerinnen nennt er ein gut teil moins farouches als andere Deutſche; auch ihrer Neigung zum Putze hält er die ihnen natürliche Grazie entgegen und gelangt ſo zu dem Ausſpruche: une femme Saxonne pour être aimable n'a qu'à vouloir l'être. Der Vater Theodor Körners gehört wieder zu den Unbefriedigten. Nachdem er mit einem Landsmann Schillers einige angenehme Tage verlebte, ſchreibt er an Schiller: „Dein Vaterland wird mir immer werter, und die Geſchliffenheit, mit der wir Sachſen uns brüſten, immer ekelhafter." — „Man entbehrt" (in Dresden), klagt er ein anderes Mal, „einen geiſtvollen

Umgang," doch tröstet ihn der Gedanke, daß man dafür „Genüsse von Kunst und Natur" habe. Am wenigsten findet Schiller selbst an den Dresdnern zu loben, die er freilich, durch die unfreundliche Brille Körners beeinflußt, auffassen mochte. So schreibt er 1788 an seine Schwägerin Karoline von Wolzogen: „Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern deutschen Landsleuten; aber die Dresdner sind vollends ein seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es einem nie wohl wird . . .," ein Ausspruch, der übrigens wohl böser klingt, als er von dem damals Neunundzwanzigjährigen gemeint war, da auch andere seiner Urteile aus jener Zeit in ihrer Schärfe nicht allzu wörtlich genommen werden wollten, z. B. über Weimar: „Das Dorf," und über die Weimaraner: „So viele Familien, so viele abgesonderte Schneckenhäuser," oder über die verwitwete Herzogin Amalie, von der er schreibt: „Ihr Geist ist äußerst borniert; nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt." Alles dieses, unbeschadet seiner späteren Liebe für Weimar und seiner Verehrung für die verwitwete Herzogin. — Ein anderer Schwabe — Wieland — hat sich über das mit österreichischen Ausdrücken stark durchsetzte Deutsch eines Dresdner hohen Herrn weidlich geärgert; er sagt von dem sächsischen Prinzen Klemens, dem Kurfürsten von Trier, derselbe spreche „das verruchteste Deutsch," halb Dresdner „Beenkleder," halb Wiener „holter." Auch Jean Paul, welcher im Mai und Juni 1798 Dresden besuchte, hat seinem Freunde Otto zwar ein langes Register vornehmer Personen zu senden, bei denen er (offenbar besser empfohlen, als Herr von Uklanzki) dinierte oder soupierte; aber der „plattgedrückte Hoftroß" und am meisten „das gekrümmte Schranzenvolk, das nicht schön, nicht edel, nicht lesbegierig, nicht kunstbegierig ist, sondern nur höflich," bringt seine „demokratischen

Zähne“ zum „Knirſchen.“ Bei alledem verlebt er „ſchöne Tage“ bei der Gräfin Münſter auf Königsbrück, ebenſo bei Frau von Ledebur, in die er ſich „in drei lieblichen Tagen als der einzig daſeiende Mann gehörig verſchoß,“ und ſchließlich ſtürzt er ſich auch noch unter der Ägide beider Gönnerinnen, denen ſich Frau von Berlepſch und natürlich vor Allem die ſchöngeiſtige Gräfin Brühl ſelbſt geſellte, in die Romantik „des himmliſchen Seifersdorfer Thales.“ Daſſelbe genoß damals eines faſt eben ſo großen Ruhmes, wie einige Jahrzehnte früher das unweit Pirna gelegene Bad Berggießhübel, aus welchem eine der ſchwärmeriſchen Freundinnen Gellerts ihm im Sommer 1768 ſchrieb: „Noch nirgends habe ich ein ſo ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.“ — Auch Goethe, welcher ſehr oft in Dresden weilte (zuerſt als Leipziger Student im Jahre 1767), hat Ausſprüche über die Naturreize und Kunſtſchätze Dresdens gethan, ohne ſich im Übrigen auf eine Abſchätzung der dortigen Zuſtände einzulaſſen. So ſchreibt er am 1. Januar 1791 an Knebel: „Es iſt ein unglaublicher Schatz aller Art an dieſem Ort!“ Und an Körner 1797: „... Denken ſie in ihrem herrlichen Elbthale, umgeben von ſo vielen Schätzen der Kunſt und Natur, recht oft an ihre Freunde, die an der Saale und Ilm durch zauberiſche Künſte ſich nur einen Teil jenes Genuſſes verſchaffen können, den ihnen die Wirklichkeit ſo reichlich darreicht.“ Achtzehn Jahre früher, im Alter von 29 Jahren, war er über Berlin, wie Schiller über Dresden, rückhaltloſer aus ſich herausgegangen, unbeſchadet ſeiner nie verleugneten Kindheitsſchwärmerei für den Sieger von Mollwitz. Berlin hatte auf ihn den Eindruck einer großen Maſchine gemacht, in welcher jeder Einzelne nur ein willenloſes Rad ſei, das von „der alten Walze Friedrich“ in Bewegung geſetzt werde.

Sachſens Friedrich Auguſt war beim Schluſſe des vorigen

Jahrhunderts erst fünfzig Jahre alt, und wenn dennoch manches in Dresden, wie damals in Berlin, als hinter der Zeit zurückgeblieben anmutete, so lag der Grund dafür nicht in dem Alter des Landesherrn, auch nicht in der allerdings schon beträchtlichen Dauer seiner Regierung — sie datierte vom Jahre 1768, einschließlich der Vormundschaftsperiode sogar vom Jahre 1763 — sondern in Friedrich Augusts ganzer Art und Weise. Völlig im Gegensatze zu seiner lebhaften Mutter hatte Friedrich August die Fähigkeit, sich fortwährend in gleichmäßiger Gemütsverfassung zu erhalten, und was ihm anfangs möglicherweise Überwindung gekostet hatte, das Festhalten an einer streng geregelten und unabänderlich abgemessenen Lebensart, das war ihm je länger je mehr zur zweiten Natur geworden. Marie Antonie, seine Mutter, hatte ihrem Bräutigam, dem Kurprinzen Friedrich Christian, während ihres keineswegs langen Brautstandes zweihundert Briefe geschrieben — oft zwei bis drei den Tag —, hatte am Dresdner Hofe das Komödienspiel aufgebracht, hatte früher in München sich an einem dortigen Damenwettreiten beteiligt, konnte auch als Frau noch sechs Stunden zu Pferde sitzen, schoß mit Büchse, Pistole und Armbrust — selbst zu Zeiten, wo es ihr schlecht bekommen mußte —, hatte tausend muntere Einfälle, tanzte bis morgens 4 Uhr, während ihr zu Liebe, wie sie ihrer Mutter gerührt nach München schrieb, der Gemahl geduldig „Staub schluckte;" dichtete, komponierte, sang, malte — z. B. ihr in Wesenstein hängendes eigenes Porträt — interessierte sich ernsthaft für Kunst und Kunstgeschichte und ebenso ernsthaft und eifrig während der kriegerischen Wirren und der dadurch veranlaßten Abwesenheit des Königs, ihres Schwiegervaters, für die Rentkammer-Angelegenheiten, bei deren Erledigung sie ihrem Gemahl mehr als die halbe Arbeit abnahm, und war nebenbei in Geldsachen liberal bis zum Verwirren

ihrer Privatſchatulle. Das Widerſpiel dieſes beweglichen Naturells war Friedrich Auguſt. Seine eigentliche Biographie iſt noch nicht geſchrieben. Man hat Mühe, ſich ein deutliches Bild von ihm zu machen, denn wirklich mit ihm berührt haben ſich nur Wenige, und die günſtige Anſicht, die man von ſeiner Rechtſchaffenheit durch viele Maßnahmen gewinnt, entbehrt der nötigen Vervollſtändigung durch kleine Züge, wie ſie ein Bild braucht, um wirklich individuellen Reizes teilhaftig zu werden. Zu erſteren zählen die Abtragung von Schulden, welche aus der Brühlſchen Periode herſtammten und vieles ähnliche, in Sonderheit auch die Verfügung an die Gerichte, wonach die Bevorzugung der Intereſſen des Fiskus im Streite mit denen von Privaten aufhörte; oder, um an ſcheinbar Geringfügiges zu erinnern, der Fall, wo zwei gleichnamige Diener bei einer Beſoldungszulage verwechſelt wurden, ſo daß eine dem Unrechten zugefertigte Bewilligung hätte rückgängig gemacht werden müſſen, aber nicht rückgängig gemacht werden durfte, da der Kurfürſt verfügte: „Eine einmal aus dem Kabinett erteilte Bewilligung könne ſo wenig als ein gegebenes Wort zurückgenommen werden.“ Friedrich II. hat geſagt, von Jugend auf ſei es Friedrich Auguſt unmöglich geweſen, ſein Wort zu brechen. Mirabeau berichtet im Jahre 1786, als Friedrich Auguſt bereits 18 Jahre regierte: „Der Kurfürſt verfolgt ſeinen Plan mit einer unbeugſamen Feſtigkeit; er iſt langſam, aber keineswegs unentſchieden; die Arbeit wird ihm nicht leicht, aber er iſt einſichtsvoll; die guten Gedanken ſtehen ihm nicht auf den erſten Augenblick zu Gebot, aber er hat ſich zum Nachdenken gewöhnt.“ Und er hält Sachſen für „das glücklichſte Land“ in ganz Deutſchland. Ohne Friedrich Auguſt, meint er, wäre es nach den ſiebenjährigen Kriegsgreueln geradezu „verloren geweſen.“ Bei Gelegenheit einer dem Kurfürſten in ſpäteren Jahren zu Ohren gekommenen Äußerung über ſeine zähe

Anhänglichkeit an Marcolini, dessen Prachtliebe einigermaßen mit der haushälterischen Einfachheit Friedrich Augusts kontrastierte, soll er geäußert haben, Marcolini sei aber doch nun einmal sein früheſter Vertrauter gewesen, habe ihm gewissermaßen erst den Gebrauch seiner Kräfte gelehrt, habe ihm das Gehen beigebracht. Das ist nahezu wörtlich zu nehmen, da wenigstens in der Residenz selbst die Hochgestellten sich nach altem Herkommen lange Zeit nicht anders als zu Wagen oder in der Sänfte zeigten. Marcolini sorgte dagegen, was das Gehen betrifft, für eine veränderte Lebensweise seines fürstlichen Freundes, wenn auch nur während des Sommeraufenthalts in Pillnitz, und letzterer Ort wurde wegen der regelmäßigen Morgenspaziergänge, deren Ziel der Porsberg war und zu denen Marcolini den Anstoß gab, für die Kräftigung Friedrich Augusts von nachhaltigem Werte. Auch Friedrich Augusts Neigung zur Jagd wurde durch Marcolini geweckt, ohne daß daneben die Staatsgeschäfte und in den Mußestunden das Drechseln, die Botanik, die Insektenkunde und namentlich die Musik vernachlässigt wurden. Aus jener Zeit hat das dortige Elbufer noch eine beträchtliche Anzahl von Maulbeerbäumen aufzuweisen, ein südlicher Kulturzweig, aus dessen Erträgen schon Leibnitz einst die Mittel zu einer deutschen Gelehrten-Akademie hervorgehen zu sehen hoffte, Erträge, die den Marcolinischen Pflanzungen — oder stammen sie aus der entlegeneren Zeit des sogenannten Manufaktur-Hauses? — jedenfalls nicht zu teil geworden sind; ebenso wenig hat der unter seiner Direktion der Künste und Kunstakademien an Lessing gelangte Antrag, mit 1800 Thaler Gehalt, seiner Zeit in die Stelle Hagedorns einzurücken, zu der Übersiedelung Lessings nach Dresden geführt, da Hagedorns Tod fast mit demjenigen Lessings zusammenfiel. Daß die Absicht, Lessing nach Dresden zu ziehen, vorwaltete, ist

demungeachtet bemerkenswert. Charakteriſtiſch für Friedrich Auguſt iſt unter anderem nach der Seite des Wohlanſtändigen und Sittlichen jene Affaire des Geheim-Sekretärs Piani, der im Schloſſe eben einer Kammerdienerin einen Kuß raubt, als der junge Kurfürſt darüber zukommt. „Seid ihr verlobt?“ fragt der Kurfürſt, und da das Mädchen raſch mit dem „Ja“ bei der Hand iſt, ſtimmt auch Piani, ſich entſchuldigend, bei, worauf der Kurfürſt ihn bei Worte hält und Sorge trägt, daß der galante Geheim-Sekretär ſich mit ſeiner quasi Erwählten in die Ehe begiebt. Wenige Jahrzehnte früher hatte aus Dresden ein Vater ſeiner nach Italien reiſenden Tochter den Rat gegeben, ſich drüben, wie die Sitte es erfordere, einen Begleiter zuzulegen. Unterm 6. Juni 1759 ſchrieb der Miniſter Brühl in einem ſeiner noch ungedruckten Briefe an ſeine Tochter Amalie in Wien: Der König (Auguſt III.) ſage ihm in ihrem betreff „qu'il faut absolument en Italie un officier qui donne le bras, un bracciere . . .“

Die Nähe dieſer Periode entſetzlicher Sittenloſigkeit will eben, wenn man für das Verſtändnis der ſpröden, unzugänglichen, ſcheu ſich abſperrenden Haltung Friedrich Auguſts den richtigen Standpunkt gewinnen will, im Auge behalten ſein. Was hatte die kurze, zehnwöchentliche Regierung ſeines Vaters an der furchtbaren Zerrüttung Sachſens zu ändern vermocht? Und auch die darauf gefolgten fünf Jahre — 1763 bis 1768 — während welcher der Vormund Friedrich Auguſts, der militäriſch ſtraffe Adminiſtrator Prinz Xaver dem verarmten Lande und vor allem auch der dezimierten Armee desſelben aufzuhelfen ſuchte, wie wenig hatten ſie dem allgemeinen Notſtande abgeholfen! Was zehn Jahre früher — 1758 — auf Prinz Xavers, des damals franzöſiſchen General-Leutnants, Aufforderung zur Befürwortung der Übergabe Göttingens der Rektor Käſtner da-

ſelbſt geantwortet hatte: Er habe fünf Jahre lang in Leipzig als Extraordinarius ſo gründliche Hungerſtudien gemacht, daß er hoffen dürfe, bei der vom Prinzen Xaver angedrohten Aushungerung der Stadt jetzt als Beiſpiel voranzuleuchten — das war damals eine Antwort, die auch von unzähligen anderen, welche nicht Extraordinarius geweſen waren, hätte gegeben werden können. Zwei Jahre erſt hatte Friedrich Auguſt — damals 20 Jahre alt — ſelbſtändig regiert, als Sachſen durch zwei nach einander folgende Mißernten ſo ſchwer heimgeſucht wurde, daß die Hungersnot 150,000 Menſchen wegraffte; ſelbſt die arge Hungersnot von 1617 war nicht ſo verheerend aufgetreten. Kein Wunder, wenn dem jungen Fürſten die aus einer freudloſen Jugend in die reiferen Jahre mit herübergenommene Gewöhnung blieb, vor allem nur ſeiner Obliegenheiten ſich bewußt zu ſein und dabei durch Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit zu erreichen, was genialer beanlagten Naturen oft durch ein glückliches Wagnis gelingt. Dieſe Pflichttreue, Arbeitſamkeit und Sittenſtrenge hat nicht verhindern können, daß nach Friedrich Auguſts faſt vierzigjährigen aufopfernden und ſegensreichen Regierungsmühen über Sachſen eine Periode hereingebrochen iſt, in welcher mit Sicherheit den richtigen Weg zu finden auch ſelbſt dem umſichtigſten Politiker unmöglich geweſen wäre. Auf dem ihm aufgezwungenen, nicht von ihm geſuchten und gefundenen Wege zu verharren und deutſche Treue ſelbſt angeſichts des mit ihr getriebenen ſchnöden Mißbrauchs nicht zu verleugnen, dies Verhalten entſprach dann wieder jener ihm ſchon von dem greiſen Preußenkönig nachgerühmten Unfähigkeit, ein gegebenes Wort zu brechen — vom politiſchen Standpunkte aus unter Umſtänden gewiß ein Mangel, wie die Weltgeſchichte auf unzähligen ihrer Blätter von jeher gelehrt hat.

Aber zu der Zeit, deren ungefähre Phyſiognomie, mit bezug

auf die Geburtsstätte der Prinzessin Amalie, hier zu skizzieren ist, ahnte man noch wenig, welche Stürme das künftige Jahrhundert in seinem Schoße barg. Jenseits des Rheins zitterte der Boden von vulkanischen Erschütterungen unheilverkündender Art, und in Pillnitz mußte Friedrich August die zu Beratungen über die Notlage der französischen Königsfamilie zusammen gekommenen Fürsten und Fürstenvertreter willkommen heißen; was jedoch dem Ergebnis dieser Beratungen, der kläglichen Kampagne von 1792, folgen würde, das lag noch hinter dichten Wolken.

Nach heutigem Maßstabe gemessen, erscheint, was damals beschlossen und bald darauf ins Werk gesetzt wurde, außer allem Verhältnis zu dem Brande, den man pflichtschuldigst ausblasen zu müssen glaubte. Aber schon die Entfernungen zwischen den heute einander durch Telegraphen und Eisenbahnen fast bis zum Handgreifen nahe gerückten Ländern waren im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts noch so unglaublich große, daß zum richtigen Verständnis mancher Maßnahmen jener Zeit und vor allem ihrer nebensächlichen Zustände, ein Hinweis auch hierauf nicht überflüssig sein dürfte. Es war keineswegs einzig der Kurfürst von Sachsen, der, nach dem Ausdrucke Berenhorsts, „gleichsam auf einem Felsenschlosse, vom Meer umflossen," saß. Der Mangel an Verkehrswegen, die Unsicherheit der Straßen und die Plackereien, welche aus buntscheckigen Münz-, Zoll- und Kontroll-Systemen aller Orten erwuchsen, sorgten dafür, daß fast jedes Land den Charakter solches vom Meere umflossenen Felsens hatte.

Ergötzlich wirkt die Schilderung einer Marterfahrt, über welche aus sicherer Ferne — aus Hamburg — ein schwedischer Kammerrat unterm 2. November 1805 — selbst damals hatte sichs also noch nicht gebessert — gegen den Kurfürsten Beschwerde

führt. Von Jena bis Naumburg — jetzt etwa 1 Stunde Wegs — war er mit der Post von 12 Uhr mittags bis 8 Uhr abends unterwegs gewesen. Dann hatte der Unglückliche noch die ganze Nacht durch fahren müssen und war doch erst um 11 Uhr vormittags nach Halle gelangt — jetzt wieder etwa 1 Stunde Eisenbahnfahrt. Der kurfürstliche Postwagen, klagt er, sei ohne alle Bequemlichkeit gewesen: „kein Stuhl, kein Sitz, keine Bedeckung;“ um sich einigermaßen gegen das Herabstürzen zu sichern, habe man abwechselnd gewacht, was aber nicht durchzuführen gewesen sei. — Und doch blickte man damals gewiß mitleidig auf die Zeit zurück, wo Kardinal Cuspiniani, um sich von Rom zum Konzil in Konstanz zu begeben, sieben Wochen gebrauchte; wo die Gesandtschaft des Grafen Kufstein auf die Reise von Wien nach Konstantinopel 15 Monate verwendete; und wo der Herzog Julius von Braunschweig den Gebrauch der Kutschen als unwürdig deutscher Nation und als unmännlich geradezu verbot. Ja, wie war es dem Kurfürsten August I. ergangen, als ihm im Lenz Anno 1583 der Gebrauch des Schwalbacher Wassers verordnet worden war? Sein auf Suche nach dem unbekannten Orte im Frühjahr zu Roß nach dem Rheingau ausgerittener Kurier braucht den ganzen Sommer, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen, und kommt erst im Herbst wieder heim. Erst im nächsten Mai kann der Kurfürst solcherart der Weisung seines Medikus folge geben, worauf er dann aber mit einem Troß von 209 Berittenen und 16 Leibpferden gen Schwalbach aufbricht und dasselbe in 18 Tagen erreicht.

Reichhardt in seiner schon erwähnten Reise nach Wien hebt denn auch als besonders löblich hervor, daß man von Leipzig bis Dresden — jetzt 2 Stunden 20 Minuten — nur 1½ Tag gebrauche: „in 1½ Tag bin ich sehr bequem hergefahren;“ in

langen Sommertagen, meint er, genüge wohl gar ein einziger Tag.

Nicht viel raſcher kam man zu Waſſer aus der Stelle. Am 7. September abends Anno 1799 verſchwand unter geheimnisvollen Umſtänden eine Fürſtin von Hohenlohe, geb. Hoym, aus dem Hotel de Pologne in Dresden. Man hatte auf einen Mord ſchließen ſollen; aber da ihre Leiche nirgend zu finden war, kam man auf die Idee einer freiwilligen Entführung und erwiſchte ſie und ihren Entführer wirklich am 9. September morgens in Torgau, woſelbſt ihr am 7. von Dresden abgegangenes Schiff ſoeben erſt eintraf.

Daß zwiſchen Dresden und Tharand, wo Schiller 1787 weilte, alles per Botenfrau gehen mußte, iſt ſelbſtverſtändlich; dieſe Art Poſt, die auch Weimar und Jena verknüpfte, hat ſich noch ſehr lange erhalten und iſt, auch nach Einführung der ſtaatlichen Poſt, noch geraume Zeit neben der letzteren hermarſchiert. Wie aus einem entlegneren Jahrhundert dagegen mutet es uns an, wenn Schiller aus Tharand an ſeinen Freund Körner ſchreibt, man habe ihm geſagt, daß ſich Reitpferde in Dresden zu 6 Groſchen per Tag, außer Futter und Stallung, miethen ließen, weshalb er dem Freunde vorſchlage, auf den Sommer mit ihm Moitié zu machen, „in den Tagen, wo du nicht reiteſt, brauche ichs.“

Über Deutſchlands litterariſche Zuſtände an der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts würde ein Gang durch das ſchon erwähnte Seifersdorfer Thal, wenn ſelbſt nur an der Hand des Körnerſchen Briefs vom Oktober 1787, zu orientieren im ſtande ſein, wenigſtens ſoweit berühmte Namen einem ganzen Zeitabſchnitt eine beſtimmte Beleuchtung geben. Außer alten Porzellanvaſen und Marmorkaminen, Sarkophagen und Hütten, deren eine dem Andenken des Pythagoras geweiht war, und

außer Inſchriften und Altären gab es dort die Büſten namhafter litterariſcher Zeitgenoſſen, an ihrer Spitze das ungleiche Drei-Geſtirn Goethe, Herder, Wieland. Goethes öfterer Beſuche in Dresden geſchah ſchon Erwähnung; Schillers Don Carlos hängt mit des Dichters längeren Aufenthalten in Tharand, Dresden und Loſchwitz zuſammen, leider nicht zu ſo hoher Befriedigung des Dichters, wie wir Nachlebenden es uns wohl vorſtellen; drei Jahre habe er daran gearbeitet, ſchrieb er im Rückblick auf dieſe doch ſo reiche Periode ſeines Schaffens an Körner, und wie habe das Publikum ihm ſeine Arbeit gelohnt? Mit Unluſt. Fünf bis ſechs Monate denke er jetzt an ſeine niederländiſche Geſchichte zu ſetzen, und dieſe fünf bis ſechs Monate würden ihn vielleicht „zum angeſehenen Manne machen," ſei man doch demjenigen am dankbarſten, der einem das, was man lernen müſſe, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend mache — eine bittere Beobachtung, die freilich ſeitdem nichts an ihrer thatſächlichen Richtigkeit verloren hat. — Neben den ſogenannten Klaſſikern, und vor ihnen wohl eigentlich bevorzugt, fanden denn auch minder hervorragende Autoren in Dresden wie anderwärts ihr dankbares Publikum. Weißes Kinderfreund war die Lieblingslektüre der Jugend und erlebte in ſechs Jahren fünf Auflagen. Die Romane von Spieß, Schilling, Meißner und Schlenkert zirkulierten in Stadt und Vorſtadt, und vor allem Schlenkert, deſſen „Friedrich mit der gebiſſenen Wange" und deſſen „Kaiſer Heinrich IV." in gefälliger Form über Dinge orientierte, die man doch einmal „lernen mußte," genoß großen Anſehens. Anſpruchsvollere Leſer und Leſerinnen ſuchten ſich darüber klar zu werden, ob die Gellertſche Periode, welche wenig oder gar nicht von Vaterlandsliebe und von Staatspflichten, aber deſto wärmer von Tugend und Freundſchaft und von Herzensgüte und Empfindſamkeit erfüllt geweſen war, als

abgeschlossen und überwunden betrachtet werden dürfe; ob man mit Friedrich II. die Klopstockische Messiade als eine „sehr überflüssige" Nachahmung Miltons beiseite schieben und sich auch von Klopstocks unaufhörlichem Verherrlichen einer Zeit abwenden sollte, die jenseits aller kontrollierbaren Überlieferung lag; ob man sich endlich nicht minder dem bisherigen Suchen nach dem kürzesten Wege zur „Glückseligkeit" entschlagen und auf Kants Lehre von den „Pflichten" schwören müsse, um mit dem sächsischen Landsmann Johann Gottlieb Fichte dann etwa zu dem Ausspruche zu gelangen: „ich bin überzeugt, daß hienieden nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und Mühen ist und daß jede Freude weiter nichts, als Stärkung zu weiterer Mühe sein soll," eine Weltanschauung, welche glücklicherweise nach und nach immer allgemeiner als die richtige erkannt wurde.

Übrigens ist das Geburtsjahr der Prinzessin Amalie auch dasjenige der „Horen" und der Freundschaft Goethe und Schillers, und um mit wenigen allbekannten Namen jene litterarische Periode zu kennzeichnen, wird es genügen, einige derjenigen Schriftsteller zu erwähnen, um deren Mitarbeiterschaft an den „Horen" Schiller sich im Jahre 1794 bewarb; es sind, außer den Weimaranern, Kant, Fichte, Garve, Engel, Jacobi, Klopstock, Voß, Baggesen, Lichtenberg, Thümmel, Wilh. von Humboldt, Heinse, Schlosser, Matthison, Salis und Reinhold. Im selben Jahre drang Schiller in Goethe, er möge sein Faust-Fragment — mehr war davon noch nicht bekannt — vervollständigen, und Goethe konnte auch jetzt noch nicht zu dem Entschlusse kommen, das weiter von dem ersten Faustteil vorhandene Manuskript nur selbst wieder durchzusehen; „ich wage nicht, das Paket aufzuschnüren," lautet seine Antwort.

Es bleibt noch etwas über die damaligen Theaterzustände

Dresdens zu sagen. Friedrich August, ein abgesagter Feind aller Willkür und aus dieser seiner Abneigung heraus selbst Abweichungen in dem geregelten Gange des Tagesherkommens nicht mögend, besuchte das Theater, so oft keine zwingenden Verhinderungen ihn davon abhielten. Gleich seinem Zeitgenossen König Friedrich Wilhelm III. zog er heitere Theaterstücke den Tragödien vor, doch verschloß er sich unter Umständen auch nicht den Kunstwirkungen der Tragik; unter anderem hat ihn Schillers Jungfrau von Orleans mächtig ergriffen; gegen die Herzogin-Mutter von Weimar äußerte der Kurfürst im Jahre 1802 sogar, es sei „sein allerliebstes Stück." Ob Körner nicht zu schwarz sah, als er 1802 an Schiller über die „seltsamen Rücksichten" schrieb, die Baron von Racknitz, der damalige directeur des plaisirs, bei verfänglichen Stellen in neuen Stücken nehme, wird schwer festzustellen sein. In bezug auf Gozzi-Schillers damals neue Turandot schrieb Körner: „ein unglücklicher vertriebener König, fürchte ich, wird schon Kontrebande sein. Es erinnert an Frankreich. Ein Kanzler Pantalon ist nun gar ein Gräuel, um so mehr, als gerade der jetzige Kanzler manches Lächerliche hat. Er und Tartaglia werden wohl zu ersten Mandarinen werden. So steh ich auch nicht für die Köpfe auf dem Thor. Habe Geduld mit der Dresdner Schwachheit." — Sehr wahrscheinlich wußte wenigstens der Kurfürst nichts davon, und der um seine Stelle besorgte Herr von Racknitz wollte sich nur nicht der Gefahr aussetzen, von irgend einem ihm feindlichen Hofkavalier in Verlegenheiten gebracht zu werden. Aus ähnlicher Vorsicht hatte fünfzig Jahre früher Rabener nach seiner Niederlassung in Dresden an einen Freund geschrieben: „In Dresden habe ich noch keine Feder angesetzt . . . . Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt . . . Das Thema, zu welchem ich so

viel Luſt hatte, ‚der allezeit fertige Bankeruttierer,‘ muß ich weglaſſen; es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken.“ Auch die von Körner erwähnten und nach ihm oft zitierten Dresdner Textverbeſſerungen: Genius ſtatt Gott, in der Jungfrau von Orleans; ich will das meinige thun, ſtatt: Ich will beten gehen, in Hamlet; und: Da iſt kein — Strich (ſtatt Himmelſtrich) für ſolche Blumen, im Don Carlos, ſind, wenn ſie nicht auf Ironie beruhen, wohl lediglich ein Beweis von dem ungeſchickten Übereifer ängſtlicher Hofchargen oder der dieſe wieder bedienenden Untergebenen, zugleich freilich auch von der Unzweckmäßigkeit ſolcher Eingriffe, denn ſie hängen ſich klettenartig an ganze Zeitabſchnitte und laſſen ſich nicht wieder abſchütteln; geradeſo wie es wenig verſchlägt, daß der vielverſpottete, dem geheimen ſächſiſchen Konſilium Anno 1793 vorgelegte Entwurf einer Rangordnung bis 1808 liegen geblieben und dann zur Umarbeitung zurückgegeben worden iſt, ohne daß er je Geſetz wurde — man gaudiert ſich demungeachtet noch heute an ſeinen 126 Klaſſen und an der Rangierung der Sprach- und Tanzmeiſter bei den Stadtſchulen in die 89. Klaſſe, der Schreib- und Rechenmeiſter in die 111., der Kaufmannsdiener in die 112., der Stadtpfeifer in die 117. u. ſ. f.

Die franzöſiſchen Theatervorſtellungen hatten bereits 1770 aufgehört, zugleich das in den Nebenzimmern des Theaters während der Vorſtellungen der Franzoſen für die Beſucher des erſten Ranges herkömmlich geweſene Pharaoſpiel. Auf Ausſtattungs-Opern wurde ſeit der noch ſehr koſtſpielig geweſenen Feſtoper bei Gelegenheit der Vermählung Friedrich Auguſts — 1769 — nichts mehr verwendet; der Kurfürſt konnte bei der unerläßlichen Notwendigkeit eines aufrichtig durchgeführten Sparſyſtems weder an ſolche Aufwendungen denken, noch hätten ſie ſeinem Geſchmack entſprochen; er hatte mehr Freude an der

Opera buffa der italienischen Truppe seines jeweiligen, durch bestimmte Zuschüsse subventionierten Entrepreneurs. Daneben wurde das deutsche Singspiel gepflegt, vor allem in dem kleinen Theater auf dem Linckeschen Bade, das seit 1775 in regelmäßigen Gebrauch gekommen war und in welchem — aber beträchtlich später — auch die italienische Truppe sich zu Vorstellungen verstand. Man rühmt dem Kurfürsten ein sehr feines musikalisches Gehör nach, und wenn auf der Bühne oder im Orchester ein falscher Ton erklang, pflegte sich in der königlichen Loge ein mißbilligendes Räuspern vernehmen zu lassen. Zu den Chören wurden die Altisten und Sopranisten des Gymnasiums zum heiligen Kreuz herangezogen und zwar bis zu Karl Maria von Webers Anstellung im Jahre 1816. An Freitagen und Sonntagen war das Theater geschlossen.

Als Kapellmeister, denen in sonderheit der kirchliche Dienst oblag, fungierten nach einander, beziehungsweise miteinander, Schürer, Naumann, Schuster und bis kurz vor Friedrich Augusts Heimgang K. M. v. Weber.

Es wird schließlich über das Kostüm der hier in Rede stehenden Zeit noch einiges zu sagen sein. Da der Kurfürst, seiner ganzen Natur nach, die Verbesserung der Zustände seines Landes und Volkes auf dem Wege schrittweiser, nicht sprungartiger Reformen zu erreichen, sich am besten befähigt fühlte, so war ihm auch nicht sympathisch, was schon durch auffallende äußerliche Veränderungen sich, als zu den gewaltsamen Neuerern zählend, kennzeichnete. Der neapolitanische Geschichtschreiber Coletta versichert, im Jahre 1799 habe in Neapel als Jakobiner gegolten, wer nicht mit einem Zopfe versehen gewesen sei. In Deutschland hatten die sogenannten Philantropins dem Zopf und Puder schon lange vor dem Ausbruch der französischen Revolution den Krieg erklärt. Der Naturzustand, in welchem

aller Orten das Geſchlecht der Bauern ſich ſchlecht und recht in einer gewiſſen Kernhaftigkeit erhielt, war zwar von den Idyllendichtern nicht nach dem Leben geſchildert worden, und Garves hartes Urteil in ſeiner Schrift „über den Charakter der Bauern“ (1796) konnte auch nicht darüber in Zweifel laſſen, daß in jenen untern und zum Teil noch von der Leibeigenſchaft übel beeinträchtigten Schichten nicht alles nachahmungswert ſei. Dennoch waren die Schriften Lockes, Sulzers, Rouſſeaus nicht ohne ſtarke Wirkung geblieben. Baſedow, Salzmann, Iſelin, Campe und andere fanden mit ihrer Abſage von den bisherigen verkünſtelten Erziehungsmethoden zahlreiche Anhängerſchaft, die beiden Grafen Stolberg badeten am lichten Tage im Züricher See — ſehr zum Verdruß der dortigen Landleute, die dergleichen bäuriſche Freiheiten nur für ihresgleichen als ſchicklich betrachten mochten — und Jean Paul verſchwor bei der Kunde von der Einnahme der Baſtille ſo Zopf wie Halsbinde. Wenn man bedenkt, daß z. B. auf der Donau zwiſchen Regensburg und Wien die „Leute mit Puder“ einen Dukaten zahlten, die ſogenannten „gemeinen Leute“ nur zwei Gulden, die Handwerksburſchen, ſofern ſie ruderten, nichts, ſo kann man nicht in Abrede ſtellen, daß mit dem Aufgeben jener lange herrſchend geweſenen Mode mehr geſagt war, als daß man ſich von einer Unbequemlichkeit frei machen wolle.

Es wird in dem Tagebuche der Prinzeſſin von dem ſpäteren großen Ereigniſſe die Rede ſein, daß ihre Brüder, die Prinzen Friedrich und Johann, zum erſtenmale ohne Zöpfe erſcheinen. Den Kurfürſten und die beiden Prinzen Anton und Max und ebenſo den ganzen Hofſtaat hat man ſich gepudert vorzuſtellen. Prinz Anton war daneben der Tabakspfeife ſehr zugethan, pflegte jedoch die Geſellſchaft nicht damit zu beläſtigen, ſondern rauchte abſeits in einem der Pavillons des Gartenpalais auf

der Langengasse; natürlich rauchte er Pfeifen, die Zigarren kamen erst in Deutschland in Aufnahme, als man von den spanischen Soldaten Napoleons gelernt hatte, daß man den Tabak selbst zu einer Pfeife machen könne. „Wie die lebendigen Teufel sehen die Kerle aus," sagte der alte Voß zum Grafen Wolf Baudissin, als Voß auf dem Hamburger Jungfernstieg den ersten Zigarrenrauchern im Dunkeln begegnet war. — Sowohl Prinz Anton wie Prinz Max entzogen sich nach Möglichkeit dem strengen Zeremoniell des Hofes, wurden auch in den Straßen zu Fuß gesehen, zumeist im dunklen Hofkleide mit Kniehosen, seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen, barhaupt, den Chapeaubas unter dem Arm, wie denn Prinz Max auch später in den Straßen Madrids, dadurch daß er unbedeckten Hauptes in der Sonne spazieren ging, das Volk zu der besorgten Warnung veranlaßte, er werde einen Sonnenstich bekommen. Um auch über die militärischen Erscheinungen am Hofe einigermaßen zu orientieren — und der Administrator Prinz Xaver hatte ja dem sächsischen Hofe eine teilweise so militärische Tournüre gegeben, daß der Tourist Dutens, als er mit seinem Zögling Lord Algernon Percy im Jahre 1770 zur kurfürstlichen Tafel gezogen wurde, den Oberstallmeister „gestiefelt und gespornt" zum Nachbarn hatte — so sei der Schilderung gedacht, welche ein Leipziger im Jahre 1800 von den kurfürstlichen Soldaten entwarf, die er in dem zwischen Pillnitz und Dresden aufgeschlagenen Lager gesehen hatte. Er sagt, dies Lager habe den in Menge dahin geströmten Sachsen Gelegenheit gegeben, auch „eine große Zahl fremder Offiziers-Uniformen zu erblicken, und wennschon die sächsische Kavallerie nicht nur durch ihre Haltung und Equipierung, sondern auch durch die Zierlichkeit ihrer Uniformierung imponierte, so stach doch die der Infanterie- und Artillerie-Offiziere mit den sehr kleinen Hüten und dem

altmodiſchen Schnitt der Kleidungsſtücke gegen die ſchon damals ſehr große Eleganz der preußiſchen Garde-Uniformen gewaltig ab.“ Er tadelt dann die damalige Wochenuniform der Kadetten, „die in Rock, Hoſe und Weſte von braunrotem Tuche mit meſſingenen Knöpfen beſtand, dazu weiße baumwollene Strümpfe und Schuhe mit meſſingenen Schnallen, den kleinen dreieckigen Hut, ohne Kordons und Degen. Von Mänteln und Kapotts,“ fährt er fort, „ſei damals bei der ſächſiſchen und ebenſo bei der preußiſchen Infanterie, nichts zu ſehen geweſen, mit Ausnahme der Mäntel für die Schildwachen. Die ſächſiſche Infanterie trug über der Uniform leinene Kittel. Bei Paraden wurden dieſe abgelegt und die Truppen präſentierten ſich alle wohl gepudert und pomadiſiert und mit gleich langen und ſtarken Zöpfen und Seitenlocken geſchmückt; die Offiziere waren mit langen Spontons und nicht ſelten mit Zopfperrücken verſehen.“

Aus den Tagebüchern.

Erſter Abſchnitt.

Die Kindheit.

(1794—1810.)

Die Auszüge aus den Tagebüchern der Prinzeſſin werden nach dieſen allgemeinen Vorbemerkungen nur noch hier und da mit kurzen Notizen zu verſehen ſein. Dieſe mögen hier mit Altersangaben der nächſten, den Hofkreis bildenden Verwandten der Prinzeſſin beginnen. Bei der Geburt der kleinen Prinzeſſin Amalie war der Kurfürſt Friedrich Auguſt 44 Jahre alt, ſeine Gattin, Kurfürſtin Marie Amalie, 42 Jahre, Prinzeſſin Auguſte, die Tochter des kurfürſtlichen Paares, 12 Jahre, Prinz Anton, der nachmalige König, 39 Jahre, ſeine Gattin, Prinzeſſin Thereſe, 27 Jahre, Prinz Max, der Vater der Prinzeſſin Amalie, 35 Jahre, ſeine Gattin, ihre Mutter, Prinzeſſin Karoline, 24 Jahre; endlich der Prinz Xaver 64 Jahre, Herzog Albert zu Sachſen-Teſchen 56 Jahre, Erzbiſchof Klemens 55 Jahre, Äbtiſſin Kunigunde 54 Jahre, Prinzeſſin Eliſabeth 48 Jahre, Prinzeſſin Marianne 33 Jahre. Von dieſen ſechs nahen Verwandten hatten jedoch nur die letzteren beiden Prinzeſſinnen ihren ſtändigen Aufenthalt in Dresden. Regelmäßige Notizen über Familien-Vorgänge heben mit dem 8. Februar 1796 an, wo eines Frühſtücks bei der eben erwähnten Prinzeſſin Eliſabeth (unverheiratete Tochter König Auguſts III., geb. 1746) Erwähnung geſchieht zu Ehren des „Jubiläums

ihres Bettes;“ dasselbe war mit Blumen geschmückt und mit 50 Lichtern erleuchtet.

Am 23. November desselben Jahres läßt der Vater, Prinz Max, durch die kleine zweijährige Prinzessin Amalie dem Kurfürsten von Trier, dem schon erwähnten Prinzen Klemens Wenzel, ebenfalls Sohn Augusts III., geb. 1739 zu Hubertusburg, 1763 Bischof zu Freising und Regensburg, 1768 Erzbischof von Trier, Verse überreichen. Der Kurfürst hatte am 13. in Dresden gefirmt. Derselbe schenkt ihr am 14. Dezember viele Spielsachen.

Von den kleinen Festlichkeiten, welche vor allem im Hause des Prinzen Max beliebt waren, giebt eine Notiz aus dem Jahre 1798 einen ersten ungefähren Begriff, und zwar berichtet Prinzessin Amalie, wie sie erwähnt, Einiges schon aus dem Gedächtnis. Es galt nach der Geburt ihres Bruders, des Prinzen Klemens, den Kirchgang der Prinzessin Karoline, seiner und ihrer Mutter zu feiern. Im Garten des kleinen Max-Palais auf der Ostra-Allee in Dresden hat man die Kinder der Hausleute zunächst mit Guirlanden aufgestellt und dadurch ein C (Caroline) bilden lassen. Die Hautboisten bliesen dazu. „Während wir Kinder eine Polonaise tanzten, sangen die Leute meines Vaters einen Chor; dann hatten sie ein Topfschlagen. Müller, der Lakai, zerschlug den Topf; ich erinnere mich noch auf den Hahn, welcher herausflog. Auf der andern Seite spielten die Stallleute Sackspringen. Die Harfenweiber machten Musik.“

„Wir Kinder“ möchte wohl nicht allein auf die Kinder des Prinzen Max zu beziehen sein, denn die damalige einzige Schwester der vierjährigen Prinzessin Amalie, Prinzessin Marie, war erst 2 Jahre alt und der Bruder, Prinz Friedrich August, war erst 1 Jahr; Prinz Klemens war das vierte Kind.

„Die Harfenweiber spielten fast täglich bei uns,“ heißt es

an einer anderen Stelle, und in der That scheinen sie namentlich während des allsommerlichen Hoflagers in Pillnitz nur selten bei Familienfesten gefehlt zu haben.

Im selben Jahre hat die lebhafte kleine Prinzessin einen Unfall, der nicht ohne eine bleibende Narbe abgelaufen sein dürfte. „Am 4. Oktober fiel ich im Wagen in eine Fensterscheibe und zerschnitt mir die Nase. Der Hofrath Pohle heftete sie zusammen."

Am 24. Dezember bekommt chère tante (Therese, geb. 1767, die zweite Gattin des Prinzen, späteren Königs Anton, eine Tochter des römischen Kaisers Leopold II.) vom Prinzen Albrecht (Herzog von Sachsen-Teschen) eine „Uhr von der Arbeit des Kaisers Leopold," ihres Vaters.

1799 am 6. Januar geschieht zum erstenmal des seitdem regelmäßig am heiligen Dreikönigstage wiederkehrenden Bohnenfestes Erwähnung. „Die Tante M. A. (Marianne, die unverheiratet gebliebene jüngste Tochter des Kurfürsten Friedrich Christian, geb. 1761) bekam die Bohne und wählte den Fritz zum Könige. Ich wurde Fee des Hofs und Marie wurde Pimperle."

„Marionetten-Komödien bei Papa" kommen häufig vor und scheinen große Freude zu bereiten. Unterm 3. Juli findet eine solche Komödie unter dem Namen „Judith" Erwähnung, ohne Zweifel eine tragi-komische Aufführung.

Bald darauf kann die kleine fünfjährige Prinzessin über ihre erste Schreibeleistung berichten. „Die Harfenweiber singen ein vom Papa für die Tante Marianne komponiertes Lied. Ich gab ihr den Text, von meiner Hand geschrieben."

Aber wenn die Marionetten-Judith vielleicht noch als eine Farce vorüberging, so läßt eine Notiz vom 24. November vermuten, daß die fünfjährige Prinzessin sich über andere Dinge, die sie hörte, schon Gedanken zu machen begann. Es kommt

„die J. B. nach Hofe. Geſchichte ihrer Heirat mit dem alten Manne, die mich ſehr frappierte."

Am 1. Januar 1800 nimmt man ſie zum erſtenmale mit in die Kapelle.

Am 13. Februar giebt es wieder Gelegenheit, einen Kirchgang der Mutter der Prinzeſſin „im bayriſchen Zimmer" zu feiern. „Wir ſtanden mit Guirlanden auf den Fenſterbrettern; auf dem letzten ſaß die Amme mit der (neugebornen) Nany. Alles war maskiert und man tanzte."

Acht Tage darauf giebt es als Nachtrag oder zu Ehren des Karnevals noch einen kleinen Ball, „wobei wir und die Damen maskiert waren. Ich war als Königin da, Marie als Junge, Fritz als Köchin."

Im Mai ſchreitet man zu der Impfung der drei Kinder Amalie, Marie und Fritz. Die Sache war damals in den meiſten Städten Deutſchlands etwas Neues. Dr. Jenners Unterſuchungen über die Kuhpocken-Impfung als Schutz gegen die Menſchenblattern reichen zwar bis 1775 zurück, und nachdem er ſich darüber im Jahre 1788 einig geworden war, begann man hier und da ſelbſtändig mit Impfungen zu experimentieren; ſo ſchreibt Schiller im Jahre 1788 an Körner, „es ſind gegenwärtig bei 40 Kinder hier (in Weimar) inokuliert, nachdem der Anfang mit dem Prinzen und der Prinzeſſin gemacht worden;" erſt 1794 meldet aber Körner auch die Impfung ſeiner Kinder.

Dr. Jenners berühmt gewordenes Experiment mit der Blattern-Impfung des durch Kuhpocken-Impfung ſchon geſchützten Knaben James Phipps datiert noch 2 Jahre ſpäter, vom Jahre 1796. Es gab heftige Kontroverſen unter den Ärzten jener Zeit, und die beiden großen Nationalbelohnungen (10,000 und 20,000 Pfund Sterling) waren dem Dr. Jenner noch nicht zuerkannt worden. Der von dem Prinzen Max in

betreff seiner Kinder gefaßte Entschluß mochte solcher Art nicht leicht durchzusetzen gewesen sein. Man beobachtete denn auch Absperrungsmaßregeln, wie sie jetzt nicht mehr üblich sind. Die „Okulierung" fand im Garten des Max-Palais statt. Zwei Tage später kamen die Eltern unter die Fenster des Gärtnerhauses (wo die drei Geimpften also Quarantäne halten mußten), um nach ihnen zu sehen. Auch die ärztliche Leistung galt jedenfalls für sehr riskant; denn drei Wochen darauf, als alles glücklich verlaufen ist, wird der Arzt, welcher die Impfung besorgte, Dr. Magnus, vom Kurfürsten mit 2000 Thalern belohnt, und die kleine Prinzessin Amalie darf ihm eine Dose überreichen, auf welcher sich ihr Porträt und das ihrer beiden Leidensgenossen befindet.

Nach weiteren drei Wochen feiert man das glücklich überstandene Ereignis noch durch ein Fest mit Musik, Transparents und Tanz. „Beim Dessert teilten wir Bonbons aus an Alle, die uns bei den Blattern beigestanden hatten."

Als dann im folgenden Jahre auch die nächstgeborenen drei Geschwister (Klemens, Anna und Johann) glücklich geimpft worden sind, läßt der Oberstthofmeister Jurkowsky, zur Erinnerung an die beiden „Inokulationen," am Pillnitzer Schloßteiche ein „Repos" bauen, das er mit einer französischen Inschrift versieht:

Dis au promeneur que tu n'existes, qu'en mémoire de l'inoculation heureuse etc. etc.

Über den Unterricht, welchen die prinzlichen Kinder genossen und ebenso über die den älteren derselben allmählich zugänglich gewordenen Bücher, finden sich in dem Tagebuch der Prinzessin nur ganz vereinzelte Notizen; aus der ersten Kindheit gar keine. Da sie sowohl, wie ihre sechs Geschwister — die Jüngste war die Prinzessin Josepha — im späteren Leben eine

sehr vielseitige und keineswegs oberflächliche Bildung zeigten, so würde schon hieraus zu folgern sein, daß es ihnen nicht an guter Anleitung gefehlt haben kann. Näheres findet sich aber in den Aufzeichnungen des Prinzen, späteren Königs Johann, welche Dr. J. P. von Falkenstein in seinem Charakterbilde König Johanns mitteilt, und so mag aus dieser Quelle hier das Nötige eingeschaltet werden. „Der Vater," schreibt Prinz Johann, „nahm sich der Erziehung seiner sieben Kinder mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit an und gab uns selbst den ersten Unterricht im Lesen, Rechnen, Schreiben, sowie in der Religion. Noch steht in einem Zimmer des Schlosses, wo alle Erinnerungen an ihn vereinigt sind, der Schreibtisch, ein Geschenk meiner seligen Mutter, an dem jeder von uns sein Schubfach mit seinem Namenszug bezeichnet hatte und an dem er uns Unterricht gab."

Wie innig überhaupt Prinz Max an seinen Kindern hing, mag noch eine Stelle aus dem ersten Briefe darthun, welchen er seinen Söhnen, den Prinzen Johann und Klemens, nachsandte, als er sie im Jahre 1821 nach Italien auf die Reise entlassen hatte:

„Ich kann euch gar nicht beschreiben, was ich empfand, als ich euren Wagen fortfahren sah. Ich lief trotz heftigen Regens spazieren, um mich einigermaßen zu beruhigen; nun bin ich also verlassen und meine Gedanken folgen, mein ganzes Herz ist bei euch. Ist es doch mein einziger Trost, daß ich versichert bin, von euch geliebt zu werden und daß ihr daher recht oft an mich denken werdet."

Hier auch noch die von dem Prinzen Johann gegebene Charakteristik seiner Brüder und Schwestern.

„Eine schöne Lichtseite meiner Kindheit," schreibt er, „war der Kreis der Geschwister, der mich umgab. Wir waren drei

Brüder und vier Schwestern, die fast immer mit einander waren und sich innig liebten. Die innige Freundschaft, die uns verband, ist im ganzen Leben unverändert geblieben, denn es kann keine zuverlässigere Zuneigung geben als die, welche in den frühesten Kinderjahren ihren Ursprung hat. Als dem Vorletzten unter den Geschwistern stand mir in jenen frühesten Lebensjahren meine jüngste Schwester Josepha, später Königin von Spanien, am nächsten; geist- und phantasiereich waren besonders meine Schwestern Amalie und Marie Anna, später Gemahlin des Großherzogs Leopold von Toscana, und mein ältester Bruder Friedrich August. Meine Schwester Marie, später Gemahlin des Großherzogs Ferdinand von Toscana, zeichnete sich besonders durch klaren praktischen Verstand und Fleiß aus. Am wenigsten hervorragenden Geistes war vielleicht mein zweiter Bruder Klemens, er hatte aber ein gutes, treffliches Herz."

Soweit diese, den Ereignissen vorgreifende Einschaltung.

Bald nach der Geburt des siebenten Kindes, der kleinen Josepha, am 1. März 1804, wird dieser glückliche Familienkreis durch den Tod der Mutter, der Prinzessin Karoline, in tiefe Trauer versetzt. „Nachmittags," schreibt Prinzessin Amalie, „als wir eben Stunde beim Pater Löffler hatten, kam die Luk weinend herein und sagte uns, daß es ganz schlecht mit Mama gehe. Wir standen sogleich auf und gingen, um zu beten. Unsere Leute wurden eins nach dem andern abgerufen, um Mama noch einmal zu sehen. Sie brachten alle trostlose Nachrichten zurück. Ich sperrte mich ins Nebenzimmer, um nichts mehr zu hören. Endlich ließ die Prinzessin Elisabeth uns alle herüberholen. Die Thüren des Schlafzimmers standen offen. Wir fanden Papa, von der Familie umringt, in seinem Schlafzimmer. Ich ahnte, was geschehen war. Als wir zu ihm traten, sagte er: Nehmt die Mutter Gottes zu eurer Mutter."

Nach dieſem Trauerfalle geht die kleine Prinzeſſin Amalie in die Hut der Prinzeſſin Thereſe über, der Gemahlin des Prinzen Anton. Die Oberhofmeiſterin, verehelichte Marquiſe Piatti, geb. von Erdmannsdorf, behält jedoch zunächſt noch die vier Schweſtern gemeinſam in Aufſicht und, wie bereits erwähnt, bleiben die Geſchwiſter im engſten Zuſammenhang, was ſchon durch den gemeinſchaftlichen Unterricht bedingt iſt.

Das Tagebuch vom folgenden Jahre 1805 ſagt darüber: „Unſer Leben in dieſem Jahre war ſehr einfach. Um 7 ½ Uhr Frühſtück mit Papa, dann heilige Meſſe. Um 11 oder 11 ½ Uhr Promenade mit Papa. Um 1 Uhr Diner bei cher oncle (Prinz Anton) oder Papa oder der Tante Marianne. Eine halbe Stunde lang nachher ſich Bewegung machen, meiſt Vogelſchießen im Zimmer. Um 5 ½ Uhr Roſenkranz, dann Kammerſpiel bis 7 Uhr, wo wir mit der Tante Thereſe fortgingen und bei ihr verſchiedene Spiele angaben, oder, wenn der Hof (was faſt täglich der Fall war) ins Theater ging, Paßſpiel oder Billard. Blieb Papa vom Theater weg, ſo kochten wir oder buken oder es war Schachtelſpiel oder Topfſchlagen. Dann Souper bei cher oncle (Anton) oder Papa oder der Tante Marianne; bei letzterer waren auch die Damen und Herren des Hofes.

Jeden Freitag war Kammerſpiel. Wir ſpielten bis 7 Uhr Kaſino mit ein paar Damen; die Übrigen ſaßen mit der Tante Thereſe an einem Tiſch und arbeiteten.“

Auch hier nichts von den Unterrichtsſtunden, ſo wenig in bezug auf die Prinzeſſin ſelbſt, wie auf die ihrer nächſtalten beiden Schweſtern, deren Erziehung in den Händen der Gräfin Karoline von Lamberg lag. Doch iſt ſchon erwähnt worden, daß es nicht an Unterricht fehlte, wenn die Prinzeſſin darüber auch nicht, wie über die vergnüglicheren Dinge erſt Buch führen mochte. Selbſtverſtändlich hat die heraufziehende Kriegszeit bald darauf

den geregelten Unterricht öfter und manchesmal auf längere Zeit in Frage gestellt, wogegen das Herausreißen aus den glücklichen und gesicherten Verhältnissen des Heimatshauses und die Berührung mit Menschen aus ganz verschiedenen Ständen die geistige Entwickelung der prinzlichen Kinder zweifellos in nachhaltigerer Weise förderten, als noch so emsige Unterweisung dies zu thun vermocht hätte.

Mit wenigen Worten sei hier denn auch der großen weltgeschichtlichen Ereignisse gedacht, welche ab und zu in das idyllische Leben des ältesten und also am weitesten entwickelten der sieben Kinder — und das war die Prinzessin Amalie — ihre bedrohlichen Schatten zu werfen begonnen hatten, ohne freilich noch von ihr begriffen zu werden. Sie war 4 Jahre alt gewesen, als Napoleon Ägypten mit Krieg überzog, als Nelson die französische Flotte bei Abukir vernichtete, und als Österreich, Rußland, die Pforte, Neapel und England die sogenannte zweite Koalition zur Niederwerfung der Napoleonischen Macht schlossen. Im folgenden Jahre werden die Franzosen in der Schweiz, in Schwaben und Italien, dort von Österreich, hier von Rußland geschlagen. Aber Rußland ruft seine Truppen zurück. Es folgt der Zug des auf zehn Jahre zum ersten Konsul gewordenen Bonaparte über die Alpen. 1800 wird Österreich bei Marengo besiegt, 1801 ist Frankreich in Besitz des linken Rheinufers, und Österreich tritt ihm die Niederlande, den Breisgau und Italien bis zur Etsch ab. 1802 schließt Frankreich Frieden mit England und der Pforte. 1804 wird Napoleon I. Kaiser der Franzosen und 1805 auch noch König von Italien. Im nämlichen Jahre die dritte Koalition gegen Frankreich (England, Österreich, Rußland und Schweden); Erfolglosigkeit auch dieser Koalition; Übergabe Ulms, Gefangennahme der österreichischen Armee unter Mack; die Schlacht von Austerlitz, kläg-

licher Friede zu Preßburg; Bayern und Württemberg erhalten Gebietszuwachs und werden zu Königreichen erhoben; Baden wird Großherzogthum. 1806 Errichtung des Rheinbundes und Auflösung des Deutschen Reichs. Schlacht bei Jena und Auerstädt. Niederlage der preußischen und der sächsischen Armee.

Über einen großen Teil dieser welterschütternden Wandlungen finden sich schon in den frühesten Tagebuchblättern der Prinzessin Amalie kurze Notizen, und das Kommen und Gehen der zahlreichen fürstlichen Verwandten ihres Hauses, deren einige durch die Eingriffe der wachsenden Macht Frankreichs beeinträchtigt oder gar depossediert worden waren, mußte denn auch wohl selbst einem Kindesverständnisse die immer zunehmende Unsicherheit aller Zustände nahelegen. Unter den im Tagebuch erwähnten fremden Gästen des kurfürstlichen Hofes aus jener Zeit sind Nelson und Lord Hamilton zu nennen, ferner Annibale della Genga (der spätere Papst Leo XII.), Kaiser Alexander von Rußland, Gustav IV. von Schweden, über dessen Besuch in Pillnitz es heißt: „Nach dem Essen führte man uns zu ihm; er war ein großer, schöner Mann mit einer nur zu langen Nase." Ferner Prinz Louis Ferdinand (für welchen der Kurfürst, wie bekannt, eine warme Sympathie hatte), zuerst 1804 und dann nochmals am 18. September 1806, also kurz vor seinem Heldentode; „er spielte bei cher oncle ganz herrlich ein Trio von seiner Komposition auf dem Pianoforte. Die Kammermusiker Tietz und Pallmus begleiteten ihn."

Es folgt dann der verhängnisvolle Oktober 1806 mit der Überflutung Sachsens und Preußens durch die siegreichen Rheinbund-Armeen. Am 24. Oktober sieht die kleine Prinzessin die Wachen durch die Bayern besetzen, am 9. November rücken die Württemberger ein. Der Hof hatte nach Bautzen übersiedeln sollen; man hatte den Kindern schon die Reisekleider angezogen,

und der kleine Prinz Johann war voll Ungeduld nach einem Ritt auf den angeblich bei einem Bautzner Müller befindlichen zahlreichen Eseln. Aber die überlegene Politik des Siegers von Jena wußte Mittel und Wege zu finden, das hilflos daniederliegende Sachsen dem Rheinbunde einzuverleiben; der Hof blieb in Dresden.

Es rechtfertigt sich hier wohl, aus den schon erwähnten Aufzeichnungen eine Stelle einzuschieben, in welcher Prinz Johann über seine und seiner Geschwister Gemütsverfassung berichtet, wie sie sieben Jahre später, also im Frühling des Jahres 1813, sich zu den inzwischen in immer gewaltsameren Erschütterungen ihrem jugendlichen Verständnisse nahe getretenen Weltereignissen verhielt.

„Die Hoffnung des deutschen Volks auf Befreiung vom fremden Joch," so schreibt Prinz Johann, „drang schon hindurch durch die Schranken des Hoflebens bis zu uns jungen Leuten. Mit jugendlichem Enthusiasmus faßten wir diese Stimmung auf und malten die unserer Meinung nach unzweifelhaften Erfolge und eine rosige Zukunft uns mit den schönsten Farben aus. Nachrichten aus Dresden, die uns zukamen, unterhielten diese Stimmung, welche vielfach, wenigstens im Stillen, doch auch von den älteren Verwandten in Regensburg (dem damaligen Aufenthalte der sächsischen Königsfamilie) geteilt wurden. Wir hörten von einem sogenannten Volksaufstand gegen den General Reynier; von der Absicht der Franzosen, die Dresdner Brücke zu sprengen, worin wir vor allem einen Frevel gegen das schöne Bauwerk und eine große Gefahr für die geliebte Stadt Dresden erblickten; von dem schönen Empfang der herrlichen alliierten Truppen in Dresden . . ."

So stand es 1813, nachdem wenigstens die älteren der prinzlichen Kinder schon nicht mehr dem Kindesalter angehörten.

Aber 1806 war Prinz Johann erst 5 Jahre alt, und auch die Verfasserin des Tagebuchs zählte erst 12 Jahre, so daß in dem Kreise der Kinder des Prinzen Max der schwere Druck jener ersten Napoleonischen Zeit sich wohl kaum anders, als ein Zuwachs an munterer Bewegung und neuen, wechselvollen Eindrücken fühlbar gemacht haben kann.

Im Juli des folgenden Jahres — 1807 — kommt Napoleon selbst nach Dresden. Murat begleitet ihn. Bald darauf findet sich auch Prinz Jerome ein. Die Kinder sehen Napoleon von den Schloßfenstern aus. Prinz Max scheint die Ernennung des Königs zum Könige von Polen sogleich durch Napoleon erfahren zu haben. Nous avons donné au Roi de Saxe la Pologne, lautet die ihm vom Kaiser gemachte Eröffnung, „Worte, worüber Papa erschrak," schreibt die Prinzessin.

Napoleons Aufenthalt in Dresden hat damals nur wenige Tage gedauert.

1809 passiert Bernadotte durch Dresden, wohl auch der Divisions-General Morand, denn die Prinzessin schreibt: „Wir sahen Madame Morand, eine Polin, welche der General beim ersten Erblicken zur Frau begehrt und nach wenigen Tagen geheiratet hatte. Sie war sehr hübsch." Sie hieß, wie man weiß, Mademoiselle Paris und hatte das Herz des resoluten Generals auf einem Balle in Warschau in Flammen gesetzt.

Nachdem Bernadotte beim Prinzen Anton gespeist hat, dürfen sich auch die Kinder zeigen und der höfliche Franzose ruft aus: „les Princesses! mais elles sont belles!"

Inzwischen ist nach mancherlei Friedensschlüssen, die immer nur als Pausen in dem ungeheuren Kriegsgetümmel jener Zeit gelten konnten, Österreich wieder zu dem Versuche geschritten, sein Ansehen mit bewaffneter Hand neu herzustellen, und die Prinzessin verräth bei dieser Gelegenheit, auf welcher Seite ihre

Sympathien sind, trotzdem der Rheinbund ihr geliebtes Sachsen an die Sache Frankreichs gefesselt hielt, denn am 25. April 1809 heißt es in dem Tagebuche der fünfzehnjährigen Prinzessin: „Nachricht eines Sieges der Franzosen über die Österreicher. Meine Verzweiflung!"

Natürlich muß Dresden illuminieren und in der Sonne des Feuerwerks darf auch das vorschriftsmäßige N nicht fehlen. Ein Tedeum in der katholischen Kirche dankt dem Himmel für den Sieg der französischen Waffen.

Nicht lange darauf erweist sich aber Dresden als gegen einen Handstreich des Herzogs von Braunschweig nicht mehr gesichert. Am 13. Juni verläßt daher der königliche Hof die Residenz und begiebt sich auf die Reise nach Frankfurt a. M. Der Wagen, in welchem die Prinzessin ihren Platz hat, kommt zu Schaden und ein „Kammerwagen" muß zur Aushilfe dienen. Die Reise geht über Eisenach und Fulda („schönes Schloß des Fürstbischofs, aber ohne Möbel, da diese Napoleon einem seiner Generale geschenkt hatte"). Im Walde bei Hanau sollen Marodeurs ihr Wesen treiben. Man übernachtet daher in Gelnhausen und die Lakaien werden bewaffnet. Als Unterkunft für die Nacht dienen die Wagen und einige leere Kammern. „Ich schlief auf einem umgestürzten Stuhl, über welchen Tags darauf die Prinzessin Elisabeth fiel."

Aber endlich wird Frankfurt doch erreicht. Unter den Personen verschiedener Art, die hier in den Gesichtskreis der Prinzessin kamen, seien erwähnt: der Hofnarr des Kurfürsten von Mainz, die Prinzessin von Nassau-Usingen mit ihrer Tochter („letztere war sehr sonderbar, sie wurde später verrückt und ertränkte sich"), der Fürst Primas v. Dalberg, der den Kindern des Prinzen Max ein kleines Fest mit Karussell und Gouter veranstaltet; der Großherzog Ferdinand von Toskana mit seinen

drei Kindern, der Prinz Bernhard von Weimar, der Herzog und die Herzogin von Bayern.

Am 23. Juli wird dem Könige von Sachsen zu Ehren im Theater die Clemenza di Tito gegeben, und ein dazu gedichteter Prolog geht der festlichen Vorstellung voraus. Der König ist aber nicht zugegen. Von den inneren Widersprüchen der ihm aufgezwungenen Politik offenbar schmerzlich bedrückt, hält er sich zurück, wo seine Gegenwart nicht durch unabweisliche Pflichten geboten ist, und läßt sich auch täglich die Messe nur auf seinem Zimmer lesen.

Die Oper la Clemenza di Tito, Text von Metastasio, Musik von Naumann, war zum erstenmale bei der Vermählung Friedrich Augusts im Jahre 1769 aufgeführt worden. Dies ist die Oper, zu deren „besserer und feurigerer Ausarbeitung" der damals 27jährige junge Komponist in einem Memorial vom Jahre 1768 sich vom Kurfürsten zwei Flaschen Wein per Tag erbeten hatte, und der große Erfolg des Werkes berechtigt zu dem Schluß, daß die ihm von dem fürstlichen Bräutigam bewilligte Sorte nicht etwa Meißner Schattenseite gewesen sein wird. Die Clemenza ist bei verschiedenen festlichen Veranlassungen zur Aufführung gelangt, und auch bei der Tafel des goldenen Hochzeitspaares im Jahre 1819 sang der Tenorist Tibaldi eine Arie aus dieser Oper.

Ende Juli trifft die Nachricht ein, daß Sachsen von Feinden wieder geräumt ist, und der Hof begiebt sich über Fulda, Gotha und Weimar nach Sachsen zurück, doch bleiben die prinzlichen Kinder während der Monate August und September in Leipzig, woselbst ihre Bekanntschaft nach der Seite des bürgerlichen Elements sich in ausgiebiger Weise erweitert.

Unter den kleinen Festlichkeiten, mit denen man ihnen Freude zu machen sucht, sei nur einer erwähnt, die der Kauf-

mann Vollsack veranstaltet und wobei das Tagebuch außer einer Menge von Bauernspielen, Einsiedler-Ansprachen und Dryaden, auch „dreier schönen Mädchen“ gedenkt, die auf (oder in?) der Mulde sich als Najaden produzierten.

Das Jahr 1810 schließt die Kindheit der Prinzessin ab. Sie ist jetzt 15½ Jahre alt.

„Am 7. Januar,“ so meldet das Tagebuch, „erschien ich in der Welt; ging zuerst zum König, dann zur Kour und abends ins Apartement, was letzteres nur an jedem Sonntag stattfand. Man trug dazu den manteau. Puteani präsentierte mir alle Herren.“

Tags darauf ist die Prinzessin zum erstenmale im Theater und sieht die Erstürmung von Smolensk.

Das Stück gefällt ihr besser als die von Mayer komponierte Oper Adelasia, welche sie bald darauf sieht.

Von dieser Zeit an nimmt das Theater einen wesentlichen Teil des Tagebuchs ein, ohne daß übrigens in der Regel mehr als die Titel der von der Prinzessin besuchten Vorstellungen angeführt werden.

Vermutlich hat die immer schon unter den Kindern des Prinzen Max üblich gewesene Beschäftigung mit Sprichwörter-Aufführungen und Komödienspiel durch Prinzessin Amaliens Theaterbesuch jetzt neue Nahrung empfangen. Sie spielt in Madame de Genlis enfant gâté die Dorine, dann auch die Teopiste in einem „von Papa komponierten“ Stücke St. Eustache, sowie ihre Brüder Fritz und Klemens die Söhne der Teopiste und ihre Schwestern Marie und Nany die Schülerinnen der Teopiste darstellen; die Rolle des St. Eustache hat Prinz Max selbst übernommen.

Daß auch die Karnevalszeit im Familienkreise nicht ungenützt vorübergeht, verräth eine Notiz vom 26. Januar; da

heißt es Maskerade bei chère tante Thereſe: „Nany als Harlekin, ich als Marktſchreier, Marie als Taſchenſpieler (ſie machte wirklich einige Kunſtſtückchen), Fritz als Muſikant, Klemens als Savoyarde, Johannes als Affe, Joſepha als Hund, chère tante als Führer dieſer Thiere."

Am 14. April iſt Prinzeſſin Amalie zum erſtenmale bei der Familientafel, am 19. verrichtet ſie ebenfalls zum erſtenmale mit der Familie die öſterliche Kommunion, geht auch mit in der Prozeſſion und hat am 20. in der katholiſchen Kirche die Charfreitags-Betſtunde mit der chère tante „am heiligen Grabe."

Von namhafteren Perſonen, die ihr in dieſer Zeit zu Geſicht kommen, ſeien hier nur des Obriſten Tettenborn und des Fürſten Poniatowski gedacht. Der letztere ſpeiſt häufig bei Hofe.

Im ganzen hatte es damals den Anſchein, als ob nach dem vielen Kriegsgetöſe die Menſchheit den Verſuch mache, ſich in ihr Geſchick zu fügen, und als ſei für einige Jahre Ruhe und Frieden in Ausſicht. Statt Fluchtreiſen beginnen denn auch wieder Erholungsreiſen. Über einen Ausflug dieſer Art berichtet die junge Prinzeſſin in etwas eingehenderer Weiſe, als dies daheim ihre Gewohnheit iſt. Hier ein kurzer Auszug aus ihrem Journal.

Zweiter Abschnitt.

Erste Jugendzeit.

(1810 — 1813.)

Die Reise, welche die Prinzessin in Gesellschaft ihres Onkels und ihrer Tante, des Prinzen Anton und seiner Gattin, im Mai 1810 macht, hat Carlsbad zum eigentlichen Ziel, doch wird vorher ein Aufenthalt von mehreren Wochen in Prag genommen. Bald nach der Ankunft der Reisenden trifft auch Kaiser Franz in Prag ein, der, nach der Meinung der Prinzessin, seinem Bruder, dem Großherzog Ferdinand von Toscana, täuschend ähnlich sieht; wenige Tage später gesellt sich hnen die Kaiserin Luise (Marie Luise Beatrix, Prinzessin von Modena, damals 23 Jahre alt, des Kaisers dritte Gattin), „eine sehr hübsche Frau," sowie die Erzherzogin Leopoldine. Alles Sehenswerte in und um Prag wird nun in Muße durchstudiert, von dem Zimmer, in welchem einst der faule Wenzel und sein Scharfrichter eingesperrt waren, bis zu der Höhle, in welcher sich der heilige Prokopius verbarg; von dem Grabe des Tycho de Brahe bis zu dem eines Judenkindes, das getauft worden war und deshalb, so ging im Volke die Sage, von den Juden getödet worden sein sollte; von dem Platze, wo die Erde sich öffnete und die „böse Drahomira" verschlang, bis zu dem Sarge des heiligen Johannes von Nepomuk. Am 20. Mai wird dieser Sarg unter großen Feierlichkeiten geöffnet und von

einem Gerüſte aus, das der Kaiſer und ſeine Gäſte beſteigen, blicken ſie auf den wohlkonſervierten Leichnam des Heiligen.

Das Grab eines Vogels mit Inſchrift im Clammſchen Garten findet daneben freundliche Beachtung, wogegen die Deviſe des Gartens: „Refuge contre les importuns,“ den Beſuchern desſelben etwas anzüglich vorkommt. Nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit fehlt hier auch nicht ein Tempel, in welchem nachts ſich Mond und Sterne zeigen.

Beiläufig erfährt man das Gewicht der Kaiſerin und ihrer Gäſte, da eines Tages eine Gelegenheit zum Wiegen benutzt wird.

Die Kaiſerin wiegt 75 Pfund öſterreichiſch,
chère tante 90 =
cher oncle 119 =
Leopoldine 54 = (ſie war 13 Jahre alt, Tochter des Kaiſers aus ſeiner zweiten Ehe),
Gräfin Alfan 149 =
und die Prinzeſſin ſelbſt 72.

Das Prager Pfund war ungefähr gleich 1 Pfund 3 Lot Leipziger Gewicht, alſo faſt 10 Prozent ſchwerer, als dieſes.

Abends wird fleißig getanzt, teils im kaiſerlichen Schloſſe, teils in den Häuſern des Adels, und zwar tanzt man Walzer, Ekoſſaiſen, Quadrillen, Allemanden und Menuetts. Auch die Kaiſerin tanzt wohl einmal mit. Übrigens ſind einige dieſer Bälle für Kinder und für junge Perſonen bis 16 Jahren berechnet, welches letztere Alter gerade dasjenige der Prinzeſſin iſt. Auch die „tempête“ findet unter den Tänzen jener Zeit Erwähnung. An einigen Abenden werden Sprichwörter aufgeführt.

In dem Taubstummen-Institut wird unter anderem den Methoden nachgefragt, deren man sich zum Unterrichten der Taubstummen bedient. Bemerkenswert in dieser Beziehung ist das Auskunftsmittel, welches beim Eintritt der Dunkelheit benutzt wird, wo also die sonst übliche Zeichensprache ihren Dienst versagt: Man schreibt den Taubstummen dann mit dem Finger auf den Rücken, und dies ist ihnen verständlich.

Im polytechnischen Salon zeigt man das Modell „einer Eisenbahn, auf welcher man schwere Lastwagen mit geringer Anstrengung fahren kann." Natürlich fehlt noch die Lokomotive.

Im Blinden-Institut wird auch das Zimmer besucht, in welchem die frisch Operierten weilen. Ein Mann war dort, dessen Operation durch Niesen mißglückte. Man hatte ihm nach der Operation gesagt, daß er nun auf ewig blind bliebe, und die Trostsprüche der mitleidigen jungen Prinzessin mögen seine Trauer nur wenig gelindert haben.

Am 4. Juni reist der Kaiser nach Wien zurück und die sächsischen Herrschaften fahren nach Karlsbad, wohin ihnen Tags darauf die Kaiserin mit der Erzherzogin Leopoldine folgt.

Im Kursalon sieht die Prinzessin hier Goethe. In ihrer zumeist mehr als lakonischen Weise berichtet sie darüber:

„Ich sah dort einen alten großen stattlichen Mann, von welchem chère tante mir sagte, daß es der berühmte Goethe sei." Kein Wort weiter.

Die Kaiserin ihrerseits sorgt für das Vergnügungs-Bedürfnis ihres Kreises durch Ausflüge in die Umgegend und Theaterspiel, wobei sie sich selbst beteiligt. So spielt sie in der „gefährlichen Nachbarschaft" das Lieschen und in dem „Wirrwar" die Frau von Langsalm. Der Theaterzettel enthält durchweg fingierte Namen; so heißt die Kaiserin auf demselben Madame Toutpossible; Graf Bouquoi, dem die Rolle der Babett zu-

gefallen ist, passiert für eine Demoiselle Ängstlich, Graf Chotek in der Rolle der Doris heißt Mademoiselle Impertinente ꝛc.

„Der Anfang ist zwei Stunden vor dem Schlusse. Das Orchester tacet, weil die Gesellschaft es nicht bezahlen kann. Statt mit Geld bezahlt man die Entree mit Geduld und Nachsicht."

Als Dekorationen scheinen bloße „spanische Wände" gedient zu haben.

Auf der Rückreise, welche über Brix und Dux erfolgt, wird das prächtige Landhaus des Grafen Chotek in Schönhof besucht und auch der sonderbar ausgestattete Garten desselben in Augenschein genommen. Es fehlt diesem Museum von Wunderlichkeiten weder an unterirdischen Gängen, noch an chinesischen Tempeln, Obelisken, Falltreppen, Porzellan-überfüllten Pavillons, Sarkophagen, Felsen, Wasserfällen, Fischerhütten, gotischen Kapellen mit bunten Glasfenstern, Dianatempeln ꝛc.

Im Schlosse zu Dux sieht die Prinzessin „einen großen düstern Saal, auf dessen Plafond ein Graf Waldstein mit seinen 24 Söhnen vorgestellt ist, wie er diese dem Kaiser zuführt. Der Kaiser, welcher jedem Ritter nur gestattete, sich von zwei Knappen begleiten zu lassen, soll stutzig geworden sein, als er den Grafen Waldstein mit 72 Mann anrücken sah, bis er sich überzeugte, daß dieser die Vorschrift nicht überschritt, indem jeder seiner Söhne nur zwei Mann zur Begleitung gehabt."

In Teplitz erwartet die Reisenden Prinz Max mit den Geschwistern der Prinzessin, und am 19. Juni war man wieder daheim.

Von der im Kreise des Prinzen Max herrschenden Liebhaberei für Sinnsprüche und kleine Festlichkeiten ist schon mehrfach die Rede gewesen. Hier sei noch der Inschriften gedacht, durch welche diesmal die Heimgekehrten in dem Sedlitzer Schloß-

garten bewillkommnet wurden. Auf einem Hügel, der mit Rosen bedeckt war, stand zu lesen:

Eure Heimkehr bringt uns Rosen!

Und ebenso auf einem mit Pensées (Stiefmütterchen) bepflanzten Parterre:

Elles vous suivaient partout!

Dazu spielten die Hautboisten:

Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille!

„Papa wohnte mit uns im Garten," heißt es weiter, „wir schossen dort nach dem (hölzernen) Vogel, aber arbeiteten auch viel in der Erde."

Diese Erdarbeiten scheinen ebenso wie das Kochen zu einem wesentlichen Vergnügen der prinzlichen Kinder gehört zu haben; es beteiligen sich die kleinen, wie die schon „in der Welt Erschienenen" dabei, und so heißt es denn unterm 1. Oktober 1811:

„Wir arbeiteten im Garten an dem Gedächtnis für Jurkowsky," den im November des vorausgegangenen Jahres verstorbenen Oberhofmeister.

Zum erstenmale kommt in dem Tagebuche jetzt auch eine Erwähnung dichterischer Versuche vor, und zwar hat sich der Bruder Fritz dabei beteiligt. „Fritz und ich," heißt es am Schluß der Sommersaison, „hatten auf dem Garten (Pillnitz) viel gedichtet. Ich hatte auch die Donna zu komponieren angefangen."

Während dessen haben die weltgeschichtlichen Ereignisse ununterbrochen ihren Fortgang genommen. Napoleon hat sich von seiner Gattin Josephine scheiden lassen, Marie Louise ist Kaiserin von Frankreich geworden, und durch die Geburt eines Sohnes, des Königs von Rom, ist, so scheint es wenigstens, die Thronfolge gesichert. Von der Tiber bis zur Mündung

der Elbe reichen jetzt die Grenzen Frankreichs. Schweden wird nach dem Ableben des regierenden Königs durch Bernadotte, dem jetzigen Adoptivkronprinzen, regiert werden und ist dem sogenannten Kontinentalsystem einstweilen schon beigetreten. Rußland hat sich dagegen von demselben losgesagt, und Napoleons nächste Aufgabe ist, es mit Gewalt wieder zu dem Kontinentalsystem zu bekehren. Im Mai 1812 werden die deutschen Fürsten von Napoleon zu einer in Dresden abzuhaltenden Konferenz zusammengerufen, welche den Kriegszug gegen Rußland zum Gegenstande haben wird. Auch der Schwiegervater Napoleons, Kaiser Franz, muß sich dazu einfinden.

Prinzessin Amalie ist jetzt 17¾ Jahre alt. Was sie über die äußeren Vorgänge dieser Tage zu Papier bringt — von ihrer eignen Gemütsverfassung pflegt sie ja zu schweigen — ist etwa folgendes:

Während der Monate März und April hat es fast ununterbrochen Truppendurchzüge in östlicher Richtung gegeben. Am 8. Mai kommt der Vizekönig von Italien, Prinz Eugen, nach Pillnitz, reist aber am 9. weiter. Am 15. Mai trifft der Herzog von Weimar, Karl August, ein, am 16. der Herzog von Koburg. Der König und die Königin von Sachsen reisen Napoleon entgegen.

„Um 10 Uhr abends gingen wir alle zu Kousine, Prinzessin Auguste, um die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin zu erwarten. Um 11 Uhr hörte man den ersten Kanonenschuß. Um 11¼ kamen sie an, die Kaiserin mit der Königin, dann Napoleon mit dem Könige. Goldgesticktes Reisekleid der Kaiserin; rotes und blaues mit Goldborten ihrer Damen. Die Straße, durch welche sie passierten, war beleuchtet. Wir empfingen sie unten an der Treppe."

„Am 17. gegen 10 Uhr kam der Großherzog von Würzburg (die jetzige Würde des depossedierten Großherzogs Ferdinand von Toscana). Um 1 Uhr Visite der Prinzen beim Kaiser. Dann mit den Prinzessinnen und Kindern bei der Kaiserin. Die Königin von Westfalen (Tochter des Königs von Württemberg) kam nach 11 Uhr an."

„Am 18. treffen der Kaiser und die Kaiserin von Österreich ein. Der Hof empfängt sie am Wagenschlage. Der König führt sie in ihr Quartier. Napoleon und Marie Louise bewohnen die Paradezimmer."

„Um 8 Uhr war großes Bankett; die beiden Kaiserinnen in der Mitte, Kaiser Franz neben Marie Louise und Napoleon neben der Kaiserin von Österreich, dann alle anderen nach ihrem Rang; die ganze Noblesse der Tafel gegenüberstehend."

Nachher Illumination.

Am 19. Diner bei Napoleon, dann Spiel bei Marie Louise.

Am 20. Ankunft des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin. Diner bei Napoleon. Gala-Theater, Kantate zu Ehren der Gäste, Musik von Morlacchi, Worte von Orlandi. „Er war gar zu Flatteur," bemerkt die Prinzessin. Darauf ein paar Szenen aus Sargino von Paer, welcher letztere samt seiner Gattin seit 1807 in Napoleons Dienst stand, nachdem beide seit 1802 wichtige Stützen der Dresdner Oper gewesen waren.

„Am 21. Diner bei Napoleon, mit Papa, der Tante M. A., Marie und mir, dem Prinzen von Neufchatel und dem Prinzen von Mecklenburg. Spiel bei der Kaiserin. Napoleon spielte nie, sondern ging gewöhnlich die ganze Zeit mit dem Kaiser Franz im Saale auf und ab, was alle Herren, die nicht eben spielten, zum Stehen nötigte."

So geht es fort. Am 24. kommt Napoleon in die katholische Kirche und hört „die sehr kurze Messe" des Erzbischofs von Mecheln. Abends wieder Gala-Theater.

In Betreff des Erzbischofs von Mecheln (Dominique Dufour de Pradt, geb. 1759, gest. 1844) sei hier daran erinnert, daß er um die Zeit dieser Dresdner Konferenztage auf dem höchsten Punkte seines diplomatischen Ansehens stand. Napoleon schickte ihn wenige Tage darauf als Gesandter nach Warschau, wo er aber den Interessen Napoleons geflissentlich entgegenarbeitete; „ohne diesen Mann," rief der Kaiser später aus, „würde ich die Eroberung der Welt vollendet haben." — Auch der Prinz oder Fürst von Neufchatel und Wagram (Alexander Berthier, Marschall und Vize-Connetable des französischen Kaiserreichs, geb. 1753) stand zu jener Zeit im Zenith seiner ruhmreichen Laufbahn. Zwei Jahre zuvor hatte er in Wien die Ehre genossen, Napoleon bei dessen Vermählung mit Marie Louise zu vertreten. Nach dem Falle Napoleons trat er auf die Seite der Bourbonen und erhielt die Pairswürde, sowie den Titel eines Kapitäns der königlichen Garden. „Ich will an dem Narren Berthier keine andere Rache nehmen, als ihn in der Uniform eines Gardekapitäns Ludwig des Achtzehnten zu sehen," äußerte Napoleon, nachdem er aus Elba nach Paris zurückgekehrt war und dort auch Berthiers reuevolles Eintreffen erwartete. Aber Berthier kam nicht. Halb verwirrt durch die Erschütterungen der letzten Jahre, war er zu seinem Schwiegervater, dem Herzog von Bayern-Birkenfeld, nach Bamberg geflohen, und beim Anblick der dort einziehenden Russen stürzte er sich vom Schloßbalkon herab und starb.

„Am 25. Mai," fährt das Tagebuch fort, „Saujagd in Moritzburg. Bei dem Dejeuner oder Diner in Moritzburg wurde es Napoleon zu lang und er sprach plötzlich:

„Que l'on serve le dessert!“
was auch erfolgte und die Braten zum Ärger der Tante Elisabeth gar nicht serviert wurden.“

„Am 26. gegen 11 kam der König von Preußen an und verbat sich alle Honneurs. Der König und die Prinzen empfingen ihn unten an der Treppe. Diner bei Napoleon mit dem König von Preußen und cher oncle und chère tante.“

Die „Auszüge aus den Papieren eines Sachsen“ (des Generals von Vieth) stimmen mit dieser Darstellung nicht überein. Danach hätte Generalleutnant von Zeschau auf eine von ihm an den König Friedrich Wilhelm gerichtete Anfrage, wegen etwaigen Verbittens der üblichen Empfangsfeierlichkeiten, die Antwort erhalten: Da es sich um keinen Freundschaftsbesuch, sondern um eine Konferenz handle, müsse der König dem Könige Friedrich August anheimgeben, wie er ihn empfangen werde. — Es sei nun trotzdem ein feierlicher Empfang unterblieben, aber die dadurch entstandene Verstimmung des königlichen Gastes sei „durch das redlich herzliche Benehmen des Königs Friedrich August gemildert, ja völlig beseitigt worden.“ Es wird dann jene Versäumnis auf die schon bei Kaiser Franzens Eintreffen demonstrativ laut gewesenen Jubelrufe des Volkes und auf das völlige Unterbleiben derselben bei Napoleons Einzug zurückgeführt. — „Die Monarchen,“ wird in jener Schrift hinzugefügt, „erschienen bei jeder feierlichen Gelegenheit in voller Militär-Uniform, Napoleon am öftersten in der der Garde-Chasseurs, stets in Schuhen und Beinkleidern, stehend immer den Hut unter dem linken Arme, eine Tabaksdose in der Hand.“

„Die Kaiserin von Österreich,“ fährt das Tagebuch der Prinzessin fort, „ist beständig der Gegenstand besonderen Interesses in der Dresdner Bevölkerung. Vor ihren Fenstern sam-

meln sich die Leute immer in großer Menge. Nach den Diners pflegt sie sich daher auf dem Balkon zu zeigen und, nachdem sie die untenstehenden Leute begrüßt hat, sich wieder zurückzuziehen."

Am 27. trifft auch der damals siebzehnjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen ein. Am 28. Fronleichnams-Prozession wie gewöhnlich, „aber ohne Steifröcke, welche abgeschafft worden." Nach dem Diner nimmt Napoleon Abschied. Am 29. morgens 4 Uhr reist er ab; ebenso um 11 der Kaiser von Österreich und seine Gattin. Die Kaiserin Marie Luise bleibt noch bis zum 4. Juni, und im engen Verkehr mit dem ihr ja nah verwandten sächsischen Hofe wird von ihr die schöne Umgegend Dresdens fleißig besucht. Der König von Preußen und sein Sohn, der Kronprinz, reisen schon am 30. Mai nach Berlin zurück. Auf der pirnaischen Straße begegnet ihnen der König von Sachsen. Beide Könige steigen aus und haben ein längeres Gespräch.

Den Sommer über wird wiederum Teplitz mehrmals besucht. Am 16. September kommt der König von Preußen auf einige Stunden nach Dresden, zwei Tage nach dem Brande von Moskau, von dem die Kunde aber erst sehr viel später nach Deutschland gelangte; mußte Dresden doch noch am 27. September zur Feier des Sieges an der Moskwa illuminieren.

Im November verlautet zuerst Mißliches über den gegen Rußland unternommenen Feldzug. „Die Spath," so schreibt die Prinzessin, „kam eines Abends zu uns unter dem Vorwande, uns einen von der Kaiserin von Frankreich erhaltenen Shawl zu zeigen, eigentlich aber, um uns von der schlechten Lage der Armee zu unterrichten, mit der sie ein Offizier bekannt gemacht hatte."

Am 23. desselben Monats giebt man im Theater, wohl um des ominösen Titels willen, das Stück: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

„Am 14. Dezember,“ heißt es dann aber im Tagebuche, „kam Napoleon früh um 4 Uhr (per Schlitten) in Dresden an. Der König ließ sich zum französischen Gesandten (Baron de Serra, im Looseschen Hause auf der Kreuzstraße), wo Napoleon in Dresden abgestiegen war, (in der Portechaise) tragen, worauf Napoleon bald abreiste. „Je m'en vais voir un peu ce qui se passe chez moi!“ hatte er dem Könige gesagt.“

Am 26. Dezember kommt die Nachricht, daß sich das Regiment Prinz Johann den Russen gefangen gab; am 17. Februar folgt eine gleiche Nachricht in bezug auf das Regiment Prinz Anton. Warschau ist im Besitz der Russen. Mit ihnen verbündet, suchen die Preußen dem lange getragenen Druck der Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Am 30. Dezember schon ist General York zu den Russen übergetreten. Am 3. Februar 1813 erläßt Friedrich Wilhelm III. den Aufruf zur Bildung der freiwilligen Jägerkorps, am 17. März folgt der Aufruf an Volk und Heer. — Sehr bald zeigt sich's, daß Dresden abermals von den Wechselfällen des Kriegs zunächst berührt werden wird. Schon Mitte Februar werden die Munitionsvorräte von Dresden nach Torgau geschafft und ebenso sammeln sich dort die Reste der sächsischen Truppen, wie auch die Neuausgehobenen. Nicht minder trifft man Anstalten, die öffentlichen Kassen und die Kunstschätze nach dem Königstein in Sicherheit zu bringen.

Wieder wird nun auch der Kreis der prinzlichen Kinder von den Bedrängnissen des Kriegs heimgesucht. Die Ungewißheit, ob Dresden verlassen werden müsse, oder nicht, so referiert darüber die Prinzessin, hatte mehrere Tage gedauert. Im

Schlosse war das Silbergerät eingepackt und ebenso hatte man die Altargeräte der katholischen Kirche fortgeschafft. Ein Reisealtar stand in Bereitschaft. Endlich kam die bestimmte Nachricht, daß am 22. Februar aufgebrochen werden solle.

Dritter Abſchnitt.

Flucht reiſe.

(Februar bis Juni 1813.)

Geſter ſchon hatten die Prinzeſſin und ihre Geſchwiſter das Reiſegebet gebetet. Dazwiſchen waren immer wieder die herkömmlichen Lernübungen, Vergnügungen und Tagesbeſchäftigungen eingehalten worden. „Wir ſpielten den Cid und die Adelasie en pantomime," hieß es noch am 19.; „Gruppen der chère tante M. A. mit den Schweſtern."

Und am 21.: „Wir gingen in die Oper le due burle. Chère tante M. A. blieb zu Hauſe."

Und am 22.: „Wir gingen ins Kammerſpiel, wo ich die traurigſte Boſton-Partie meines Lebens machte. Uns zu erheitern, ſtellten wir nachher bei chère tante die Cendrillon vor." — Endlich, am 22., wird die Reiſe angetreten. Sie geht über Herzogswalde, Freiberg und Chemnitz nach Bayern. „Wie war ich ergriffen," ſchreibt die Prinzeſſin beim Überſchreiten der Grenze am 24. Februar „mein Vaterland zu verlaſſen!"

Immer aber treffen zwiſchen den beängſtigenden Nachrichten auch noch beruhigende ein, und ſo gelingt es denn den Erziehern der Prinzen, dem General Forell und dem Baron Weſſenberg, die allſeitig gedrückte Stimmung durch Beſchäftigen und Zerſtreuen der prinzlichen Kinder zu heben. Sobald man in Baireuth einquartiert worden iſt, werden wieder wie daheim

Sprichwörter und Anekdoten aufgeführt, und als die bayeriſche Gräfin Giech mit ihren zwei Töchtern ihre Aufwartung gemacht hat, merkt Prinzeſſin Amalie in ihrem Tagebuche an: „Die Mädchen ſind luſtig, und ich habe viel mit ihnen gelacht.“

Baireuth gefällt ihr überhaupt, nur vermißt ſie einen anſtändig großen Fluß, wofür ſie den dortigen Main noch nicht gelten laſſen mag. Auf der Bühne des geſchloſſenen Opernhauſes, das ſie beſucht, hat man — wer weiß, ſeit wie lange — die Dekoration eines Ritterſtücks ſamt der ſervirten Tafel ſtehen laſſen — ein kleiner charakteriſtiſcher Zug für die damalige Zeit, die mit ihrem kriegeriſchen Getümmel die Muſen bald hier bald dort zu Flüchtlingen machte.

Aber auch die lehrreichen Sehenswürdigkeiten der Stadt werden nicht verabſäumt.

„Graf Münſter,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „begleitete uns in die Marmorfabrik, wo ſehr ſchöne Sachen verfertigt werden; doch alle Freude verging mir, als ich entdeckte, daß die Anſtalt ein Zuchthaus, und die Arbeiter Verbrecher ſind. Der Gedanke, unter ſo vielen Übelthätern zu ſein, machte mich ſchaudern und chère tante auch. In einem Saale wurden Brillengläſer geſchliffen und dort arbeiteten die ſchlimmſten Verbrecher. Abſcheuliche Geſichter. Ich fragte zitternd den Führer: ob auch Mörder dabei ſeien? Er ſagte mir: Drei ... Man führte uns in den Saal, wo in Wolle gearbeitet wird. Es war als träte man in ein Grab. Dieſe Leute verziehen den Mund zu keinem Lächeln ... Daneben iſt der Saal, in welchem die Frauen arbeiten. Sie ſpinnen. Frauen von jedem Alter, eine noch ein halbes Kind, blaß wie der Tod. Beſonders frappierte mich eine junge Frau, die auf einer Bank ſaß, die Augen kaum aufhob und von Schmerz ganz verzehrt ſchien. Sie war wohl noch nicht lange da. Ich atmete auf, als wir heraus waren. — Wir

gingen in die Kartenfabrik auch in dieser Anstalt, und in den Hof, wo wir die Schlafstellen sahen. Die Strohsäcke, auf welchen die Gefangenen schlafen, sind abscheulich schmutzig. Sie essen nur achtmal des Jahres Fleisch; des Sonntags Knödel. Endlich traten wir ganz aus diesem traurigen Aufenthalt."

Über einen ihrer Kirchenbesuche merkt die Prinzessin an: „Nachmittags Kirche, in welcher Psalmen auf Deutsch gesungen wurden."

Der König, die Königin und Prinzessin Auguste waren von Dresden am 25. Februar abgereist, vor der Hand nur nach Plauen im Vogtlande. Ob und wann die bayerische Grenze überschritten werden sollte, das hing von den Kriegsereignissen ab. Kam es dazu, so hatten Prinz Anton und Prinz Max mit den Ihrigen ihr Quartier nach Regensburg zu verlegen. Einstweilen blieb man noch in Baireuth. Die berühmte Eremitage konnte solcher Art auch noch in Augenschein genommen werden, und Prinzessin Amalie giebt über dieselbe in ihrem Tagebuch ausführlichen Bericht, doch enthält er nur das seitdem von andern Reisenden über die Wunderlichkeiten dieses fürstlichen Parks zu öftern Malen Erzählte. — In betreff der oben erwähnten beiden Prinzen-Erzieher sei hier noch nachgetragen, daß General Forell aus einer alten, im Kanton Freiburg ansässig gewesenen Schweizer-Familie stammte, der Neffe des einstigen Erziehers Friedrich Augusts war, und bereits zu Anfang des siebenjährigen Krieges in Frankreich Dienst genommen hatte, so daß er jetzt schon einigermaßen betagt war. In Dresden bekleidete er neben seiner Erzieherstelle auch noch den Posten eines Kommandanten der sogenannten Schweizerwache, die aber nur ihrem Namen nach schweizerisch war und für welche immer wenigstens noch ein Schweizer als Kommandant daher schwer entbehrlich war. General Forell hatte die Eigentümlich-

keit, nie mündlich, nur ſchriftlich ſeine Reprimanden zu erteilen, war ſehr zeremoniell, wurde aber von den prinzlichen Kindern geliebt. Domherr Alois Freiherr von Weſſenberg fungierte neben Forell als Studiendirektor. Er war ein Bruder des liberalen General-Vikars von Konſtanz und hatte gleich dieſem tüchtige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und einen weiten Geſichtskreis. Da er kränklich war, fehlte es ihm häufig an Gleichmut; dabei lobte er faſt nie. Im Übrigen war ſein Einfluß ein anregender und bildender.

Am 4. März wird infolge einer Weiſung des Königs die Reiſe nach Regensburg angetreten, woſelbſt die Ankunft nachts erfolgt. Die prinzlichen Herrſchaften werden bei einem jüdiſchen Bankier namens Reichenberger einquartiert und Prinzeſſin Amalie verſäumt nicht, über die ihr ungewohnte Einrichtung des jüdiſchen Hauſes das Weſentliche anzumerken. Beſonders intereſſiert ſie ein von chère tante entdecktes Kabinett, die Lauberhütte, ein auf hölzernen Säulen ruhender Anbau „mit einem zu öffnenden Dache. Hübſche kryſtallene Kronleuchter hingen an den Dachbalken und an den Wänden. Reihen von kryſtallenen Schalen, zwiſchen welchen vertrocknete Blumen ſtaken, auch Tannenzweige. Vor den Thüren der Zimmer ſind blecherne Kapſeln befeſtigt, welche die Juden beim Eintritt berühren und ein Gebet dazu ſprechen. Man ſagt, ihr größter Eid ſei, darauf zu ſchwören. Hebräiſche Worte ſtehen darauf geſchrieben."

„Es war ſehr kalt bei uns," heißt es am 6., „da die Juden am Sabbat nicht einheizen."

Über dieſelbe Familie wird noch angemerkt, ſie habe ein ſehr ſchönes mit Säulen verziertes Gartenhaus auf der Promenade; im Garten ſtehe ein Tempel, in welchem ſich auf braunem Marmorpoſtament eine weiße Marmorbüſte Keplers befinde. Am erſten chriſtlichen Oſtertage habe Frau Reichenberger ihren

Quartiergästen Blumen gebracht, der Gemahl sei aber den ganzen Tag im Bette geblieben, „um den Messias zu erwarten.“ — „Ein hohler Leuchter wurde ihm gebracht, den er öffnete und die darin stehenden Schüsseln an seine Hausleute verteilte.“

Die weiße Frau kommt auch in Regensburg wieder aufs Tapet. Ein Militär erinnert sich, sie im Baireuther Schloß gesehen und fast den Tod davon getragen zu haben; einer der Wagenhalter ist im Billardzimmer gewesen, als sie durch dasselbe ging. „Nun, wir sind nicht mehr in Baireuth,“ beruhigt sich Prinzessin Amalie.

Größere Sorgen machen ihr die Nachrichten aus Dresden, das damals nicht mehr ganz Festung und doch auch noch nicht ganz offene Stadt war, und das die Franzosen gegen die von Osten heranrückenden Russen und Preußen dennoch zu behaupten sich anschickten. Die Prinzessin ist außer sich; man schreibt ihr nur „von Blessierten, Kranken und Sterbenden.“ Vor Trauer vermag sie nicht zu essen. „Als die Briefe aus Dresden gelesen wurden, hielt ich mich vor Angst an einem Stuhl fest.“

Es war im Werke, die Elbbrücke zu sprengen, und man weiß, wie die Dresdner Bevölkerung sich durch dieses Vorhaben bis zu Handgreiflichkeiten gegen die damit betrauten französischen Mineure hat hinreißen lassen. Auch im Kreise der prinzlichen Kinder konzentriert sich mehre Tage lang das ganze Interesse auf die Frage: Wird dies Unerhörte wirklich geschehen? bis dann die vollendete Tatsache berichtet wird und alle mit Unwillen erfüllt.

„Mein geliebter Nachtwächter,“ heißt es dazwischen, „der Tags vorher weggeblieben, ließ sich wieder hören,“ vermutlich ein Klang, der an das trauliche Rufhorn des Pillnitzer Nacht-

wächters gemahnte und Heimat-Gedanken wehmütiger Art wach rief.

„Ich habe heute morgen ein recht armes Begräbnis geſehen," heißt es ein anderes Mal; „der Tote lag unter einem einfachen ſchwarzen Tuche, aber an 30 Frauen folgten nach und weinten."

Mit ſeltſamen Gefühlen mag inmitten der Sorgen und Ängſte dieſer ſchweren Zeit ein Geſchenk empfangen worden ſein, das die Kaiſerin Marie Luiſe aus Paris ſendete: Einen prächtigen Spieltiſch für die kleine Prinzeſſin Joſepha.

Dennoch galt es allerdings, die Kinder zu beſchäftigen und auch die belehrenden Beſuche in und um Regensburg mit anregenden Zerſtreuungen wechſeln zu laſſen; ſelbſt Prinz Anton mußte dabei mit helfen, ſo wenig er dazu aufgelegt ſein mochte. „Cher oncle ſpielte bei chère tante Sprichwörter mit uns," heißt es im Tagebuch, „was ſehr amüſant war." Baron von Weſſenberg erſinnt ſogar „ein neues Sprichwörterſpiel."

Auch Prinz Max fügt ſich den Bitten eines Malers, ihm zur Erprobung einer abkürzenden Porträtier-Methode einige Sitzungen zu gönnen, und läßt ſich für den Fürſt-Abt von St. Emeram, bei welchem er Quartier hat, malen.

„Der Künſtler bedient ſich dazu," wie die Prinzeſſin berichtet, „eines Flors und nimmt durch dieſen die Konturen des Geſichts." Die neue Erfindung wird dann ſofort auch noch zur Vervollkommnung lebender Bilder verwertet. „Wir machen Tableaus vor der Camera lucida des Prälaten von Prächtlingen," heißt es im Tagebuche. Ein anderes Mal führt man Adelheid von Burgau als Pantomime auf; auch ſpielt man Doktor Fauſtus.

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten Regensburgs, welche das Tagebuch erwähnt, ſei hier nur der Brücke und auf der-

selben der drei steinernen Tierbilder gedacht, des Hahns, der Katze und des Hundes; wie die Prinzessin erfährt, sind es die Porträts der ersten drei Brückenpassanten, durch deren Hinübertreiben der Baumeister den Teufel geprellt haben soll, da der Teufel sich bei seinem Pakt mit dem Baumeister nicht ausdrücklich drei Menschen als die ersten Passanten ausbedungen hatte. Im Gleichen der Statue eines Maurers auf der nämlichen Brücke, angeblich eines Schülers des Erbauers des Domturmes. Dieser, so berichtet die Sage, stürzte sich von dem Turme herab, aus Verdruß über den Schüler, der den Bau der Brücke früher beendet hatte, als er, der Meister, den Bau des Turmes. Auch das Standbild des Meisters ist auf dem Turme angebracht und das des Schülers blickt von der Brücke höhnend zu ihm auf.

Über die Volkstracht heißt es: „Die Weiber sind hier zu Lande abscheulich angezogen. Die Röcke sind enorm dick und kurz, sodaß sie ganz viereckig aussehen. Einen dergleichen steifen Latz auf der Brust, dessen Spitzen herausstehen. Hölzerne Achseln, hölzerne Hüften, um ihre Körbe zu tragen, was sie ganz unförmlich macht. Bei manchen hängt ein falscher Chignon an der Haube, der oft von anderer Farbe, als die der Haare des Scheitels ist."

Inzwischen hat der Übertritt des Königs von Sachsen nach dem verbündeten Bayern stattgefunden und am 30. März nachmittags 5 Uhr trifft er in Regensburg ein, nachdem durch „einen Privatspaß von Gassenjungen" schon eine gute Weile vorher ganz Regensburg auf die Beine gebracht worden war; sie hatten sich nämlich in den Dom geschlichen und vorzeitig das Signal zum Läuten aller Regensburger Glocken gegeben.

Zur Begrüßung des sächsischen Monarchen kommt der König von Bayern mit dem (zweiten Sohn des Königs, dem achtzehnjährigen) Prinzen Karl am 3. April nach Regensburg

und bleibt bis zum 5. „Er ist nicht mehr jung," merkt die Prinzessin über den König Maximilian Joseph an, „scheint aber sehr gut und freundlich; der Prinz Karl ist sehr artig und ganz natürlich."

Noch geschieht eines preußischen Generals Erwähnung, der am 15. April dem König Friedrich August einen Brief überbringt und am 16. wieder abreist; vermutlich die am 9. April von Friedrich Wilhelm III. aus Breslau an Friedrich August gerichtete und durch General von Heister überbrachte Aufforderung zum Abschütteln seiner Rheinbundpflichten, einer Aufforderung, welcher Friedrich August bekanntlich nicht entsprechen zu dürfen glaubte, teils weil Sachsen dann bei einem siegreichen Wiedervordringen Napoleons und seiner übrigen Rheinbund-Verbündeten um den letzten Rest seiner Selbständigkeit kommen mußte, teils weil ihm eine durch Sachsen verstärkte Vermittlerrolle Österreichs ein minder schroffer Weg schien, um die Rheinbundsfesseln abzustreifen.

„Eines unserer (Brief-) Pakete," heißt es nach dem Eintreffen von Dresdner Briefen, „ist in die Hände des Ministers Freiherrn von Stein gefallen."

Am 17. verlautet, daß Napoleon die zwei sächsischen Kavallerie-Regimenter verlangt, welche in Regensburg weilen. „Wie wird sich das alles entwirren!" ruft die Prinzessin aus.

In der That hing viel davon ab, ob es gelingen werde, die von dem König von Sachsen mit dem Kaiser von Österreich angeknüpften Unterhandlungen zum Abschlusse zu bringen, ehe dem Verlangen Napoleons entsprochen zu werden brauchte. Einstweilen suchte Friedrich August der Forderung Napoleons dadurch zu begegnen, daß er es seiner königlichen Würde für angemessen erklärte, sich nicht ganz von Truppen zu entblößen.

Am 19. schreibt die Prinzessin denn auch: „Die verlangten Regimenter bleiben zur Eskorte des Königs."

Daß die Dinge einer raschen Entscheidung entgegenreiften, war dennoch klar. Wohin aber die königlichen Angehörigen sich demnächst zu wenden haben würden, bleibt längere Zeit eine offene Frage. Österreich ist wegen der von weitem in Aussicht genommenen Beteiligung an dem russisch-preußischen Vorgehen noch zu keinem Entschlusse gelangt oder hat seine Rüstungen noch nicht genügend gefördert. Einstweilen ist es noch neutraler Boden, und so stehen denn Salzburg, Linz, Prag abwechselnd als Reiseziel in Aussicht.

Am 20. April reist das sächsische Königspaar unter dem Geläute aller Glocken nach Linz voraus, und tags darauf folgen die beiden Brüder des Königs mit den Ihrigen.

Die zweite Poststation war Straubing. „Ich hatte mit Alex (Piatti) ausgemacht," schreibt die Prinzessin, „daß wir das Monument der Agnes Bernauer aufsuchen wollten. Es ist dabei auch das Monument zweier Frauen, die sich im Duell getödet. Aber eine Menge sächsischer Generäle, die wir dort fanden, hintertrieb es. Das Monument soll eine kleine Kapelle an der Donau sein, und eine halbe Meile weit dahin zu gehen; deshalb ließ man uns nicht hin und wir hatten dafür das Vergnügen, eine Stunde im Orte zu warten, bis die Wagen geschmiert waren. Unser Weg führte uns nicht einmal über die Brücke, von welcher Agnes Bernauer hinabgeworfen worden."

Einigermaßen entschädigt dafür die an Naturgenüssen so überreichlich spendende Gegend, durch welche die weitere Reise geht, und in deren Beschreibung die Prinzessin sich wieder als eine unermüdlich aufmerksame Beobachterin bekundet. Linz gefällt ihr dann ungemein. „Die Stadt ist allerliebst, regelmäßig

gebaut, die Häuſer meiſt ohne (hohe) Dächer nach italieniſcher Art.“

Die Unterkunft erweiſt ſich dagegen diesmal als minder anmutig; ebenſo die Veranſtaltungen zur Verpflegung. „Ich war entzückt,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „denn das Quartier, eine Wollenfabrik in der Vorſtadt, bot die prächtigſte Ausſicht auf die Berge und die Donau. Aber chère tante M. A. hatte für die Mängel der Wohnung ein ſchärferes Auge und erklärte ſofort, hier könne man nicht bleiben. In der That fehlte es für die Leute an Betten, auch das auswärts von dem Koch bereitete Diner ließ ſich nicht herbeiſchaffen, ſo daß nach einem Gaſthauſe um Hilfe aus der Not geſchickt werden mußte, ein ebenſo erfolgloſes Auskunftsmittel.“ Und weiter geſteht ſelbſt die Prinzeſſin trotz ihrer Freude an der ſchönen Ausſicht auf Fluß und Berge: „Ich hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen und ſtarb vor Hunger. Abbé Matthieu riet mir, von ein paar ſteinharten Semmeln, die uns geblieben waren, etwas in roten Wein zu tauchen, was ich that und worauf ich ganz drehend wurde. Endlich tröſtete uns alle die Suppe. Alex blieb aber wütend und meinte, wir wären hier wie weggeſetzte Katzen. Ich bat ihn, bei den Katzen den Plural wegzulaſſen.“

Tags darauf dämmert eine Hoffnung; es heißt: Graf Marcolini werde den Gäſten der Wollenfabrik ſein ſchönes Stadtquartier abtreten; allein „de compliment en compliment wird nichts daraus.“ Um ſo gefälliger iſt der Großprior von Linz; er ſtellt ſeine Equipage zur Verfügung, und unter Führung ſeines kundigen Dieners Hans Jürge wird nun mancher Ausflug unternommen.

Wiederum trifft ein franzöſiſcher Kurier ein und „der Puls des Königs verrät, daß die Botſchaft keine angenehme geweſen iſt.“

Tags darauf, am 25., reist der König unter Glockenläuten und Kanonendonner nach Prag ab, und jetzt erfährt die Prinzessin, Napoleon habe zwar die Reise des Königs nach Linz „nicht getadelt, aber nochmals die zwei Kavallerie-Regimenter begehrt."

Am 26. begiebt sich das königliche Paar auf die Reise nach Prag. Sie berühren Budweis, wo im Schlosse des todkranken Bischofs, Graf Schafgotsch, auf dessen Wunsch Nachtquartier genommen wird; dann kommen sie nach Könopisch, wo sie sich der Gastlichkeit des Grafen Swirby erfreuen, eines wohlthätigen alten Hagestolzen, „der so häßlich ist, daß er ledig geblieben, weil er überzeugt war, nur sein Reichtum könne ihm eine Frau verschaffen."

Am 28. wird Prag erreicht, nachdem die Reisenden kurz zuvor freudig überrascht worden waren durch die Begrüßung des Großherzogs Ferdinand von Würzburg, damals 44 Jahre alt, verwitwet seit 1802. Über seine drei Kinder schreibt die Prinzessin: „Luise ist wie immer, Therese schöner geworden, Leopold (der spätere Großherzog von Toscana) ist gewachsen." — Wieder hat die Kaiserin von Frankreich eine Sendung gemacht: „Allerliebste Zeuge." Ebenso werden der Prinzessin in der Schloß-Bibliothek zwei prächtige Bücher gezeigt, welche Marie Luise der Bibliothek schenkte, ein naturhistorisches Werk und „Le musée Napoleon."

Die auch hier wieder sich darbietende Anregung zu Gesellschaftsspielen und kleinen Aufführungen bleibt nicht ohne Früchte. Die Pantomime „die Danaiden" wird im großen Schloßsaale des Hradschin zum besten gegeben; ein anderes Mal Iphigenie in Aulis; dann wieder Heinrich von Burgund und die Locanda. Auch werden die Musikstudien von neuem aufgenommen. Die

Prinzeſſin hat in ihrem Zimmer ein mit Trompeten- und Pauken-Pedal verſehenes Piano zu ihrer Verfügung.

Unter den zahlreichen Sehenswürdigkeiten, denen wiederum aufmerkſames Studium geſchenkt wird, ſeien erwähnt: Die Nachbildung eines Skeletts, die ein Bildhauer für die Kirche St. Georg auf dem Hradſchin in Stein anfertigen mußte, und zwar des Skeletts einer von ihm früher ermordeten Perſon in demſelben Zuſtande, in welchem man ſie bei Entdeckung des Mordes gefunden hatte. Ferner in der Kirche auf dem Wiſcherad das Bild des Herzogs Friedrich, den St. Peter geißelt, ein Traumgeſicht des Herzogs, angeblich durch ſein Einziehen der Kirchengüter veranlaßt. Dann in dem Clammſchen Garten das Monument eines Lieblingspferdes („das Gefäß, aus welchem es ſpeiſte, iſt oben; vorn ſein Kopf und auf den Seiten die Sporen") und eines Sperlings „mit deſſen Bild en bas relief." Endlich ebendaſelbſt zwei Statuen: ein Weib, das einem Manne einen Korb mit Liebesäpfeln reicht. „Darunter ſtand vor drei Jahren in franzöſiſchen, deutſchen und böhmiſchen Verſen eine Inſchrift ungefähr dieſes abſcheulichen Inhalts:

Weib, du reichſt mir Früchte von ſchönem Ausſehen, aber bitterem Geſchmacke, welche dein Bild ſind. Dein Äußeres iſt ſchön, aber dein Inneres taugt nicht.

Wir hatten damals darunter geſchrieben:

Dies iſt eine Lüge.

Graf Clamm hatte das gefunden und die Schmähung in ein Kompliment für die Damen verwandelt."

Bei den Karmeliterinnen ſieht die Prinzeſſin auf dem Tiſche, an welchem dieſelben ſpeiſen, einen Totenkopf, und erfährt in betreff der ſonſtigen Karmeliterregeln, daß die Nonnen täglich nur während zweier Stunden mit einander ſprechen dürfen, daß

ſie niemals Fleiſch und Freitags auch weder Butter noch Eier eſſen.

Ausflüge in die Umgegend werden diesmal nur ſpärlich gemacht oder wenigſtens wird vermieden, daß von denſelben Notiz genommen wird. So iſt die Prinzeſſin eines Abends mit den Ihrigen in Bubeneg, doch entfernen ſie ſich, ehe das dort veranſtaltete Feuerwerk beginnt. „Man fand nicht ſchicklich, daß wir es ſähen in unſeren jetzigen Verhältniſſen.“

In der That konnte eine Entſcheidungsſchlacht, wie man aus Sachſen und Thüringen meldete, nicht lange mehr ausſtehen, und günſtige, wie ungünſtige Gerüchte — aber was waren günſtige? — ſchwirrten umher.

Am 2. Mai ſchreibt die Prinzeſſin:

„Man ſagt, Napoleon ſei in Naumburg und die Schlacht (in der That fand am ſelben Tage die für die Preußen und Ruſſen ſo verluſtbringende Schlacht bei Lützen ſtatt) kann jetzt ſchon geſchlagen ſein. Mein Gott! Mit welchem Erfolge? Und wie viel Blut wird in jedem Falle gefloſſen ſein!“

Und am 4. wieder:

„Ein Kurier brachte die Nachricht, daß Napoleon in Weimar angekommen ſei, wo er der (herzoglichen) Familie viel Freundſchaft erwieſen und die Herzogin umarmt habe.“

Nach den Memoiren des Herzogs von Raguſa hatte bekanntlich Napoleon nach dem Siege von Lützen gegen Duroc ſich der triumphierenden Worte bedient: „Jetzt bin ich wieder Herr von Europa!“ Und den Herzog von Weimar hatte er beauftragt, dem Könige von Sachſen zu melden, Napoleon beſtehe darauf, daß Friedrich Auguſt ſich für oder wider ihn erkläre; ſei letzteres der Fall, ſo werde derſelbe alles verlieren.

Am 9. hört die Prinzeſſin dann, Napoleon ſei wieder in Dresden, und der König werde tags darauf um 4 Uhr morgens

dahin abreiſen müſſen. Wie man weiß, hatte der franzöſiſche Oberſt von Montesquiou dem Könige ein Ultimatum Napoleons überbracht, welches dem Könige nur zwei Stunden Bedenkzeit ließ, nach deren Ablauf Sachſen als erobertes Land behandelt werden ſollte.

Am 10. verzögert ſich die Abreiſe des Königs dennoch in auffälliger Weiſe und der angeſpannte Wagen bleibt ſtundenlang vor der Thüre ſtehen. Um 9 Uhr morgens endlich reiſt der König ab.

„Man ſagte uns," ſchreibt die Prinzeſſin, „daß ein angekommener Kurier und eine Konferenz mit den Miniſtern der Grund der Verzögerung geweſen ſei. Später erfuhren wir es beſſer. Der arme König hatte auf entſcheidende Nachricht von Öſterreich gewartet und dieſe war ausgeblieben. — Es heißt, daß trotz aller Bitten des Königs Miniſter Senfft ſeine Entlaſſung begehre und die vakante Stelle des Miniſter Hopfgarten, die der König ihm geben wolle, ausgeſchlagen. Thielemann (der Kommandant von Torgau) und Langenau (der ſächſiſche Unterhändler wegen der Anknüpfung mit Öſterreich) haben auch ihre Entlaſſung verlangt. Das alles iſt mir ein Rätſel."

Die Senffts, heißt es weiter, werden ſich in Steiermark etablieren. Sie haben, um die Reiſe zu beſtreiten, ihre Equipagen und viele Effekten verkauft. „Man ſagt, er habe die Penſion ausgeſchlagen, die der König ihm geben wollte. . . . . Sie nehmen beide die Achtung aller Redlichen mit ſich." Bekanntlich trat Graf Senfft von Pillſach in den öſterreichiſchen Staatsdienſt über; er ſtarb 1853 in Innsbruck. Langenau iſt 1840 als öſterreichiſcher Feldmarſchalleutnant geſtorben, Thielemann 1824 als preußiſcher General.

Unterm 13. Mai kommen Nachrichten nach Prag über die Ankunft des Königs in Dresden. Er hatte ſich in Teplitz auf-

gehalten und wieder dann auch in Sedlitz, von wo er endlich am 12. um 10 Uhr der nicht länger aufschiebbaren Zusammenkunft mit Napoleon entgegenfuhr.

„Napoleon," schreibt die Prinzessin, „war ihm bis in den Großen Garten entgegengeritten, von wo sie beide zu Pferde sich nach der Stadt begaben. Der Magistrat wollte eine Rede halten, allein Napoleon unterbrach diese und sprach selbst, den Bürgern erklärend, welchen Dank sie dem Könige schuldig wären, daß er zurückgekommen, denn im entgegengesetzten Falle hätte er (Napoleon) Sachsen als ein erobertes Land behandelt."

Am 13. hört die Prinzessin, daß mehrere (sächsische) Offiziere verschwunden seien, vermutlich, um in russischen Dienst zu treten.

Am 20. reist die Königin nach Dresden ab und am 21. folgen die Prinzen und Prinzessinen, erhalten aber unterwegs die Nachricht, daß sie vorläufig nur bis Teplitz fahren sollen. Sie waren im Geiste schon in der Heimat gewesen. Jetzt, in Teplitz angelangt, hören sie täglich Neues über den traurigen Zustand, in dem sich Dresden und so viele Gegenden des schwer heimgesuchten Landes befinden. Welcher Kontrast gegen die friedliche, frühlingsblühende Natur, die sie umgiebt! „Ach, wie wird es in unserm armen Sachsen aussehen!" seufzt die Prinzessin.

Nach vielen Widerrufen der Gerüchte vom Zustandekommen eines Waffenstillstandes erhält man endlich über letztern Gewißheit und so darf am 10. Juni nach Dresden aufgebrochen werden. Bald ist Sachsens Grenze erreicht.

Vierter Abschnitt.

Wieder daheim.

(Juni bis November 1813.)

„Wie freute ich mich, als ich Sachsen betrat," schreibt die Prinzessin, „all die bekannten Gegenden durchfuhr und Pillnitz von Weitem sah, was ich so lange wie möglich mit den Augen verfolgte. Die Elbe schien mir klein gegen die Donau ... Die Dörfer wimmelten indessen von französischen Truppen. Auf dem Jüdenhofe (in Dresden) standen Westfälinger. Statt der Schweizer war die Leibgarde im Schlosse, wo wir abstiegen. Mehrere Hofdamen erwarteten uns an der Treppe. Ich war so außer mir, daß ich alles umarmte."

„Und hier schließt mein Reise-Journal," fügt sie hinzu; „Gebe der Himmel, daß ich nie eine Fluchtreise mehr zu unternehmen brauche!" Ein Wunsch, der nicht in Erfüllung ging.

Es folgt die traurige Periode, während welcher die gescheiterten Versuche des Königs von Sachsen, sich den Umschlingungen der napoleonischen Politik zu entziehen, zwar wiederholt wurden, aber vergeblich blieben, so daß ihn und die Seinen, wie auch das ganze Land erst der Sturz des gewaltigen Imperators von diesem drückenden und verhängnißvollen Banne befreite.

Einstweilen residiert Napoleon noch in Dresden und macht seine rücksichtslos autokratische Gegenwart in jeder Weise geltend.

Aus dem Tagebuche der Prinzessin ist folgendes entlehnt.

Napoleon logierte in dem Marcoliniſchen Palais (dem jetzigen Krankenhauſe) in der Friedrichſtadt. Um 9 Uhr war lever. Zweimal wöchentlich wurden die Prinzen Anton und Max dort geſehen und den letzteren begleiteten dann ſeine beiden älteſten Söhne Fritz und Klemens.

Der König ſah Napoleon bald früh, bald nachmittags, aber auch nicht täglich. Sonntags ließ Napoleon einen Geiſtlichen zum Meſſeleſen nach dem Marcoliniſchen Palais kommen. „Der arme Geiſtliche," klagt die Prinzeſſin, „mußte aber oft bis nachmittag warten und zuletzt unverrichteter Dinge fortgehen." Man hatte im Palaisgarten ein kleines Theater gebaut und dasſelbe mit Dekorationen ausgeſtattet. Anfangs gab man dort Auszüge aus italieniſchen Opern. Dies gefiel dem Kaiſer aber nicht. Er ließ daher die Truppe des théatre français kommen und nun wurden kleine franzöſiſche Stücke geſpielt, zu welchen Aufführungen auch die prinzlichen Kinder eingeladen wurden, ebenſo die Hofdamen und Herren, bisweilen auch Perſonen aus der Stadt. Die Vorſtellungen begannen nach Napoleons Diner, zwiſchen 8 und 9 Uhr. Einmal in der Woche wurde von den Franzoſen auch im Hoftheater geſpielt. Dann begann man um 3/4 9. Oft ließ Napoleon ſagen, man ſolle auf ihn nicht warten. Kam er dann doch, ſo nahmen die Akteurs auf der Bühne, ſobald er in die Loge trat, die Hüte ab und verbeugten ſich. Das Theater war jedesmal illuminiert und alle Damen waren in Putz, aber in rundem Kleide, die Herren in Militär- oder Hof-Uniform. War keine franzöſiſche Komödie, ſo ſpielte im Hoftheater die Truppe des Joſef Seconda Operetten. „St. Prix," urteilt die Prinzeſſin in bezug auf die franzöſiſche Truppe, „iſt ein guter Akteur; er hat viel Würde und gefällt mir eigentlich mehr als Talma, der ſo ſehr raſt. Mademoiſelle George gilt für ſchön, mir ge-

fällt ſie nicht. Sie iſt zu dick, ſchneidet Geſichter und ſingt im Sprechen. Die Komödien gefallen mir beſſer, als die Trauerſpiele. Mademoiſelle Mars iſt vortrefflich. Fleury iſt ſchon ein wenig alt. Michaud und Baptiſte ſind amüſant. Mademoiſelle Bourgoing iſt hübſch, ſpielt aber ohne Geiſt. Der Liebhaber Armand iſt nicht übel."

„Wenn kein Theater iſt," fährt die Prinzeſſin fort, „gehen wir ſpazieren, gewöhnlich mit König und Königin, da die Pferde von cher oncle und Papa noch in Prag ſind, da es an Fourage fehlt. Die Neuſtadt haben wir alle nicht geſehen. Man ſagt, es ſeien dort fürchterliche Redouten und Paliſaden. Die Luft ſoll auch nicht gut ſein, da Lazarette dort ſind. Die Altſtadt ſieht ziemlich wie ſonſt aus, nur ſchmutziger, auch riecht es bisweilen übel wegen der todten Pferde, welche herum liegen. Alle Poſten, außer die im Schloſſe, ſind von Franzoſen beſetzt. Die Stadt wimmelt von Soldaten und alle Häuſer ſind voll davon. Das Palais im Großen Garten iſt zum Lazarett verwandelt, ebenſo die Neuſtädter Kaſerne. Das Herz blutet, wenn man die Bleſſierten ſieht, deren viele man ſchon auf Karren fortgeſchafft hat. Empörend iſt es, daß die Kommiſſare dieſe armen Leute vor Hunger und Not ſterben laſſen und daß ſie, was zur Pflege derſelben gegeben wird, ſelbſt die Arznei, zu ihrem eigenen Nutzen verkaufen. Man ſieht viele Bleſſierte, die ſich, faſt ſterbend, auf der Straße herumſchleppen und um eine Gabe bitten, die man ihnen aber heimlich geben muß, ſonſt werden ſie von ihren Kameraden gemißhandelt. — Die ſchönſten Baumſtämme werden herbeigeſchleppt, um Paliſaden daraus zu machen. Man hört beſtändig trommeln. Dresden iſt wieder zur Feſtung geworden. Napoleon ſtreift häufig in der Gegend herum und läßt, was möglich iſt, befeſtigen. Er hat einige Felſen ſprengen laſſen, um Wege zu

bahnen. Es ist zu verwundern, daß die Hungersnot nicht noch größer. Der Kommandant Durosnel soll das Tafelgeld ausgeschlagen haben und sucht die Stadt, soviel er kann, zu erleichtern."

Unter den von der französischen Truppe aufgeführten Stücken sind zu nennen: Phèdre, l'avare, le barbier de Séville, les étourdis, le philosophe sans le savoir, tartuffe, la jeunesse de Henri Cinq.

Die Verfasserin des Tagebuchs und ihre Schwester, Prinzessin Marie, finden den ihnen auferlegten Zwang, diesen Aufführungen immer beizuwohnen, allmälig lästig; sie machen daher den Versuch, sich von den Theaterbesuchen zu dispensieren und lassen sich bei Napoleon entschuldigen. Er nimmt es aber übel, und so müssen sie sich wieder einfinden. Der Prinzessin Therese verehrt er mit einem „sehr artigen Billet" ein Kupferstich-Porträt der Kaiserin Marie Luise.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit macht er bald hier bald dorthin Ausflüge, bis in die Lausitz hinein und ebenso nach Torgau. Einmal läßt er seinen Besuch plötzlich abends 8 Uhr bei der Königin ansagen und die ganze königliche Familie muß sich daselbst einfinden. Als er kommt, verbirgt die Königin ihm nicht, daß sie seinen Besuch als ein Zeichen ansehe, er wolle das unglückliche Dresden sich wieder einmal selbst überlassen. Er versichert indessen, noch nicht abreisen zu wollen. Fast eine Stunde bleibt er „und ist sehr lustig." Aber in derselben Nacht, um 2½ Uhr früh (den 25. Juli) fährt er aus dem Weißen Thore hinaus und kommt für jetzt nicht wieder.

Unter den während seiner Anwesenheit in Dresden gewesenen Gästen ist der Herzog von Weimar, Prinz Emil von Darmstadt und der König Jerome.

Später ſtellt ſich heraus, daß Napoleon nach Mainz gereiſt iſt und zwar in nur 43 Stunden, eine damals unerhört raſche Fahrt. Der Kurier, welcher dieſe Nachricht bringt, hat 5 bis 6 Stunden längere Fahrt gehabt.

Aus manchen kleinen Zügen, über welche die Prinzeſſin berichtet, geht hervor, daß die unſicherer werdende Stellung Napoleons ſein ſonſt ſo herriſch rückſichtsloſes Benehmen ins Gegenteil umgeſtimmt hat. Dem Könige bewilligt er auf deſſen Bitte „etwas Wichtiges“ — man weiß nicht was — und zwar in „den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken.“ Der Stadt Leipzig erläßt er nicht nur die ihr auferlegte Kontribution; den bereits bezahlten Teil derſelben erhält ſie auch ſogar zurück.

Die Ungewißheit, ob der bis zum 16. Auguſt vereinbarte Waffenſtillſtand zum Frieden führen oder wieder von dem Kriege abgelöſt werden wird, bedrückt einſtweilen alle Gemüter. „Man ſagt, das Lager vor dem Schwarzen Thore ſei prächtig,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „es kann ſein, aber ich mag nichts gern ſehen, was auf Krieg deutet.“

Am 4. Auguſt früh 10 Uhr iſt Napoleon plötzlich wieder in Dresden. „Die Glöckchen der Maultiere, welche ſein Gepäck trugen,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „verkündigten uns jedesmal ſeine Ankunft, vor welcher wir erſchraken, weil wir gehofft hatten, der Kriegsſchauplatz werde ſich weiter von Dresden fortziehen.“

Die Maßnahmen, um die Bevölkerung mit ihrem Schickſal zu verſöhnen und ihr geſunkenes Vertrauen auf ſeine Unüberwindlichkeit zu heben, begannen von neuem. Am 9. iſt franzöſiſches Freitheater. Um für möglichſt Viele Platz zu ſchaffen, ſind die Bänke aus dem Parterre entfernt. Der Hof kommt nicht in die Vorſtellung und ebenſo auch nicht auf den am ſelben Abend gegebenen Ball bei dem franzöſiſchen Geſandten Serra. 102 Kanonenſchüſſe verkünden, daß man tags darauf —

den 10. — den auf den 15. Auguſt fallenden Napoleonstag feiern wird.

Um 4 Uhr in der Frühe am 10. abermals 102 Kanonenſchüſſe. Nachher Revue über 36,000 Mann Garde, Franzoſen und Polen. „Das ſchönſte Korps iſt die polniſche Garde. Was wir vor unſeren Fenſtern vorüberpaſſieren ſahen, war ſehr ſchön; gut equipiert; ſchöne Pferde. Aber die Franzoſen halten ſich ſchlecht darauf, obgleich ſie ſehr raſch reiten.“

Nach der Revue ſpeiſen die Truppen an langen Tafeln auf der Oſtrawieſe und in der Neuſtädter Allee; auch die ſächſiſchen Soldaten. „Jeder bekam doppelte Portion. Arme Leute! es freut mich, wenn ſie einen guten Tag haben; ſie leiden ſo viel!“

In der katholiſchen Kirche während deſſen großes Tedeum, wieder durch Kanonenſchüſſe angekündigt. Vor dem Hochaltar zwei lange Bänke, auf welchen die Großwürdenträger, Marſchälle, Generäle und der Geſandte Serra ſitzen; zwiſchen den Bänken, auf einem Samtfauteuil, der Prinz von Neufchatel. Unter den Marſchällen auch der ohnlängſt zu dieſer Würde erhobene Fürſt Poniatowski: „Alles höchſt impoſant.“

Abends 8 Uhr Bankett in dem Paradezimmer mit dem Thronhimmel. Prinzeſſin Amalie hat ihren Platz neben dem Fürſten von Neufchatel. Unter der Eſtrade ſteht die ganze Nobleſſe, die Damen auf der einen, die Herren auf der andern Seite, und zwar bis zum Schluſſe. Bei dem Anſtoßen auf des Kaiſers Wohl werden wieder Kanonen gelöſt. „Das ganze Zimmer zitterte, ſo daß zu befürchten war, es könne noch etwas herabſtürzen.“ Auch ſchon während des Soldaten-Diners gab es Kanonenſchießen. „Ich habe nie ſolchen Lärm gehört,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „in der Kirche ſind Fenſter davon geſprungen. Die Franzoſen laden fürchterlich, auch ſollen ihre Kanonen ſtärker als die unſrigen ſein.“

Wie nicht anders zu erwarten war, hatte die auch unter den ſächſiſchen Truppen im Zunehmen begriffen geweſene Verſtimmung über die Waffenbrüderſchaft mit den Franzoſen unter dem Eindrucke der feſtlichen Bewirtung ſich, wenn auch nur vorübergehend, gemildert. Das Tagebuch berichtet über Vivatrufe, mit denen der Kaiſer bei ſeinem Rundritte durch die Reihen der obenerwähnten, nach der Revue reichlich traktierten Soldaten von dieſen begrüßt worden ſei und daß man dabei Gläſer und Teller in die Luft geworfen habe. Napoleon hatte, als guter Menſchenkenner, auch die Quartierwirte der Soldaten an dem Freieſſen mit teilnehmen laſſen, ſowie er auch bereits am Morgen beim lever ſich beſonders liebenswürdig mit den Dresdner Bürgermeiſtern unterhalten hatte, dieſelben Herren, denen er vor wenig Monaten das Wort abſchnitt, als ſie ihren aus Prag zurückkehrenden Landesherrn begrüßen wollten.

Am Abend des Napoleon-Tages findet das herkömmliche großartige Feuerwerk auf der Elbe ſtatt. Den Mittelpunkt bilden die Namenszüge Napoleons und Marie Luiſens. Sonderbar machte ſich's dabei, daß zuletzt von allen Seiten Leuchtkugeln auf die Chiffren fielen und ſie auslöſchten. „Mir kam es vor," ſchreibt die Prinzeſſin, „wie eine Vorbedeutung." Glücklicherweiſe hatten einzig franzöſiſche Feuerwerker die Sache ſo ominös veranſtaltet.

Da an dieſem letzten Dresdner Glanztage Napoleons außer den ſchon erwähnten Tafelgenüſſen ſolche auch noch durch offizielle Diners bei dem Geſandten Serra, bei dem Herzog von Baſſano, beim Finanzminiſter Daru, bei dem Chef der Garde, General Friant, und endlich im Hotel de Pologne (das Kouvert zu einem Napoleondor) zugänglich geweſen ſind, ſo ſchließt die Prinzeſſin ihren Bericht mit den ironiſchen Worten: „Wenigſtens wird heute nicht zu wenig gegeſſen."

Bald darauf zeigt sich, daß es dem Kaiser nur darauf angekommen ist, alle Welt über die bedrohlicher werdende Lage seiner Machthaberschaft zu täuschen. Am 12. August trifft die Nachricht ein, Preußen habe den Waffenstillstand gekündigt, ebenso Rußland. Über Österreichs Entschluß fehlt noch Gewißheit. Es wird wahrscheinlich, daß der Hof Dresden abermals verlassen muß. „Chère tante Elisabeth," schreibt die Prinzessin, „bleibt auf jeden Fall in Dresden. Der chère tante M. A. ist durch eine Konsultation von drei Ärzten erlaubt worden zu reisen, da sie nicht die Energie der chère tante Elisabeth hat, und ihr Moralisches, wenn sie sich hier allein sähe, zu viel leiden würde." — „Um 7½ abends," heißt es am 13. weiter, „sagte uns General Forell, daß wir ins Schloß kommen sollten, wo wir Napoleon dann bei der Königin sahen. Er schien wegen der Kaiserin bekümmert, daß er gegen Österreich Krieg führen sollte, und erzählte von den Maßnahmen, die er getroffen habe, daß es ihr schonend beigebracht werde. Zu chère tante sagte er:

„La princesse Therèse sera fachée contre moi, parceque je fais la guerre à sa famille, mais elle doit y être accoutumée."

Worauf sie erwiderte:

„On ne s'accoutume pas à ces choses là."

Als charakteristisch für die Nonchalance, in der er sich auch jetzt noch gehen lassen zu dürfen glaubte, wird der Zusatz zu betrachten sein, er habe, während er jene Worte sagte, auf einem Beine gestanden und mit dem anderen auf einem Stuhle aufgekniet.

Inzwischen hatte Napoleon noch nicht die Hoffnung aufgegeben, Österreich von einem kriegerischen Vorgehen zurückzu-

halten, bis er mit seinen übrigen Gegnern fertig geworden sein werde. Nachdem Murat am 14. eingetroffen und der Fürst von Neufchatel nach dem Königstein abgereist ist, dringt Napoleon in den österreichischen General Bubna, er möge mit neuen Vorschlägen in Eile nach Prag abreisen. Trotz der Gicht des Generals muß sich derselbe fügen und gelangt denn auch nach 14 Schmerzensstunden nach Prag.

Aber auf Abwarten der Antwort war es bei diesem Schachzuge wohl kaum abgesehen. Schon am 15. verrät die allseitig zunehmende Bewegung, daß Gefahr im Verzuge ist. Napoleon findet nicht mehr Zeit, um sich von dem Könige zu verabschieden. Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags verläßt er Dresden und fährt nach dem Königstein, besieht dann die Fortifikationen des Liliensteins bei Fackelschein und trifft morgens um 2 Uhr in Bautzen ein. Murat wird am 16. durch einen Kurier abgerufen; Coulincourt kommt am 16. von Prag zurück, spricht nur mit Marcolini und eilt dann Napoleon nach. Kommandant der inneren Stadt ist Durosnel, Kommandant der Truppen ist Freir d'Aubrada, ein Portugiese. Man läßt die äußeren Häuser der Stadt räumen und vermauert die Fenster, indem man in der Vermauerung Schießscharten herrichtet.

„Gott gebe, daß wir wenigstens in Dresden bleiben können!" ruft die Prinzessin inmitten ihrer Ängste und Sorgen.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen und mußte in Erfüllung gehen, denn bei der veränderten Sachlage konnte Napoleon nicht daran denken, seinen Bundesgenossen, den König von Sachsen, von Dresden fort und aus dem Gesichtskreise der französischen Generäle zu lassen. Ohnehin näherte sich der Krieg ja immer mehr der sächsischen Residenz, und Napoleon selbst verlegte sein Hauptquartier wieder dahin.

So rückte denn der Tag heran, wo Dresden abermals die

Schrecken des Krieges ganz in der Nähe sehen sollte. Die Schlacht von Dresden fand bekanntlich am 26. und 27. August statt. Man hat zahlreiche sachkundige Berichte über den blutigen und für die deutsche Sache wenig günstigen Verlauf derselben. Das Tagebuch braucht hier nicht im einzelnen berührt zu werden. Aus der Ferne haben die Kinder des Prinzen Max vom sogenannten Feuerboden des Zwingertheaters aus am 27. August dem furchtbaren Schauspiele zugesehen. Tags zuvor hatte Prinzessin Amalie von den Schloßfenstern aus einen Anblick gehabt, der sich ihrem Gedächtnisse auch fürs Leben eingeprägt haben wird: Napoleon zu Pferde an der Dresdner Brücke haltend und das in einer der Vorstädte entbrannte Gefecht dirigierend. Bei einem vorausgegangenen Besuche Napoleons im Schlosse war sie von ihm gefragt worden, ob das Kanonenschießen sie erschrecke, was selbstverständlich im hohen Grade der Fall war und ihrem unzarten Frager von dem geängstigten Mädchen wohl kaum noch erst bestätigt zu werden brauchte. Vielleicht freilich wollte Napoleon der Prinzessin Gelegenheit zu einer damals wenigstens bei den Napoleoniden herkömmlichen Bravade geben; hat doch auch seine Schwester, die Gattin des Königs Murat, als sie 1815 im Golf von Neapel auf einem englischen Kriegsschiffe Schutz gefunden hatte, dem Kommandanten desselben auf seine entschuldigende Bitte: sie möge nicht erschrecken, das Schiff mit dem alten Könige von Neapel sei in Sicht und werde gleich mit Kanonenschüssen salutiert werden — die stolze Antwort gegeben: „Dieser Schall ist der bonapartischen Familie weder neu, noch unangenehm."

Aus den Wochen nach der Schlacht von Dresden nur einige abgerissene Notizen. Beiläufig wird am 18. September die Plünderung des Sonnensteins (bei Pirna) durch die Franzosen und die Entfernung der dort in Verwahrsam gehaltenen

Irren erwähnt; ebenſo am 19. die Wegnahme der in Lohmen gezüchteten königlichen Merinoſchafe durch polniſche Koſaken.

Am 1. Oktober ſtürzt Napoleon (auf der pirnaiſchen Gaſſe) mit dem Pferde und die zum 2. angeſetzte Revue wird abgeſagt; erheblichen Schaden ſcheint er aber nicht genommen zu haben.

Inzwiſchen hatten ſich bekanntlich ſchon ſeit ausgang Auguſt die Verhältniſſe von Tag zu Tag mehr zu Ungunſten Napoleons gewendet. Bülow war am 23. Auguſt bei Großbeeren Sieger geblieben, Blücher am 26. Auguſt an der Katzbach. Am 30. war Vandamme bei Kulm durch Kleiſt geſchlagen worden, wiederum durch Bülow bei Dennewitz am 6. September Ney. Schweden hatte ſich den Verbündeten zugeſellt. Bayern, weniger eingeengt als Sachſen, bereitete ſeinen Abfall von der Sache Napoleons vor.

Unter ſolchen Umſtänden hatte der Kaiſer alle Urſache, ſich der Perſon des Königs von Sachſen immer rückſichtsloſer zu verſichern. „Am 6. Oktober," ſchreibt die Prinzeſſin, „war Napoleon bei der Königin, wo wir alle ihn ſahen. Es war das letzte Mal. Wir erfuhren, daß er den König mit ſich nach Leipzig führen werde. Wut der chère tante. Miniſter Maret wurde dem König beigegeben. Den 7. ging der Kaiſer um 6 Uhr mit ſeinen Garden fort, und um 7 Uhr der König, nachdem er um 5 die heilige Meſſe gehört hatte. Im erſten Wagen waren König und Königin. Vier Adjutanten zu Wagen, zwei zu Pferde. Die Leibgarde, polniſche Garde und weſtfäliſche Soldaten begleiteten den König. Der Herzog von Baſſano (Maret) folgte.

Prinz Anton und ſeine Gattin und ebenſo Prinz Max und ſeine Kinder blieben in Dresden zurück. Da dasſelbe jetzt hinreichend befeſtigt war und ſich gegen keine ſtarken feindlichen Heereskörper zu wehren hatte, ſo war es einſtweilen noch un-

bestrittener Besitz der Franzosen, nahm dadurch aber freilich später für die 30,000 Mann Besatzung den Charakter einer Mausefalle an.

Über das in der Stadt herrschende Elend schreibt die Prinzessin unter anderem:

„Die Krankheiten vermehrten sich immer mehr. Auf den Straßen sah man überall sterbende Soldaten umherwanken. Das Orangeriehaus im Zwinger stak voll Gefangenen, welche Mützen, Handschuhe und was sie sonst als Beutel benutzen konnten, an Bindfaden herunterließen, um das Mitleid der Vorübergehenden anzusprechen. Wir begegneten eines Tages bei Papas Garten einem jungen Franzosen, der einen Arm verloren hatte und der mir sagte, daß er aus dem Spitale herausgeschlichen, weil man dort seit drei Tagen kein Brot mehr habe."

Wie völlig abgesperrt selbst der Hof durch die Maßnahmen des französischen Stadtkommandanten von den draußen sich ereignenden Dingen war, geht aus einer Notiz hervor, nach welcher der für Napoleon ungünstige Ausgang der großen Schlacht bei Leipzig erst am 27. Oktober dem prinzlichen Kreise, und zwar auch nur erst in ungenauen Umrissen, bekannt wurde. Ein von Leipzig hergewanderter Handwerker war im Schlosse der Überbringer dieser mündlichen Nachricht gewesen.

Am 3. November kam dann ein offener Brief von dem als Gefangener nach Preußen 'gebrachten Könige mit der kurzen Meldung, daß er gesund und in Berlin sei.

Am 5. große Bewegung. Die französische Garnison sucht in der Freiberger Richtung zu entkommen.

Am 6. muß sie mit starkem Verluste nach Dresden zurück. Prinzessin Therese bestimmt durch ihre Fürsprache den österreichischen General Klenau, nicht auf Bedingungen zu bestehen,

welche Dresden der Gefahr aussetzen müßten, von den Franzosen bis aufs äußerste verteidigt zu werden.

Am 11. kapituliert die Garnison und zieht mit militärischen Ehren aus dem Freiberger Schlage hinaus, wo die Waffen niedergelegt werden; nur den Offizieren bleibt der Degen. Bald darauf Einzug der Österreicher und Russen. Die Prinzessin und die Ihrigen atmen auf. Sie ahnen noch nicht, daß jetzt erst jahrelange Drangsale für sie im Anzuge sind. „Es war ein schöner Augenblick," schreibt sie, „der aber bald getrübt wurde."

Am 17. kommt ein österreichischer Kurier — General Schulenburg — um seiten des Kaisers die sofortige Übersiedlung der noch in Dresden weilenden Mitglieder des königlichen Hauses nach Prag anzuraten. Am selben Tage bringt die Dresdner Bürgerschaft der Prinzessin Thereſe eine Serenade und einen Fackelzug, als Dank für ihre erfolgreichen Bemühungen um eine unblutige Übergabe der schwergeprüften Stadt.

Fünfter Abschnitt.

In der Fremde.

(November 1813 bis Juni 1815.)

Mit den Trainpferden des Generals Klenau und einigen königlichen Pferden — Postpferde giebt es nicht — wird am 19. die Reise im Morgengrauen nach Prag angetreten. Nur die jetzt fast siebzigjährige, aber immer zum Ausharren auf ihrem Posten sich berufen fühlende Prinzessin Elisabeth bleibt zurück. „Die Gegend um Dresden," schreibt die Prinzessin, „war zur Wüste geworden, alle Dörfer abgebrannt, alle Bauern entflohen. In Zehista stand das (vormals Brühlsche) Schloß verödet, nur Stroh lag in den Zimmern umher. Wir fanden einiges dürre Holz, mit dem wir im Kamin Feuer machten, denn die Kälte war schneidend."

Das Schloß war Militärspital gewesen, und die Zimmer erfüllte ein atemversetzender Geruch. Nachdem die Pferde ausgeruht hatten, ging es über Peterswalde langsam weiter. In Zehista waren Kosaken gewesen; jetzt mußten die Reisenden sich mit dem Anblick von Baschkieren befreunden, „welche schiefe Augen und aufgestülpte Nasen haben." Auch hier ist ringsum alles vom Kriege verwüstet.

Um 5 Uhr abends wird Teplitz erreicht. Aber die Brancards sind wegen Pferdemangel zurückgeblieben. „Wir hatten keine Wäsche zum Wechseln, nicht einmal Taschentücher. Ich

hüllte mich in Mantel und Shawl, um mich ins Bett zu legen, weil chère tante den Gasthofbetten wegen der Epidemie nicht traute."

In der Frühe des nächsten Tages geht es nach Prag weiter; der Himmel ist noch voll Sternen und die Kälte empfindlich. Mit wenig Unterbrechungen wird den ganzen Tag gefahren. Die Landstraßen sind fast überall verdorben. Um Mitternacht endlich wird Prag erreicht. Das vor drei Jahren von den Reisenden in der Burg bewohnte Quartier nimmt sie wieder auf.

Es beginnen jetzt die Sorgen um das Ergehen Dresdens von neuem. Die Kapitulation, so heißt es, soll, als zu günstig für die Franzosen, rückgängig gemacht werden, und man fabelt von der bevorstehenden Wiederübergabe der Stadt an die Franzosen. General Klenau ist durch General Chatelet ersetzt worden. Die Wiederübergabe bestätigt sich natürlich nicht.

Von dem Könige, der Königin und ihrer, die Gefangenschaft teilenden Tochter, der Prinzessin Auguste, gehen hin und wieder kurze Nachrichten aus Berlin ein. Der König hat sich seine Bibliothek aus Dresden schicken lassen. „Die Prinzessinnen von Preußen besuchen die Königin bisweilen. Es ist die einzige Gesellschaft der Königin. Abends lesen oder stricken die Königin und Kousine beim Könige."

Unter vereitelten Hoffnungen und trüben Stimmungen geht das Jahr zu Ende.

Auch das Jahr 1814 verläuft nicht günstiger. Wieder wird erwähnt, die preußische Königsfamilie habe für den König und die Königin „viele Attentions." Insonderheit gedenkt das Tagebuch, im weiteren Verlauf der Ereignisse, in solchem Sinne auch der anteilvollen Haltung des Prinzen Wilhelm, des Bruders König Friedrich Wilhelm III. Aber was aus Sachsen

werden wird, bleibt eine offne Frage. Unterm 4. Mai, heißt es, „der König hat an die Alliirten geschrieben, aber sein Brief ist, wie die früheren, unbeantwortet geblieben.“ Dann kommt ein Gerücht auf: Man wolle dem Könige einen Teil des Rheinlandes geben, und zwar mehr als den Umfang Sachsens; aber an Sachsen vor allem hängt doch das Herz des Königs und der Seinigen. „Was hülfe das alles!“ ruft die Prinzessin aus. Dann hat der König den Grafen Görz an den Kaiser von Rußland entsendet, um diesen zu bitten, einen Ort zu bestimmen, an welchem er ihn auf seiner Durchreise sprechen könne. Alles vergebens. Erst viel später meldet der König aus Berlin, er habe den Kaiser von Rußland daselbst besucht, habe auch den Besuch erwidert erhalten und sei abends mit der Kaiserin im Theater bei der Aufführung der Vestalin gewesen.

Gleich bei ihrer Ankunft in Prag im vorigen Jahre haben die Angehörigen des gefangenen Königs aus der Art, wie man ihnen begegnet ist, das Vorurteil, sie seien keine guten Patrioten, herausfühlen können. „Man hält uns hier alle für französisch gesinnt und flieht uns,“ schrieb die Prinzessin damals. Daß es für den König seit der Überflutung Sachsens durch die französischen und die Rheinbund-Truppen keine Möglichkeit gegeben habe, sich, gleich den minder von Napoleons Maßnahmen umgarnten übrigen Fürsten auf die Seite der Gegner Napoleons zu stellen, habe der König, wie die Prinzessin weiter ausführt, auf überzeugende Weise in einer Denkschrift dargethan, die auch an den Prinzen Max nach Prag gelangt sei, und deren Inhalt die Prinzessin aufs heftigste bewegt. So wenig französisch gesinnt ist auch in der That die Schreiberin des Tagebuchs, daß selbst inmitten der immer hoffnungsloser sich gestaltenden Lage der Ihrigen ihr die Sorge keine Ruhe läßt, Napoleon könne nochmals das Schlachtenglück auf seine Seite bringen.

Als sie die Nachricht von der Ankunft der Alliirten vor Paris verzeichnet, fügt sie besorgt hinzu: „Wenn er ihnen nur nicht irgend eine Falle stellt!“ — „Wenn die Alliirten nur, wo sie hinkommen, Lebensmittel finden!“ heißt es ein anderes Mal. Und wieder: „Als ich abends zu chère tante M. A. kam, hörte ich einen Freudenschrei: Napoleon war bei Laon geschlagen!“

„Der Friede ärgert mich,“ schreibt sie am 12. Juni, „denn Frankreich bleibt größer, als es war.“

Und so vergrämt sich die Prinzessin, indem sie bald unter dem Drucke leidet, der auf Sachsen und auf den Ihrigen lastet, bald sich um die vielen treuen Diener härmt, für die nichts mehr geschehen kann, bald auch gegnerische politische Maßnahmen als Ausflüsse persönlichen Übelwollens auffaßt und dabei noch überdies sich das Recht verkümmert sieht, in den allseitigen Jubel über die deutschen Siege laut einzustimmen.

Vom vielen Weinen haben ihre Augen gelitten; das Lesen wird ihr schwer; eher noch kann sie schreiben. Als am 7. Juli in Prag große Festparade ist, schreibt sie:

„Es war ein prächtiger Anblick, der mir aber so weh that, daß ich vom Fenster wegtreten mußte; denn alles freut sich, für alle ist Friede, uns allein verfolgt man.“

„Ich bin ganz kalt, kann nicht weinen,“ schreibt sie am 21. Oktober und hinwieder am 26., als alles für den König verloren sein sollte, „ich habe den ganzen Tag geweint.“ — „Was soll ich thun,“ fragt sie ein anderes Mal, „wenn die Familie getrennt wird? Soll ich dann meinen Vater verlassen? Oder eine Tante, die alles für mich gethan hat?“ Daß für eine zwanzigjährige Jungfrau jeden Tag die gleiche Frage der Trennung von den Ihrigen durch einen Antrag entstehen kann, kommt ihr augenscheinlich gar nicht in den Sinn. Sie lebt und webt einzig in teuren Kindheits-Erinnerungen, und so über-

wältigt Rührung sie, als sie in einer Prager Kirche „O du Lamm Gottes!“ ganz wie in Dresden singen hört.

„Sobald Watzdorf mich gesehen,“ schreibt sie am 19. November, „sagte er, daß ich am Heimweh leide; und so war es auch. Ich glaubte oft, ich könne den Zustand nicht länger tragen, ich müßte nach Hause. In jener Zeit fing ich an, ein Hämmern im Kopfe zu fühlen.“

Wie groß ihre Unruhe und Aufregung war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie, um wenigstens etwas für ihren geliebten Oheim, den König, zu thun, einen Brief an den Kaiser von Rußland schrieb. Une jeune personne de vingt ans, l'ainée de trois frères et trois soeurs, fleht in diesem Briefe den Kaiser an, er möge seinen Einfluß zu Gunsten des Königs geltend machen, que nous chérissons comme notre père. Hélas! s'il faudrait une victime je me devouerais volontiers aux malheurs qui ménacent ma famille pour l'en préserver.

Endlich gestalten sich die Aussichten einigermaßen hoffnungsvoll. Während der ersten Hälfte des folgenden Jahres ziehen sich dann noch die Verhandlungen über den künftigen Umfang Sachsens in die Länge. Am 3. Juni kommt der König, der bereits im Februar Friedrichsfelde bei Berlin verlassen und sich nach Preßburg begeben durfte, nach Prag. Die Prinzessin findet ihn gebeugt und gealtert, so daß ihre Freude, den König wiederzusehen, sich sehr rasch ins Wehmütige verwandelt, aber seine Ruhe und sein Gleichmut stimmen auch sie bald dankbar, und die Hoffnung auf ein nahes Wiedersehen der liebgewordnen alten heimischen Umgebung verscheucht die trüben Betrachtungen.

Wenige Tage darauf wird die Rückreise wirklich angetreten

und am 7. Juni befinden ſich der König und die Seinigen wieder auf vaterländiſcher Erde.

„Ich kann nicht ſagen," ſchreibt die Prinzeſſin, „welchen Eindruck es mir machte, als ich Sachſen betrat. Ich ſchmolz in Thränen. Ich ſah mein liebes Vaterland wieder, aber unter welchen Umſtänden!" Doch wenigſtens mochte der Fleiß des Landmanns und des Bürgers die zuletzt vor zwei Jahren in ſo wüſtem Zuſtande und im Beſitze von Koſaken und Baſchkiren der Prinzeſſin zu Geſicht gekommenen Felder und Wohnſtätten wieder leidlich beſtellt und hergerichtet haben. Und auch an Freudenbezeigungen und herzlichem Willkommen fehlte es nicht. „Vor jedem Dorfe ſtanden die Bauern mit Sträußen und Zweigen in den Händen." So ging es bis nahe vor die Stadt, wo eine berittene Bürgergarde ſich an die Spitze des immer menſchenreicher gewordenen und nun auch noch durch ein ruſſiſches Ehrengeleite vermehrten Zuges ſtellte. Auf dem Platze zwiſchen Schloß und Brücke ſtanden die nach damaligem löblichem Brauche zu Fuß aus Leipzig herübergekommenen Studenten der Landes-Univerſität. Alles wetteiferte in Bezeugungen von Freude, Herzlichkeit und Anhänglichkeit und als ſpät abends die Elbe eine jener glänzenden freiwilligen Illuminationen widerſpiegelte, die, wo ein breiter Strom eine Stadt berührt, mit ſo geringen Mitteln herzuſtellen ſind, da mochte jeder inmitten ſeiner dankbaren Empfindungen doch auch mit Grauen der verhaßten Zwang-Illuminationen gedenken, die ſo lange lügneriſcher Weiſe dem traurigen Loſe des Sachſenlandes zu einem weithin leuchtenden Strahlenglanze von unvergleichlichem Glücke hatten verhelfen ſollen.

Von den Begegnungen und Umblicken, welche den Geſichtskreis der Prinzeſſin während des nun beendeten Fernſeins aus der Heimat erweiterten, ſei hier einiges aus dem Prager Tage-

buche nachgeholt; ebenso dasjenige, was zu Schlüssen auf die Entwickelung ihrer künstlerischen und dichterischen Fähigkeiten berechtigt.

Bis die Verhandlungen über die Zukunft Sachsens sich ihrem Ende näherten, waren die Angehörigen des gefangenen Königs begreiflicherweise weder in der Verfassung gewesen, um geselligen Verkehr zu pflegen, noch galt es wahrscheinlich für politisch unverfänglich, sich ihnen zu nähern. Damals, als der Großherzog von Würzburg nach kurzem Verweilen in Prag mit seinen drei Kindern wieder abgereist war, klagte die Prinzessin: „So verlieren wir unseren einzigen geselligen Umgang.“ Auf ganz kurze Zeit sprach der Herzog Karl August von Weimar ein, dann auch Prinz Karl von Bayern. Die russischen Großfürstinnen Katharina und Maria (Schwestern Kaiser Alexanders, die erstere geboren 1783, Gattin des Prinzen Peter von Holstein, die zweite geboren 1786, Gattin des Prinzen Karl Friedrich von Weimar, des Sohnes und späteren Nachfolgers des Großherzogs Karl August), welche vorübergehend in der böhmischen Hauptstadt weilten, die erstere mit ihrem Sohne Alexander, mußten natürlich besucht werden, da das Los Sachsens wesentlich mit von den Entschlüssen des russischen Zaren abhing und die Besuche wurden mit Liebenswürdigkeit erwidert, seitens der Großfürstin Maria sogar mit lebhaft sich äußernder Teilnahme. Da der König (Friedrich VI.) von Dänemark die Großfürstin Marie eben zur nämlichen Zeit besuchte, als die sächsischen Prinzessinnen bei ihr verweilten, ließ er sich bald darauf auch bei ihnen melden. Er befand sich auf der Reise nach dem Wiener Kongreß, wo er für den Verlust Norwegens Entschädigung zu erhalten suchen wollte, und er fühlte sich, wie er sagte, als „Unglücksgefährte“ des sächsischen Königs. Die Prinzessin beschreibt ihn als „klein, häß-

lich und mager, aber dabei nicht unangenehm.“ Von der Großfürstin Katharina heißt es: „Sie ist nicht schön, aber hübsch und weiß;“ von ihrem Sohne: er sei blauäugig und blond, solle auch gut deutsch reden, habe aber bei dem Besuch sich nur zum Russischreden verstanden.

Der übrige Verkehr beschränkt sich auf die kommenden und gehenden Personen aus dem sächsischen Beamten- und Hofkreise, worunter der alte Minister Marcolini — welcher in Prag stirbt — und auf die Familien des böhmischen Adels, soweit derselbe in oder bei Prag wohnt.

Über die erste Zusammenkunft des Kaisers Franz mit seiner Tochter nach der Abdankung Napoleons enthält das Tagebuch eine Notiz aus dem Briefe eines Offiziers, welcher den Kaiser Franz begleitete und „jene Entrevue als schrecklich“ bezeichnet. „Im ersten Augenblick waren beide wie Bildsäulen. Da fing der Kleine an, mit dem Degen des Kaisers zu spielen, worauf Vater und Tochter weinten.“

Über den Transport Napoleons durch Aix erfährt sie aus dem Clamschen Kreise:

„Als der Wagen mit Napoleon sich der Stadt Aix näherte, wurde er von einer Truppe Bauern umringt, welche den ‚Tyrannen‘ ausgeliefert haben wollten. Sie hatten einen Galgen errichtet, an welchem ein Strohmann hing. Dem General Koller gelang es endlich, sie zur Ruhe zu bringen. ‚Wohlan, so geht!‘ sagte ein Bauer, ‚es wird euch nichts helfen, denn in Aix streiten sie sich nur noch, auf welche Art sie ihn töten sollen.‘ — Hierauf schickte Koller den Clam in die Stadt, um den Maire zu sprechen. In der Stadt fand Clam alles in Alarm; man riß ihn vom Pferde und mißhandelte ihn, da man ihn für einen französischen Offizier hielt. Er rief

beſtändig: ‚Ich bin Öſterreicher! Es lebe der König!‘ — Das frappierte die Vernünftigen. Sie führten ihn zum Maire, welcher ihnen die Verantwortlichkeit vorſtellte, in welche er fallen würde, wenn Napoleon ein Unglück begegnete. Der Maire führte Clam auf den Balkon und ſagte dem Volke, daß Napoleon an dieſem Tage nicht durch Aix kommen würde, worauf ſich das Volk zerſtreute. Nun ließ der Maire die Thore ſchließen, und während der Nacht führte man Napoleon, welcher Koller gebeten hatte, ihm ſeinen Oberrock zu leihen, damit er nicht erkannt würde, an der Stadt vorüber.“ — „O Welt!“ fügt die Prinzeſſin hinzu, eingedenk der Abgötterei, die man noch vor wenigen Jahren in ihrer Gegenwart mit demſelben Manne getrieben hatte.

Über die Ankunft der Herzogin von Angoulême in Paris wird ihr berichtet, die Tochter Marie Antoinettens ſei beim Wiederbetreten ihres Zimmers in den Tuilerien ohnmächtig geworden. „Unter den wenigen Koſtbarkeiten, die ſie beſitzt, ſind die Strumpfbänder, welche ihre Mutter im Temple aus Fäden geſtrickt, die ſie aus der Tapete gezogen.“

Wie ſchon öfter erwähnt wurde, hatten die Kinder des Prinzen Max von ihren früheſten Jahren an immer das Glück genoſſen, in engem Zuſammenhange mit den Erwachſenen ihre Mußeſtunden zu allerlei wohl angeleiteten Kunſtübungen verwertet zu ſehen. Vor allem fehlte es ihnen weder an muſikaliſcher Unterweiſung, noch an Ermunterung, das Erlernte zu produzieren. Die Prinzen Friedrich Auguſt, Klemens und Johann hatten Violin-Unterricht und ſuchten, ſoweit ihre Anlagen reichten, bei feſtlichen Gelegenheiten das Ihrige zu leiſten, wohl nicht immer ohne den Ohren der Hörer etwas an Wohlklang ſchuldig zu bleiben, wie ſich denn König Johann noch im Alter heiteren Sinnes eines Verſes erinnerte, den die Prinzeſſin

Amalie ihm auf Anlaß eines Familienfeſtes zu ſingen gegeben hatte:

Nicht ſehr rein ſind meine Töne,
Doch mein kindlich Herze ſpricht ꝛc.

Und ebenſo bezog ſich auf ſein Geigenſpiel wohl die Szene im dritten Akt des Luſtſpiels „Der Majoratserbe,“ wo Graf Paul mit ſeinem Kammerdiener Bärmann ein Duo geigt und nach vielen Mißtönen endlich dahinter kommt, daß er und Bärmann „eigentlich ſchon vierzig Takte auseinander waren.“

Der Biograph des Königs Johann ſagt: „Zeichnen und Muſik lehrten ihn Schubert und Schmiedel, wie der König oft ſcherzend erzählte, ohne allen Erfolg. Was er dennoch in ſpäterer Zeit von Muſik verſtand, verdankte er ſeiner muſikaliſch durchgebildeten Schweſter und dem häufigen Hören italieniſcher Opern.“

Das Tagebuch erwähnt demungeachtet häufig auch des jugendlichen Geigenſpielers Prinz Johann als bei allerlei Muſik-Aufführungen fleißig mitbeteiligt. So fällt ihm unter anderem in Prag am 22. Februar 1814 die Aufgabe zu, mit ſeinem Violinſpiel die Umkleide-Pauſen zwiſchen einem Kotzebueſchen Luſtſpiele „Der Fluch des Römers“ und zwei Sprichwörtern auszufüllen, mit denen die prinzlichen Kinder und einige Geſpielen derſelben den Prinzen Max zu erheitern ſuchten. Es wird ihnen gelungen ſein, denn der prinzliche Vater hatte an dergleichen Überraſchungen große Freude und ſelbſt der ſchon recht hinfällige Miniſter Marcolini lachte ſehr über das in einem der Sprichwörter verwendete Koſtüm, in dem Prinzeſſin Amalie ſich mit Federn herausſtaffiert hatte, „die bis an die Decke reichten.“

Einmal geſchieht eines vom Prinzen Friedrich Auguſt gedichteten Sprichworts Erwähnung und ebenſo der Aufführung

desselben; dann wieder eines Trios, bei welchem derselbe Prinz, sein Bruder Prinz Johann und ihr Musiklehrer Schmiedel mitwirkten.

Was Prinzessin Amalie betrifft, so setzte sie die schon in Pillnitz begonnenen dichterischen Versuche fort, ohne dabei — was für die Richtung ihres Talents bemerkenswerth ist — ihren oft so gedrückten Gemütsstimmungen lyrischen Ausdruck zu geben, ohne überhaupt andere dichterische Vorwürfe zu wählen, als solche, die mit ihren Geschwistern gemeinsam verwertet werden konnten. Die schwere Not der Zeit trat täglich in empfindlicher Weise an die Verfasserin des Tagebuchs heran und spiegelte sich dort, wie schon erwähnt, in reichem Maße. Aber zu lyrischen Ergüssen fehlte ihr die Einsamkeit und die Gewöhnung, sich in der Einsamkeit von ihren Gefühlen überfluten zu lassen.

Gleich anfangs hat man ihr ein hübsches kleines Klavier in Prag zur Verfügung gestellt; auch ihre Brüder erhalten eins und ebenso findet sich eins für ihre Schwestern. Am 1. Januar 1814 bekommt sie das schon erwähnte „schöne Pianoforte mit türkischer Musik" sogar zum Eigentum. Im Juni bricht dasselbe aber beim unvorsichtigen Verschieben zusammen, und die Prinzessin klagt, dieser Unfall treffe sie schwer, denn ihr Instrument sei bis dahin ihr einziges Vergnügen gewesen. Daß in Prag die zweite Oper der Prinzessin „le tre cinture" entstand — Text von dem Prinzen Max — berechtigt in der Tat zu dem Schlusse, daß sie ihre Zeit fleißig nützte.

Auch diese Oper ist heitern Inhalts, wie denn der Beruf der spätern Lustspieldichterin sich in kleinen Zügen des Humors bei mehr als einer Gelegenheit anmeldet. So in der Trockenheit, mit der sie einmal berichtet, „der Bediente des Pater Sylvester hat auf dem Kirchhof beim Begräbnis einer Stiftsdame

die Bekanntſchaft von deren Jungfer gemacht, kann ſie aber noch nicht heiraten, weil dem Totenſchein ſeiner ſeligen Frau noch der Stempel fehlt." — Mit der böhmiſchen Sprache bindet ſie hin und wieder an, um zu dem Volke, mit dem ſie in Berührung kommt, in ein umgänglicheres Verhältnis zu treten, und in der Kirche bringt ſie die chère tante ins Lachen, indem ſie plötzlich die Antworten für die Litanei gleich den übrigen Andächtigen böhmiſch herſagt. — Einmal hat ſie eine aus Dresden eingetroffene Nachricht ungünſtig ausgelegt. „Ich weinte darüber in der Kirche," ſchreibt ſie; „Lolotte, die es ſah, glaubte, ich habe eine ſchlechte Nachricht erhalten und weinte auch. Ich glaubte nun dasſelbe von Lolotte, und ſo weinte eine über die andere, bis nach der heiligen Meſſe ſich der Irrtum aufklärte."

Übrigens ſchießen „wir vier Schweſtern" auch mit Windbüchſen nach der Scheibe; es wird Quadrille geritten und inmitten der mancherlei Bedrängniſſe und Beklemmungen der Kopf nach Möglichkeit oben behalten.

Daß daneben die Sprachſtudien — über das Böhmiſche hinaus — nicht ganz ins Stocken gerathen ſind, beweiſt eine Anmerkung des Tagebuchs in betreff einer lateiniſchen Predigt, welche die Prinzeſſin hörte und „leidlich verſtand." Es mag ihr dabei die Übung im Franzöſiſch-Sprechen gerade ſo wie ſpäter ihrem Bruder, dem Prinzen Johann, zu ſtatten gekommen ſein, der auch auf dem Umwege über das Franzöſiſche zum Latein gelangte. Sein Biograph ſagt, Abbé Silveſtre habe den Prinzen erſt ſpät im Latein unterwieſen, „davon ausgehend, daß, wer Franzöſiſch ordentlich gelernt, Lateiniſch leicht lernen werde, eine Anſicht, die bekanntlich auch in der neueren Zeit, z. B. im ſogenannten modernen Gymnaſium zu Leipzig, nicht ohne günſtigen Erfolg Anwendung gefunden hat."

Von einer mit ihren Brüdern vorgegangenen weſentlichen

Veränderung hatte die Prinzessin schon in den ersten Tagen ihres Prager Aufenthalts berichten können: Man hat ihnen die Zöpfe abgeschnitten, „zu meiner Freude!"

Nach ihrer Gewohnheit erhalten die Kinder des Prinzen Max auch diesmal durch das Besuchen denkwürdiger Orte in Prag, wie in dessen Umgebung Gelegenheit, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Hier sei nur des Besuchs eines Klosters der Ursulinerinnen gedacht, in welchem Prinzessin Amalie der Einkleidung einer jungen Nonne beiwohnte. In einem Kabinett wartete die Klosterbraut, gekleidet in einen „weißen fourreau" und geschmückt mit vielen Blumen und Diamanten. Am Arme trug sie einen Kranz von gemachten Blumen. Ihre Mutter, eine Pilsener Bürgersfrau, trug das Bürgerkostüm und auf dem Kopfe eine goldne Haube. „Seit dem 13. Lebensjahre," versicherte die Mutter, „habe ihre Tochter schon den Beruf fürs Kloster in sich gefühlt." Unter den Brautjungfern waren zwei Gräfinnen Schafgotsch und die Braut Christi hatte auch eine Schleppenträgerin. Die eine jener sehr hübschen Brautjungfern trug eine Fackel, die andere das Ordenskleid, die dritte den Schleier und den Kranz, und so gingen sie dem Zuge voran. Während des Hochamts kommunizierte die Klosterbraut. Nach dem Schlusse der Messe fragte der Celebrant sie: Was sie begehre? Sie antwortete: In die Gemeinschaft der Ursulinerinnen aufgenommen zu werden und Armut, Keuschheit und Gehorsam zu geloben. Er dann: Ob sie wohl unterrichtet sei über die Bedeutung ihres Vorhabens? Sie bejaht die Frage, worauf er ihr etwas darüber vorliest. Nochmals befragt, ob sie bei ihrem Entschlusse beharre, wiederholt sie ihr Ja, worauf alle die Muttergottes-Litanei beten. Dann folgt die Frage, ob sie ihrer Oberin gehorsam und ihren Mitschwestern gefällig sein wolle? Nachdem sie auch dies bejaht hat, giebt der Celebrant ihr den Namen Maria Emerentiana

von Mariahilf und überantwortet ſie der Oberin als eine neue Tochter, die er ihrer Sorgfalt vertraue. — Während dieſer Zeremonie hatte die Braut im Chor an dem offenen Fenſter geſtanden, das in die Kirche geht, ein blumenbekränztes Kruzifix in den Händen haltend. Nachdem ſie von den Brautjungfern hinter einem Schrein umgekleidet worden war, trat ſie im Nonnenkleide an das nämliche Fenſter und der Prieſter ſetzte ihr den Kranz auf. Darauf verhüllte man ſie mit dem weißen Schleier und ſagte ihr, daß ſie nun die Welt vergeſſen müſſe. Dann dreimaliger Pſalmgeſang. Nun küßt die Nonne der Oberin und den älteren Nonnen die Hand und umarmt ſie; die jüngeren umarmt ſie nur. Ein Tedeum ſchließt die Feier.

Eine zweite Nonnenweihe, welcher die Prinzeſſin beiwohnt, gilt der Tochter des Generals Gottesheim, eines Militärs, welcher aus der franzöſiſchen Armee in die öſterreichiſche übergetreten iſt. Die junge Nonne erhielt den Namen „Maria Gabriele von den heiligen drei Königen.“ Dieſer nimmt man zum Schluß den weißen Schleier ab und verhüllt ſie mit einem ſchwarzen, wozu noch ein Kranz von weißen Roſen kommt. Die Schweſtern der „Braut Jeſu“ waren zugegen und weinten bitterlich; „die jüngſte,“ heißt es, „will auch ins Kloſter, aber es wird nicht möglich ſein, da ſie am Blutſturz leidet.“ Die vorausgegangene Anſprache der Braut ſeitens des Domherrn ſchildert zunächſt das Glück des Abgeſchiedenſeins von der Welt; „ſpäter wurde er etwas verworren,“ fährt die Prinzeſſin fort, „und malte ihr die Welt ſo ſchön aus, daß ich in ihrer Stelle vielleicht Luſt bekommen hätte, umzukehren.“

Wohin die vielen Wachsfigürchen kommen, welche die Bauern am Johannistage zum Dank für die Geneſung von Kindern ſpenden, ermittelt die immer praktiſch den Dingen auf den Grund gehende Prinzeſſin: Es werden Kerzen daraus gegoſſen.

Bei der Fronleichnam-Prozession sieht sie zum erstenmale den böhmischen Brauch, die Monstranz mit Kränzen zu berühren, die dadurch, wie angenommen wird, einer Heilwirkung teilhaftig werden.

Aber zu den mancherlei Dingen gleichgültiger oder interessanter Art, für welche die Prinzessin offne Augen hatte, sollte sich in Prag auch der Anblick eines Sterbens gesellen. „Als ich an die Thüre der S. kam," heißt es in dem Tagebuche, „hörte ich laut in der Stube sprechen. Ich ging hinein. Da hielt ihr das Dienstmädchen die geweihte Kerze vor und die Töchter mit der L. beteten weinend die Litanei vom Herzen Jesu. Ich betete mit. Als die Litanei zu Ende ging, warf plötzlich die L. Weihwasser auf das Gesicht der Kranken, die eben verschieden war. Es machte mir einen ungeheuren Eindruck, da es die erste Person war, die ich hatte sterben sehen."

Sechſter Abſchnitt.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden.

(Juni 1815 bis Februar 1819.)

Die Heimkehr der königlichen Familie nach Sachſen iſt bereits, als im Sommer 1815 erfolgt, erwähnt worden. An dem ſächſiſchen Hofe hatte ſeit langem Einfachheit geherrſcht. Sie entſprach ſowohl dem Geſchmack des arbeitſam und häuslich gewöhnten alten Königs, wie dem ſeiner Angehörigen. Die allgemeine Not der Kriegszeit hatte in dieſer Richtung noch weiter einſchränkend gewirkt und ſo vernahm man beiſpielsweiſe jetzt nicht mehr die Pfeifer, welche ſonſt bei der königlichen Tafel aufgeſpielt hatten; die meiſten dieſer beſcheidenen Künſtler waren im Laufe der Kriegszeit dem Typhus erlegen. Im Übrigen hatte der König während ſeines mehr als fünfzigjährigen Regiments das Altherkömmliche lieb und wert gehalten, und wenn die Zöpfe der kleinen Prinzen auch im Sturme der Zeit hatten geopfert werden müſſen, ſo beweiſt doch ſchon die Treue, mit welcher König Friedrich Auguſt bis an ſein ſpätes Lebensende an den Unvollkommenheiten ſeines Jugendgefährten, des Silbermannſchen Kielflügels oder Cembalos, feſthielt, während ringsum das Fortepiano ſeine geräuſchvolle Herrſchaft angetreten hatte, wie wenig Freude Neuerungen ihm bereiteten.

Auch die Familie des Prinzen Max kehrt daher, ſoweit dies thunlich iſt, in das alte Gleis zurück, ſo daß die beiden nächſten

Jahrgänge des Tagebuchs wenig Berichtenswertes bieten. Die zur Armee gegangenen Brüder, die Prinzen Fritz und Klemens, werden bei ihrer Rückkehr von den Geschwistern mit Musik und Gedichten empfangen, Prinzessin Amalie gelangt an ihrem 21. Geburtstage durch ihre Geschwister in den Besitz von Schillers Gedichten — damals noch ein Ereignis, so scheint es, obschon Prinz Johann auf seinen kleinen Reisen im Jünglingsalter immer einen Band von Schillers Werken bei sich führte und ihn sehr liebte —, man singt, dichtet, komponiert, spielt im kleinen Kreise Theater und läßt auch das Fest der heiligen drei Könige nicht ohne den üblichen Königskuchen vorübergehen, ja sogar die jetzt kriegserfahrnen beiden Prinzen finden an dem Spiele ihrer Kindheit nach wie vor Geschmack: Als bei dem Königskuchen der Hoftafel die verschiedenen Ämter zur Verteilung gelangen und Prinz Fritz Artillerie-Kapitän, Prinz Klemens aber Nudelfabrikant wird, liefert der erstere dem Bohnenkönige, dem Baron Wessenberg, die Zeichnung einer von ihm erfundenen Kanone ein, während Prinz Klemens sich mit selbst fabrizierten Nudeln einstellt; Prinz Johann, der mit der Admiralswürde bekleidet wurde, erstattet den Bericht über eine Seeschlacht. — Was die musikalischen Studien der Prinzessin Amalie betrifft, so beginnen dieselben sich seit ihrer Rückkehr von Prag ernstlich zu vertiefen. Der königliche Kirchen-Komponist Franz Anton Schubert giebt ihr jetzt fast täglich von 3 bis 6 Uhr Unterricht.

Schon früher hat das Tagebuch erwähnt, daß die Gewöhnung des Königs an regelmäßigen Besuch des Theaters ihren Vater, den der König dann gern ebenfalls im Theater sah, den Kindern häufig entzog; denn nach altem Herkommen erschien daselbst während des Winters das königliche Paar allemal punkt 6 Uhr, begleitet von Prinzessin Auguste und den königlichen Brüdern und deren Gemahlinnen, in späterer Zeit auch

von deren Kindern, soweit sie für das Theater reif waren. Jetzt suchen sich die jungen Prinzen hin und wieder der Pflicht des regelmäßigen Theaterbesuchens zu entziehen, und es gelingt.

General Forell tritt im Jahre 1816 mit einem Ruhegehalt von 2000 Thaler von seinem Posten bei den Prinzen zurück und General von Watzdorf rückt in seine Stelle. Sämtliche prinzliche Kinder erfreuen General Forell mit allerlei kleinen Geschenken, und er dagegen tritt den Brüdern seinen treuen Hund Boston ab.

Am 30. November hört Prinzessin Amalie die erste Rossinische Oper — Il turco in Italia — und ist „entzückt."

Das Jahr 1817 giebt der Prinzessin erwünschte Gelegenheit, nach Wien zu kommen, indem Prinz Anton und seine Gattin zur Verlobung der jetzt zwanzigjährigen Erzherzogin Leopoldine mit dem neunzehnjährigen Prinzen Dom Pedro von Brasilien, dahin entboten sind. Die Abreise findet am 10. Februar statt, und Wien wird am 15. spät abends erreicht. „Ich fand den Kaiser," schreibt die Prinzessin, „sehr gealtert. Die Kaiserin" — Karoline, geb. 1772, die vierte Gemahlin des Kaisers, älteste Tochter des Königs Max I. von Bayern, erst seit dem 10. November 1816 Kaiserin — „ist häßlich, aber angenehm." Den vierundzwanzigjährigen Kronprinzen Ferdinand bezeichnet sie als sehr hübsch, aber sehr klein; man würde ihn für fünfzehn- oder sechzehnjährig halten; „er sieht sehr schüchtern aus."

Der Wiener Hof hat schon durch die Verschiedenheit der dort in Amt und Würden oder im Dienst stehenden Nationalitäten immer etwas Imponierendes gehabt. Gleich der erste Tag bietet der jungen Prinzessin ein farbenprächtiges Bild dieser Art, da die wegen Unwohlsein des Kaisers verschoben gewesene Feier seines Geburtstages nachgeholt werden soll. Von den Fenstern des Kronprinzen sieht sie den Einzug des Adels und der Garden

in die Burg. Zuerst in ihrem glänzenden National-Kostüm die ungarische Nobelgarde; dann mit Hüten und in Rot mit Gold die deutsche; fast ebenso die Hadschiere, aber mit Helmen und Flinten; zuletzt die graue Stäbelwache mit Hüten auf dem Kopfe und Stöcken in den Händen; sie gehen in der Burg herum, um Ordnung zu halten. Nun naht sich der Oberstallmeister Graf Trautmannsdorf zu Wagen; vorauf zu Fuß die kaiserliche Livree und die Dienerschaft des Grafen samt allen verfügbaren Pferden aus den kaiserlichen Ställen. — Nach der Messe findet die Prinzessin dann wieder Gelegenheit, von der Galerie des großen Speisesaals, wo sie neben der später so berühmt gewordenen Sängerin Wranitzky Posto faßt, das Bankett mit anzusehen. „Der Kaiser, die Kaiserin, alle Erzherzöge nach der Rangordnung, endlich auch Henriette und Leopoldine traten ein und setzten sich, mehr pro forma, als um zu essen, an den Tisch." Während der Tafel ist Instrumental-Musik, auch werden Arien gesungen. Eine große Menge Zuschauer steht hinter den Barrieren.

Tags darauf sieht die Prinzessin „den kleinen (sechsjährigen) Napoleon, ein allerliebstes Kind, voll Verstand; er spricht schon leidlich deutsch." Dann erfolgt nachmittags der feierliche Einzug des portugiesischen Ambassadeurs Marquis Marialva. Eröffnet wird der Zug durch eine Abteilung Kavallerie, dann folgt ein Hofwagen mit dem Gesandtschafts-Sekretär Navarro. Umringt von seiner glänzend kostümierten Dienerschaft und von Pagen in Gala-Livree zeigt sich darauf der Marquis selbst in einem sechsspännigen Hofwagen. Kavallerie schließt den Zug. Abends 7 Uhr giebt es einen Jugendball, den der Kronprinz mit Prinzessin Amalie eröffnet.

Am nächsten Tage Zeremonie der feierlichen Werbung. „Der Kaiser saß unter einem Thronhimmel, von den Hofchargen

umgeben. Marialva (der Ambaſſadeur) war ſehr verlegen, und Leopoldine, die ihre (Antwort-) Rede den ganzen Abend vorher memoriert hatte, blieb darin ſtecken. Da das Porträt des Prinzen (von Braſilien) noch nicht angekommen war, konnte Marialva es ihr nicht nach dem Brauche überreichen. Der Kaiſer las ſeine Rede ganz unbefangen vom Blatte herunter."

Schon auf der Reiſe hatte die ungewöhnliche Aufgeräumtheit der Prinzeſſin Thereſe der Verfaſſerin des Tagebuchs allerlei beſorgliche Vermutungen eingeflößt. Jetzt geſtand ihr die erſtere, ſie habe den Plan gehabt, Prinzeſſin Amalie mit dem Kronprinzen Ferdinand zu verheiraten, es zeige ſich jedoch, daß ihm bereits eine bayeriſche Prinzeſſin beſtimmt ſei. „Ich antwortete ihr," heißt es weiter, „daß ich Gott danke, daß jener Plan nicht gelungen ſei, da den Kronprinzen zu heiraten das ſchwerſte Opfer geweſen wäre, das ich meiner Familie hätte bringen können; und ſie begriff meine Gründe."

Im Widerſpruch mit der vorhin erwähnten Schüchternheit des Kronprinzen wird derſelbe auf der Faſtnachtsredoute als „beſonders geſprächig" geſchildert, was alle Welt intriguiert habe, da er die Prinzeſſin Amalie führte und niemand ſie unter ihrer Maske erkannte. Geheiratet hat der Kronprinz bekanntlich erſt weit ſpäter — 1831 — und zwar Prinzeſſin Karoline, die dritte Tochter des Königs Viktor Emanuel von Sardinien. Von ſeinem Bruder, dem ſpäteren Reichsverweſer Erzherzog Johann, empfängt Prinzeſſin Amalie augenſcheinlich einen minder widerſpruchsvollen Eindruck, denn ſie äußert kurzweg: Er „imponierte" mir.

Sehr fleißig werden während der weiteren Aufenthaltszeit in Wien und ſpäter auch in Ofen und Peſt wiederum alle öffentlichen Inſtitute, Sammlungen, Kirchen und Theater beſucht und beſchrieben. Im Wiener Polytechnikum ſieht Prin-

zessin Amalie — vermutlich zum erstenmal — Gasbeleuchtung. Im dortigen Waisenhause betrübt sie's, daß die Mädchen daselbst schlecht aussehen, „da sie den ganzen Tag die Kleider und die Wäsche fürs ganze Haus (300 Knaben und 63 Mädchen sind dort) nähen müssen, auch eine schwindsüchtige, luftscheue Aufwärterin haben."

Im Palmsonntags-Konzert des Burgtheaters hört sie Beethovens Christus am Ölberge, steht aber vermutlich, wie überhaupt damals die Mehrzahl der Kunstfreunde, dem genußvollen Verständnis dieser Musik noch fern; wenigstens begnügt sie sich mit der bloßen Erwähnung dieses Oratoriums, während Rossinis Tancredi und l'Italiana in Algeria, die damals alle Welt elektrisirten, sich auch ihrer besonderen Bewunderung erfreuen. Den Schauspieler Karl und dessen Frau sieht sie im Käthchen von Heilbronn. Im Essex giebt die Titelrolle Lange, ein siebenzigjähriger pensionierter Akteur, „was der Illusion sehr schadete." Im Leopoldstädter Theater „amüsiert sie sich sehr" an einem Harlekin-Ballet: Perseus und Andromache.

Überhaupt hat ihre gute Laune augenscheinlich die Nachwehen der trüben Jahre mutig überwunden, was nicht ausschließt, daß auch manche ernstere Stimmung bei ihr Eingang findet. So bewegt in der Kapuziner-Gruft die Erinnerung an die dort bestattete Kaiserin Luise, bei deren Verweilen in Dresden die Kinder des Prinzen Max so heitere Stunden verlebt hatten, sie bis zu Tränen.

Eine sonderbar geartete Persönlichkeit lernt sie in der Gattin des Palatins von Ungarn (Erzherzog Josef) kennen. Dieselbe genießt nur Thee, verträgt nicht den Geruch von Fleischspeisen und beteiligt sich daher an keiner Mahlzeit. Sie ist überdies so schüchtern, daß ihre Lippen zittern. Dies hindert nicht, daß sie schön und sehr liebenswürdig ist. (Sie muß

damals ſchon krank geweſen ſein und iſt noch im ſelben Jahre 1817 geſtorben. Sie war eine Tochter des Prinzen Viktor von Anhalt-Bernburg-Schaumburg und die zweite Gattin des Palatins. Zwei Jahre ſpäter heiratete derſelbe eine Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg.)

Bei der Fußwaſchung der zwölf alten Männer und zwölf alten Weiber in der Burg wäſcht und küßt der Kaiſer jenen, die Kaiſerin dieſen die Füße, worauf ſie ihnen je einen Beutel mit 30 Silberlingen ſchenken. Voraus geht die feſtliche Speiſung der 24 Alten. Hierbei helfen den Majeſtäten die Erzherzöge und Erzherzoginnen und nicht minder die Herren und Damen des Hofs. Das älteſte der Weiber war 103 Jahre alt, der älteſte Mann 94.

Das Sprichwörter-Spielen hat in Wien dem Scharaden-Aufführen Platz gemacht. So wird gegen den Schluß des Wiener Aufenthalts in einer Soiree bei Bellegarde das Wort délire als Scharade zum beſten gegeben, nämlich dé — zwei Bauern, welche um das Soldatwerden würfeln — lire — Leſen der Offizien — und délire: „Die Nina, von der Bombelles vorgeſtellt, welche dabei das Ombra adorata ſang, ſpäter auch noch Attitüden machte.“ Gräfin Bombelles, deren in dem Tagebuch öfter Erwähnung geſchieht, war die Gattin des öſterreichiſchen Diplomaten Graf Ludwig Philipp Bombelles, welcher nach ſeiner Verheiratung mit Fräulein Ida Brun aus Kopenhagen, einer Schweſter der Schriftſtellerin Friederike Brun, als öſterreichiſcher Geſandter in Dresden ein künſtleriſch ſehr belebtes Haus machte; ſpäter war er bei den Höfen von Florenz, Modena und Lucca akkreditiert, dann in London, Turin und in Bern.

Am 24. April wird von den Verwandten und Bekannten Abſchied genommen. Die Braut des Kronprinzen von Braſilien erzählt den Scheidenden noch einiges Vertrauliche über die Art,

wie ihre Heirat angeſtiftet worden ſei, „Dinge, die uns ſehr ärgerten," ſchließt die Prinzeſſin.

Auch für ihre, der Prinzeſſin Amalie, geplant geweſene Verheiratung mit dem öſterreichiſchen Kronprinzen, erbietet ſich eine alte fromme Dame, die Gräfin Schafgotſch, im Kloſter der Saleſianerinnen, noch einiges zu thun: Sie will täglich für das Zuſtandekommen dieſer Verbindung Gebete ſprechen. Ohne Zweifel iſt Prinzeſſin Amalie damit recht wenig einverſtanden, und ſo bittet Prinzeſſin Thereſe denn die alte Dame ernſtlich, ſolche Gebete zu unterlaſſen.

Ob etwas Ähnliches zweien kurzen Notizen zu Grunde liegt, die das Tagebuch mehrere Monate ſpäter enthält, kann hier nicht unterſucht werden. Sie lauten:

1817 — 24. Juni X X X Erſte unangenehme Ahnung.

26. Auguſt. Endliche Entſcheidung. R. X X X

Unter dem nämlichen Datum folgen die Worte: „Der Kurier mit der Entſcheidung wegen Nanys Heirat mit dem Erzherzog Leopold, dem Thronfolger von Toscana (einem Jugendfreunde des Prinzen Johann), kam aus Florenz zurück."

Die Prinzeſſin Anna Karoline, welche unter Nany zu verſtehen iſt, war die dritte Tochter des Prinzen Max, und daß ſie vor den beiden älteren Schweſtern zur Ehe begehrt worden war, konnte die damals dreiundzwanzigjährige Prinzeſſin Amalie recht wohl mit der Vorahnung erfüllen, es werde ihr nicht mehr beſchieden ſein, glückliche Gattin zu werden. Doch fehlt, wie erwähnt, für jene Tagebuch-Notiz der Kommentar. Noch im Greiſenalter haben Prinzeſſin Amalie und Leopold von Toscana einander innige Freundſchaft bewahrt. Aus einigen der Briefe Leopolds, die ſich in dem Nachlaſſe der Verfaſſerin des Tagebuchs gefunden haben, wird ſich weiter unten einzelnes mitteilen laſſen.

Über die Dresdner Formalitäten bei jener erſten Florentiner Heirat (November 1817) nur einiges wenige. Zunächſt wird beim Könige durch den Geſandten Bandelli für den Erbprinzen Leopold um die Hand der Prinzeſſin Anna in deren Gegenwart feierlichſt angehalten; dann bei dem Prinzen Max, worauf letzterer auf ihr Verlangen die Erlaubnis giebt, in die Verbindung zu willigen. Nun überreicht ihr Bandelli das Portrait des Bräutigams in Form einer Broſche, und ſie ſteckt dieſelbe an, nachdem ſie wiederum die Erlaubnis dazu eingeholt hat. Zwölf Tage darauf erfolgt per Prokuration — welche dem Prinzen Friedrich Auguſt übertragen worden iſt — die Vermählung. Tags zuvor hat in herkömmlicher Weiſe die Entſagungsfeier ſtattgehabt: Im Audienz-Zimmer ſtand ein Tiſch, worauf brennende Herzen, das Evangelienbuch und ein Kruzifix. Miniſter Globig verlas die Entſagungsakte der Prinzeſſin, ſowohl bezüglich der Nachfolge, als auch der Erbſchaft, außer im Falle gänzlichen Erlöſchens der königlichen Familie. Die Prinzeſſin wiederholte den ihr vorgeſagten Eid, wobei ſie drei Finger der Rechten auf das Herz legte, und ſodann unterſchrieb, desgleichen Graf Hohenthal als ihr Vormund. — Am Hochzeitstage ſelbſt verſammelt man ſich wieder im Audienz-Zimmer und begiebt ſich von dort im langen Zuge in die Schloßkapelle, wobei Prinzeſſin Amalie als Brautjungfer die Schleppe der jungen Braut trägt. Am Altar verlieſt der Biſchof dann die Dispenſation des Papſtes und die Prokurations-Akte, worauf die Trauung beginnt. Nach dem Wechſeln der Ringe wird derjenige des Bräutigams von ſeinem Stellvertreter, dem Prinzen Friedrich Auguſt, dem Superior übergeben, der ihn für den wirklichen Bräutigam einſiegelt. Tags darauf große Gala-Gratulation, Familientafel, Ordensverleihung. Abends Feſt-Kantate im Theater, italieniſcher Text, Muſik von Karl

Maria von Weber; die Sänger und Sängerinnen in idealen Koſtümen; darauf la Clemenza di Tito. — Noch einen Tag ſpäter Abreiſe der Braut und ihres Geleits, unter andern Graf Vitzthums, dem bis Trient die Verantwortlichkeit für die glückliche Ankunft der Prinzeſſin an der Grenze Toscanas obliegt.

Das Jahr 1818 bringt wenig Tagebuch-Notizen von allgemeinerem Intereſſe; unter dieſen ſind hier erwähnenswert nur der Brand des Pillnitzer Schloſſes und des berühmten Venustempels am 1. Mai, das fünfzigjährige Regierungs-Jubiläum des Königs am 15. September und der Tod der alten Prinzeſſin Eliſabeth am Weihnachtsabend. Über ihr Sterben ſchreibt die Prinzeſſin: „Ich wollte ſie nur von fern ſehen, aber ſie winkte mir von weitem und ſagte mir dann ganz ruhig und mit ſtarker Stimme: Wir werden uns nicht mehr ſehen. — Entſetzlicher Eindruck, den mir das machte! — Sie hatte während der Kirchenzeit im Sterben gelegen, ihre Rieſennatur ſich aber wieder erholt. Um 5½ Uhr nachmittags ſtarb ſie.“

Chère tante Eliſabeth war, wie früher ſchon bemerkt, im Jahre 1746 geboren, hatte alſo ein Alter von 72 Jahren erreicht. Wenn die Verfaſſerin des Tagebuchs von ihrer Großmutter, der Herzogin von Parma, im Jahre 1803 bei deren Beſuch in Dresden, ſagt: „Sie war eine große, männlich ausſehende Frau; wir Kinder liebten ſie ſehr,“ ſo galt ohne Zweifel das nämliche von jener Großtante Eliſabeth, und das Beiſpiel ihrer energiſch angelegten Perſönlichkeit iſt auf die, gleich der Großtante ledig gebliebene Großnichte wohl nicht ohne kräftigenden Einfluß geweſen. Das Tagebuch iſt voll von kleinen Zügen, welche Prinzeſſin Eliſabeths reſolutes Weſen deutlich erkennen laſſen. Sie war es auch, die ſich durch kein noch ſo arg bedrohliches Kriegswetter aus Dresden vertreiben ließ. Als während

der Gefangenſchaft des Königs alles darauf ankommt, den Kaiſer von Rußland für die Sache des Königs zu gewinnen, läßt ſie es nicht an ſachkundigen Weiſungen fehlen, nach welchen von den in Prag weilenden Angehörigen des Königs in dieſer Richtung erſprießliche Schritte zu thun ſind; ſie ſcheut aber auch nicht die Schwierigkeiten, die man ihr macht, als ſie des Kaiſers ſelbſt habhaft zu werden ſucht, reiſt, als man ihr den Paß nach Leipzig verweigert, mitten durch das Truppentreiben ohne Paß nach Leipzig und giebt dort dem Fürſten Repnin auf ſeine Bitte, ſie möge dem Kaiſer wenigſtens nicht von Politik reden, zur Antwort: Sie ſei zu alt, um erſt zu lernen, wie man mit einem Souverän ſpreche, übrigens hieße es nicht von Politik ſprechen, wenn ſie für ihren Neffen redete. Sie ſetzt dann durch, daß man dem Miniſter Einſiedel geſtattet, ihren Beſuch bei dem Kaiſer anzumelden, und als der letztere ſo artig iſt, ihr nun zuerſt ſeinen Beſuch zu machen, weiß ſie es einzurichten, daß der Kaiſer auf dem Fenſterbret ihres Zimmers ein ihr von den Leipziger Studenten überreichtes Gedicht findet, in welchem dieſelben ihre Anhänglichkeit an den König ausgeſprochen haben. Jetzt läßt der Kaiſer die Studenten heraufrufen, und die Prinzeſſin Eliſabeth hat die Freude, das Gedicht zweimal in Gegenwart des Kaiſers vortragen zu hören. Dreiviertel Stunden hat der Kaiſer ihr gewidmet. Die draußen verſammelte Menge zählt in ſehr gehobener Stimmung die Minuten, und von den begeiſterten Vivats, welche zuguterletzt ausgebracht werden, fällt der beherzten alten Dame jedenfalls ein erheblicher Teil zu.

Das Jahr 1819 bringt am 17. Januar zunächſt die feſtlich begangene goldne Hochzeit des Königspaares — „weder Braut noch Bräutigam hatten graues Haar“ —, dann wird am 25. Januar die Reiſe nach Italien angetreten, und zwar begleitet die Verfaſſerin des Tagebuchs wiederum den Prinzen Anton

und seine Gattin, Prinzessin Therese. Vor allem steht der Sinn der Prinzessin Amalie natürlich nach Florenz, wo ihre Schwester an der Seite des Erbprinzen Leopold dem von so vielen schweren Prüfungen heimgesucht gewesenen Hofe von Toscana wieder Heiterkeit und Lebensfreudigkeit gegeben hat. Es sei hier daran erinnert, daß der im Jahre 1769 geborene und im Alter von 21 Jahren seinem Vater in der Regierung gefolgte Großherzog Ferdinand, nachdem er neun Jahre lang sich inmitten der allseitigen französischen Vergewaltigung Italiens glücklich behauptet hatte, im Jahre 1801 auf Toscana Verzicht leisten mußte. Ein Jahr darauf starb ihm in Wien seine Gattin Luise, die Tochter des Königs Ferdinand I. von Neapel. Mit seinen drei Kindern haben wir ihn seitdem in Frankfurt a. M. und in Prag mit der sächsischen Königsfamilie Verkehr pflegen gesehen. Zuerst war ihm durch die Umgestaltung der europäischen Länderkarte das 1802 neu geschaffene Kurfürstentum Salzburg zugefallen; dann ging durch den Preßburger Frieden 1805 Salzburg an Bayern und Österreich über und Würzburg wurde ihm zu Teil. Erst die Schlacht von Leipzig bahnte ihm wieder den Weg über die Alpen und in sein Geburtsland, dessen Regierung ihm dann durch den ersten Pariser Frieden zurückgegeben wurde, und aus dessen Residenz ihn seitdem nur der im Jahre 1815 von Murat unternommene, rasch mißlungene Kriegszug auf kurze Zeit vertrieben hatte. Seitdem waren vier Jahre friedlich geordneter Zustände gefolgt. Napoleon saß in weiter Ferne auf St. Helena. Es grollte wohl hier und da noch eine Gewitterwolke. Die geheime Verbindung der Carbonari zählte nach hunderttausenden und hielt die Vertreibung der Franzosen nur erst für eine Abschlagszahlung, welcher weiteres zu folgen habe. In Florenz war die Stimmung aber eine freudig gehobene und von diesem Gefühl war auch der Palazzo Pitti erfüllt.

Vorerſt hatte jedoch das wieder zu Glanz und Sorgloſigkeit zurückgekehrte Wien den nächſten Anſpruch auf das Intereſſe und die Empfänglichkeit der ihm von Dresden aus zuſteuernden Reiſekarawane.

Von der damaligen Beſchaffenheit der Wege in Böhmen und Mähren und von der ganzen, beſchwerlichen Beförderungsweiſe jener Zeit giebt wohl einen genügenden Begriff der eine Umſtand, daß, wie die Prinzeſſin ſchreibt, zuletzt auf jeder Station, bis Wien endlich erreicht wurde, die Räder der prinzlichen Wagen ausgebeſſert werden mußten.

Beim Kaiſer ſieht die Prinzeſſin wiederum den kleinen Napoleon und „bewundert den Verſtand dieſes achtjährigen Kindes, denn er ſprach wie ein Menſch von 20 Jahren.“ Bei einem Beſuche der Porzellanfabrik erbietet er ſich ſogleich, ihr das Merkwürdigſte zu zeigen.

Ein Ball der „größtenteils hübſchen“ Penſionärinnen bei den Saleſianerinnen, über den die Prinzeſſin berichtet, beginnt bereits Vormittags 10 Uhr. Die Mädchen ſind alle gleichmäßig gekleidet; die Freude des Wiederſehens der Eltern — beſonders die Väter haben nur bei ſeltenen Veranlaſſungen Zutritt — ſchien der Prinzeſſin das intereſſanteſte.

In der Oper ſieht ſie das Ballet Achilles und bewundert darin eine neu engagierte, bereits fünfzigjährige Tänzerin, Mademoiſelle Millera. Roſſinis Othello entzückt ſie. „Die Muſik iſt herrlich, wie in allen Roſſiniſchen Opern.“ Nicht minder erfreut ſie die Medea von Cherubini, die ſie für das Vorbild der „Veſtalin“ hält. Die Sängerin Borgondi ſtellt ſie über die Catalani. Eine Muſikmeſſe von Eibler, die ſie in der Schloßkirche hört, „iſt ſehr gelehrt, aber weniger melodiſch, als unſere Dresdner Meſſen.“

Siebenter Abschnitt.

Erste italienische Reise.

(Februar bis August 1819.)

Am 6. Februar wird Wien verlassen und kaum sind die Reisenden jenseits der Accise-Linie, als auch schon wieder die damals herkömmlichen Nöte beginnen; ein Rad ihres Wagens brennt und man muß nach dem Löschen noch die Hilfe des nächsten Dorfschmiedes beanspruchen. Die köstlichen Ausblicke, wie sie die weitere Fahrt bietet, entschädigen aber reichlich für alle Reiseleiden, zu denen unheimliche und schmutzige Wirtshäuser in Judenburg und Fursach das ihrige beitragen, und Prinzessin Amalie erträgt sogar mit guter Laune das Ungeschick eines Fuhrmanns, der sie in Greifenberg durch einen so niedrigen Thorweg fährt, daß über ihr das Wagendach zusammenbricht. In Tirol, dessen zierliche und saubere Häuser ihr weit besser als „die elenden Hütten von Illyrien" gefallen, sieht sie im Wirtshause zu Villian eine Braut im rosenfarbnen Mieder und weißen Rock mit einem Männerhute auf dem Kopfe, die nach Landesbrauch entführt worden ist, nämlich dem Bräutigam. Dies geschieht seitens einiger junger Leute, sobald beim Hochzeitsschmaus das Sauerkraut aufgetragen ist. Man bringt die Entführte dann in ein anderes Wirtshaus, woselbst die Entführer sich wieder neue Speisen auftischen lassen. Nach zwei bis drei Stunden erscheint der Brautführer, stellt sich erstaunt, muß

wegen unterlaſſener Obacht die Zeche zahlen und führt die Braut dem Bräutigam wieder zu. Es wäre eine Schande für die Braut, wenn niemand ſie entführte.

An der ſmaragdgrünen Eiſach entlang geht es dann zwiſchen hohen Gebirgswänden auf Brixen zu. Die Hüte der Männer werden ſpitzer, die Sprache wird ein unverſtändlicher Miſchdialekt, die rauhe Winterluft iſt mildem Fächeln gewichen und endlich iſt Italien erreicht und Prinzeſſin Amalie ſchläft auf einem mit Maisſtroh geſtopften Lager, auf welchem ſie ſich wie auf einem Paradebette vorkommt.

In Verona werden wieder alle Sehenswürdigkeiten mit Intereſſe in Augenſchein genommen, darunter auch auf dem Kirchhofe ein ſoeben erſt zu Tage geförderter antiker Sarkophag. Als aber gleichzeitig Totengebeine in Menge zum Vorſchein kommen, macht ſich Prinzeſſin Amalie ſchleunigſt aus dem Staube. Auffallend iſt ihr vor allem der laute Lärm und das laute Reden in den Straßen, das ſelbſt nachts nicht aufhört.

In Mantua ſieht ſie die Gattin des geſtürzten Imperators wieder, Marie Louiſe. „Sie iſt vielleicht jetzt weniger hübſch,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „aber viel liebenswürdiger. Sie ſprach mit mir von ihrem Sohne, da ſie wußte, daß ich ihn liebe und eine Locke von ſeinem Haare abgeſchnitten habe, die ich bewahre.“

In Modena werden die Reiſenden von dem Herzog und der Herzogin bewillkommnet. „Er gleicht,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „im Häßlichen ſeinen beiden Brüdern, iſt ſehr heiter und liebenswürdig. Die Herzogin iſt ſehr hübſch und ſcheint ſehr gutmütig, aber ſehr ſchüchtern. Sie hat ein hübſches kleines Kind.“ Herzog Franz IV., geb. 1779, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Öſterreich und der einzigen Tochter des letzten Herzogs aus dem Hauſe Eſte, Hercules III., regierte ſeit 1814 und war ſeit 1824 mit Beatrix, der Tochter des Königs Victor

Emanuel von Sardinien vermählt; das hier erwähnte Kind ist der im Jahre 1819 geborne, 1846 seinem Vater in der Regierung gefolgte und 1842 mit einer bayerischen Prinzessin vermählte Herzog Franz V. Die beiden Brüder seines Vaters sind die Erzherzöge Ferdinand und Max von Este. Der erstere war österreichischer Feldmarschall und General-Gouverneur von Galizien und Siebenbürgen.

Am 16. Februar wird das vorläufige Reiseziel — Florenz — erreicht, nachdem die Reisenden schon vor der Stadt von der jungen Erbprinzessin — Nany, der damals zwanzigjährigen Schwester Prinzessin Amaliens — aufs herzlichste begrüßt worden sind. „Ich kann nicht sagen," schreibt Prinzessin Amalie, „wie sehr ich mich freute, sie wiederzusehen."

Die Flut des schon in Verona der Prinzessin so lärmend und nachtwach erschienenen Karnevals geht in Florenz in noch höheren Wogen. Auch der Hof beteiligt sich fleißig daran und nach dem Theater, woselbst meistens während eines Zwischenakts soupiert wird, vergnügt man sich bald hier, bald dort in Maske und Domino. Auch mittags wird wohl einmal in den Uffizien in Maske und schwarzem Domino promeniert. „Es ist höchst amüsant," heißt es, „unter dieser Menge maskierter und unmaskierter Menschen herumzuwandeln. Heiterkeit und Anstand herrschen dort verbunden." Ein paar Deutsche, welche das Deutschreden der Prinzessin und der sie begleitenden Dame bei solcher Gelegenheit bemerkt hatten, „wollten durchaus entdecken, wer wir waren," gelangten aber nicht dazu.

Am 7. März kommt Kaiser Franz nach Florenz und wird von den Seinen wie vom Volke aufs wärmste empfangen. Unter den Festlichkeiten, die sich an seinen Besuch knüpften, sei eine Apony'sche Fête erwähnt, in welcher sich auch der Improvisator Sgricci hören lassen wollte. Auf Verlangen gab der

Kaiſer ihm ein Sujet — „das der Sappho, in der Hoffnung, es könne zu keinem Kompliment Anlaß geben. Das letztere ſchien indeſſen ſchon vorbereitet zu ſein und der Kaiſer mußte es anhören, worauf Sgricci über die Sappho ein ganzes Trauerſpiel improviſierte. Es war ſchön, aber lang."

Ein beſonders prächtiges Feſt wird zu Ehren des Kaiſers im Palazzo vecchio veranſtaltet, wo man den Saal der Zweihundert in ein reich beleuchtetes Theater verwandelt hat. Es wird eine Kantate aufgeführt, „in welcher Tachinardi als Genius erſchien und die Etrucia aus Freude über des Kaiſers Ankunft in Ohnmacht fiel. Die Muſik war mittelmäßig."

Vor allem ſucht die Prinzeſſin aber unter den reichen Kunſtſchätzen der Stadt heimiſch zu werden und ihr Tagebuch legt von den dabei empfangenen Eindrücken ausgiebige Rechnung ab.

Am 31. März wird dann über Siena und Bolzena nach Rom aufgebrochen. Von der römiſchen Grenze an haben die Reiſenden vier Bewaffnete als berittene Eskorte, doch giebt an manchem Orte der zerlumpte Zuſtand der Müßiggänger, welche ſich um die Wagen ſcharen, berechtigten Grund zu Beſorgniſſen, zumal man bei S. Lorenzo vecchio, einem früheren Räuberſchlupfwinkel, eine Stange in die Lüfte hat ragen ſehen, an welcher Hände und Füße von Räubern hingen, das Birbantentum in dieſer Gegend alſo noch keineswegs ganz der Mythe angehört.

Endlich, am 3. April, zeigt ſich aber am Horizonte die ewige Stadt, „ein herrlicher und ergreifender Anblick."

Als Abſteigequartier werden den Reiſenden im Vatikan die Zimmer der Gräfin Mathilde angewieſen. Kaiſer Franz iſt bereits in Rom. Ihm gilt der erſte Beſuch. Dann holt Kardinal Conſalvi (der Verfaſſer des berühmten Motuproprio vom

6. Juli 1816 und der Vermittler beim Abschluß der Konkordate mit Frankreich, Rußland, Preußen ꝛc.) sie zu Pius VII. Derselbe wird von der Prinzessin als der liebenswürdigste, ehrwürdigste Greis geschildert, dessen Miene einen himmlischen Ausdruck hat, und der voll Sanftmut ohne alle Strenge der von ihm überstandenen Drangsale gedachte.

Am folgenden Palmsonntag ist in der päpstlichen Kapelle Palmenweihe in Gegenwart des Papstes, der, auf zwei Geistliche gestützt, in die Kapelle kommt und nur mit Mühe sich bewegt. Rund und rot erscheint dagegen das Gesicht eines lebhaften Mannes in mittleren Jahren, des Kardinals Fesch, des Stiefbruders der Mutter Napoleons.

Unter den Besuchen, welche Prinz Anton mit Gattin und Nichte abstattet, ist auch der Besuch bei dem alten, seit vier Jahren blinden König Karl Emanuel von Sardinien, welcher, seitdem er 1802 die Krone niederlegte, im Jesuiten-Kollegium wohnt. Er trägt das Ordenskleid, ist heiter und liebenswürdig. „Als wir eintraten, maß er die Größe der chère tante, indem er ihr die Hand auf den Kopf legte. Von cher oncle sagte er, er habe schon am Tone seiner Stimme wahrgenommen, daß cher oncle klein sei."

In der sixtinischen Kapelle sieht Prinzessin Amalie das jüngste Gericht Michel Angelos und, bezeichnender Weise für ihre milde Denkungsart, findet sie, inmitten ihrer Bewunderung, an dem Bilde auszusetzen, „daß der Heiland in dem Augenblicke dargestellt ist, wo er die Verdammten verwirft." Aber die Madonna, welche die Gerechten gleichsam unter ihren Schutz nimmt, macht auf sie einen desto tieferen Eindruck.

Das berühmte Miserere am Mittwoch vor Ostern entspricht nicht ihren Erwartungen, gefällt ihr aber bei der Wiederholung am Gründonnerstage schon besser. Um so mächtiger

wird ſie von der Großheit der Peterskirche ergriffen, und vor allem imponiert ihr die allerdings unvergleichliche Einfachheit „mit welcher die Karfreitags-Feier abends endet: Die rieſige Peterskirche durch ein einziges hellſtrahlendes Kreuz beleuchtet, das in der Mitte hängt und wie eine himmliſche Erſcheinung in der Luft ſchwebt, der greiſe Papſt ganz allein am Hauptaltar knieend, alles ſtill, alles in höchſter Sammlung, nie hat mir ein Gemälde oder eine Kirchen-Zeremonie ſolchen Eindruck gemacht."

Am Sonnabend vor Oſtern nimmt der Papſt Glückwünſche entgegen. „Er war ſehr guter Laune," ſchreibt die Prinzeſſin, „und ſeine Konverſation höchſt intereſſant. Was für einen Mann ſeines Alters verwunderlich iſt, iſt, daß er ſich nie wiederholt."

Alle in Rom anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen ſpeiſen im Vatikan zuſammen. Es waren Kaiſer Franz, die Kaiſerin, Erzherzogin Karoline (die ſpätere Gattin Friedrich Auguſt II.), der Palatinus, Erbprinz Leopold von Toscana, Prinz Anton, Prinzeſſin Thereſe, Prinzeſſin Amalie, die Herzogin von Chabelais, die Herzogin von Württemberg ſamt deren drei Töchtern, die Herzogin von Lucca mit zwei Kindern, der Großfürſt Michael und zwei Prinzen von Holſtein-Auguſtenburg. „Ich ſaß," heißt es am Oſterſonntag, „neben dem (21jährigen) Großfürſten Michael, der gar nicht liebenswürdig war. Er iſt ſo ernſthaft, daß er mich verlegen machte."

Einen überraſchenden Eindruck empfängt die Prinzeſſin beim Hochamt des erſten Oſtertags, wo, nachdem nur Chorgeſang das Amt begleitet hat, bei der Wandlung ſich plötzlich ein Quartett von Waldhörnern hören läßt. Ebenſo unvorbereitet iſt Einzelnes in den Anordnungen der abends ſtattfindenden äußeren

Illumination der Peterskirche. So um 1 Uhr nachts die wie durch Zauberschlag beginnende Pechpfannen-Beleuchtung.

Bei einem am 20. April auf dem Kapitol stattfindenden Feuerwerk hat man dem Kaiser das Vergnügen bereiten wollen, dasselbe zu entzünden, worauf er denn auch eingeht, indem er ans Fenster tritt und eigenhändig einen Papier-Adler anzündet. Derselbe fliegt sogleich auf den Platz hinab und steckt dort ein prächtiges Feuerwerk in Brand. Darauf folgt eine von Fioravanti komponierte Kantate und dann — mitten unter den Antiken! — ein Souper, bei welchem sich besonders die Britten bemerkbar machen.

Die Galerien und Sammlungen aller Art werden von der Prinzessin und den Ihrigen in jeder freien Stunde besucht und studiert. In den verschiedenen Palästen der römischen Großen findet sie ausnahmslos einen Vorsaal, worin ein Thronhimmel, unter welchem das Familienwappen hängt, geschützt durch eine ringsum schließende Barriere. Canova, in dessen Atelier man sie führt, macht ihr den Eindruck eines sehr bescheidenen und angenehmen Mannes. In Thorwaldsens Atelier entzückt sie vor allem dessen „Nacht."

In der eisernen Kugel, welche die Kuppel der Peterskirche abschließt, fällt es ihr auf, daß dieser unerträglich heiße Raum mit einer Resonanz behaftet ist, die beim bloßen Sprechen den Ohren schon Schmerz bereitet.

Daß man im Süden die Toten im offenen Sarge durch die Straßen trägt, gewahrt sie zum ersten Male, als sie neugierig einer langen Prozession von verhüllten Mitgliedern einer der zahllosen italienischen Brüderschaften zuschaut; plötzlich muß sie vor Schreck laut aufschreien, denn der Sarg ist offen und der Tote liegt mit unbedecktem Gesicht darin. Die formlose Art, mit denen Arme zur letzten Ruhe gebracht werden, lernt sie in

der Apoſtelkirche kennen. „In Rom iſt kein Kirchhof," ſchreibt ſie, „und alles wird in den Kirchen begraben. Die Leute nahmen alſo den Sarg, ſchloſſen ihn, banden ihn an Stricke und warfen ihn in ein Loch am Fußboden, aus welchem man einen Stein genommen hatte. Wer keinen Sarg bezahlen kann, wird ohne Sarg hinabgeworfen."

Über eine Heimfahrt von Tivoli in finſterer Nacht merkt die Prinzeſſin an, ſie habe die Fahrt mit drei Prinzen gemacht, welche ſämtlich — ſchliefen.

Selbſtverſtändlich iſt unter denjenigen Perſonen, welche die Anweſenheit des Kaiſerpaares durch Feſte feiern, der öſterreichiſche Geſandte Graf Kaunitz nicht zurückgeblieben. Auf einer ſeiner Soireen hört Prinzeſſin Amalie zum erſten Male Paganini und bekennt, nie etwas Vollkommneres an Violinſpiel vernommen zu haben. Auf dem darnach folgenden Balle tanzt ſie mit ihrem Vetter (Leopold?) — „denn ſonſt kannte ich niemand" — eine Ekoſſaiſe und eine Quadrille, erlebt zum Schluß des Feſtes aber das Abenteuer, daß durch irgend ein Mißverſtändniß die Ihren nicht nur ohne ſie nach Hauſe gefahren ſind, es findet ſich auch weder ihr Shwal, noch ihr Bedienter, noch ihr Wagen. So muß ſie denn froh ſein, daß Graf Kaunitz ihr ſeinen Pelz borgt und daß Fürſt Maſſimi die Artigkeit hat, ſie in ſeinem Wagen nach Hauſe zu bringen.

Am 27. April wird nach Neapel aufgebrochen. Bei Terracina bietet ſich ihr zum erſten Male in ihrem Leben der Anblick des Meeres. Sie kann den Eindruck nicht beſchreiben. In der That, wer vermag es?

Am 29. April iſt Neapel erreicht, die ſchönſte Stadt, wie die Prinzeſſin glaubt, die ſie je geſehen hat. „Wir fuhren gleich ins Schloß," heißt es weiter. „Obſchon es Mittag war, empfingen uns Lakaien mit brennenden Lichtern. Wir gingen

ins Vorzimmer des Königs, wo wir kaum eingetreten waren, als uns ein langer, magerer, alter Mann mit einem offenen Gesichte entgegenkam. Es war der König selbst" (Ferdinand I., Sohn Karls des Dritten von Spanien, 1751 geboren, 1759 unter Vormundschaft König von Neapel, 1767 mündig, 1768 mit Marie Karoline, einer Tochter Maria Theresias, verheiratet, 1815 zum Witwer geworden, 1819 also 68 Jahre alt). „Er führte uns in sein Zimmer und zeigte uns das Porträt seiner Tochter, der Herzogin von Orleans; dann auf ein anderes Porträt, das einer schönen, weißgekleideten Dame deutend, sagte er: ‚Diese ist auch eine Person, die mich sehr nahe angeht, die Fürstin von Partana; ich werde sie holen.' — Sogleich führte er uns ins Nebenzimmer und sagte: ‚Hier ist meine Gefährtin.' — Die Fürstin Partana," fährt das Tagebuch fort, „seit vier Jahren mit dem Könige verheiratet, ist noch sehr schön und hat eine elegante Gestalt, obgleich sie tief in den Vierzigen ist. Sie ist sehr liebenswürdig und der König betet sie an." (Sie war eine geborne Lucia Migliaccio und wurde während ihrer Ehe mit dem Fürsten von Partana Mutter vieler Kinder. Der König huldigte ihr schon bei Lebzeiten des Fürsten und ließ, nachdem sie Witwe geworden und auch seine Gattin, die Königin Maria Karoline, während des Wiener Kongresses in Hetzendorf gestorben war, sich mit der verwitweten Fürstin trauen.) „Wir gingen von ihr zum Kaiser, wo sich die ganze königliche Familie versammelte. Der Kronprinz (der spätere König Franz I.) und Prinz Leopold haben beide ganz die offene Gutmütigkeit ihres Vaters. Die Kronprinzessin, Schwester der Herzogin von Lucca, ist von einer rührenden Freundlichkeit. Marie, Frau des Prinzen Leopold, trägt die Sanftmut auf dem Gesicht gemalt, aber sie spricht wenig, vielleicht weil sie etwas taub ist. Luise, älteste Tochter des Kronprinzen und seit wenig Tagen mit Don Fran-

cisco von Spanien durch Prokuration vermählt, ist nicht hübsch, aber ich habe nie eine gesetztere und so durchaus nicht schüchterne junge Person von vierzehn Jahren gesehen. Sie schien viel geweint zu haben, denn übermorgen soll sie sich einschiffen. Ihre Schwester Christine (die spätere Königin von Spanien) ist sehr hübsch."

Nach der „sehr lustigen" Mahlzeit beziehen die sächsischen Gäste das ihnen in dem schönen Kasino Chiatamone mit der Aussicht auf das Meer und den Vesuv angewiesene Quartier, woselbst gleich darauf der Kronprinz mit seinen acht Kindern seine Aufwartung macht.

Von den Aufzeichnungen der folgenden Tage nur einiges. Das Lichtertragen am hellen Tage erweist sich als eine im Schlosse übliche Höflichkeitssitte, die auch für die Prinzen des Hauses herkömmlich ist. Am 1. Mai werden dem Könige eine Menge aus Blumen hergerichtete Tempelchen verehrt, deren einige im Innern kleine Springbrunnen haben. Zum Pfingstfeste empfängt der König von seiner Familie und seinen Gästen Gratulationen, und zwar gratuliert man um 9½ Uhr morgens in halber Gala, nachdem schon um 4 Uhr in der Frühe Kanonenschüsse das Pfingstfest verkündet haben, und alle Enkel bringen ihm zugleich mit ihren Gratulationen Geschenke. Nach der Gratulation wirft man sich in große Gala, denn es wird Cercle gehalten. Nach dem Cercle geht's in einfacher Kleidung zum Diner. Wieder in großer Gala dann in das festlich beleuchtete Theater S. Carlo.

Wie wenig in manchen Einzelnheiten das in Neapel herrschende gesellschaftliche Herkommen mit demjenigen anderer Residenzen harmoniert, nimmt die Prinzessin zu ihrer Verlegenheit in einem Zirkel und Konzert bei dem österreichischen Gesandten wahr, denn obschon sie dort ganz fremd ist, wird ihr

niemand vorgestellt. „Ich half mir," schreibt sie, „indem ich mich stellte, als erkenne ich einige Damen, die ich gesehen haben konnte und von denen ich dann Auskunft über ihre Nachbarinnen erbat."

Sehr formlos geht es auch bei einem Balle auf Capo di Monte zu. Der alte König zieht sich um Mitternacht zurück, um zu schlafen, erscheint dann wieder um 5 Uhr, wo man immer noch bei geschlossenen Laden und brennenden Kerzen tanzt, ruft bon giorno, als Zeichen, daß es des Tanzens nun genug ist, und darauf werden die Läden geöffnet und die Lichter gelöscht.

Ebenso reitet der alte König „fast als Bauer gekleidet" mit einer langen Stange in der Hand neben dem Wagen des Kaisers nach dem waldig gelegenen Jagdschlosse Carditello, wo Pferderennen stattfinden sollen und wo ihn das geputzt im Grünen lagernde und auf Kosten des Königs essende und trinkende Volk mit freudigen Zurufen empfängt, ihm auch zutrinkt, worauf er vom Pferde herab mit dem ihm hinaufgereichten Glase kordialen Bescheid thut. Im Schlosse selbst werden dann die fürstlichen Gäste und der Adel an zahllosen Tischen bewirtet.

Nicht minder populär ist der König in einer Seiden-Kolonie nahe bei Caserta. Er hat dahin die geschicktesten Seidenarbeiter des Königreichs kommen lassen, hat ihnen hübsche Häuser bauen lassen, hat den noch nicht Vermählten zu Frauen verholfen und nennt sich ihr Oberhaupt. Wie man der Prinzessin versichert, kommen in diesem von der übrigen Welt geschiedenen Elysium fast nie Verbrechen vor. Die Fabrik heißt Leucio. Eine schöne Kirche im königlichen Schlosse gehört dazu, ebenso eine Schule. Den königlichen Gästen werden von schmuck gekleideten Weibern weiße und gelbe Kokons verehrt, worauf die Weiber beim Klange des Tambourins nicht ohne Grazie die Tarantella zum

beſten geben. „Der König ſorgt für den Unterhalt aller.“ — Vermutlich wird, wie ſchon zu Zeiten der Vizekönige, die Krone ſich gewiſſe Privilegien für die Seidenfabrikation geſichert haben.

Wie ſehr der König ſich darin gefällt, ſeinen Gefühlen für die Fürſtin von Partana, ſeit 1815 Herzogin von Floridia, in allerlei zarten Aufmerkſamkeiten Ausdruck zu geben, zeigt ſich den königlichen Gäſten unter anderem beim Beſuchen des auf einer Höhe gelegenen, auf den Golf blickenden Luſtſchloſſes Floridiana, das er der Trägerin dieſes Namens ſchenkte. Vor dem Schloſſe ließ der König eine Gruppe (Amor und Hymen) aufſtellen, deren Standpunkt in ſolcher Weiſe gegen die Sonne verbaut iſt, daß die von Amor gewundene Roſenkette von der Sonne nur an dem Tage und in der Stunde beſchienen wird, an welchem und in welcher der König mit jener Dame getraut wurde.

Von der Caſa dei Poveri macht die Prinzeſſin eine Beſchreibung, die als Beleg für die damals herrſchende Liebhaberei für Erziehungs-Experimente Intereſſe bietet. „Das Gebäude iſt in zwei Flügel geteilt, der eine für Knaben, der andere für Mädchen. Kinder von Edelleuten und Bürgern, aber auch auf der Straße aufgegriffene Kinder werden in dem Inſtitut erzogen. Die Knaben können dort alles lernen, was ſie wollen: Religion, Geographie, Geſchichte, Muſik, Tanzen, Fechten und alle Handwerke. Die Mädchen lernen Sticken und in Korallen arbeiten. Kinder, welche geſtohlen oder ſonſt etwas verbrochen haben, werden in dies Haus auf einige Jahre eingeſtellt; ſie ſind von den anderen aber geſchieden und tragen ein Abzeichen; man lehrt ſie Handwerke. Die Zöglinge des Inſtituts ſpielten dem Kaiſer ein hübſches kleines Schauſpiel mit Geſang und Tanz und hielten dann im Garten ein kleines Militär-Manöver. Ein Taubſtummen- und ein Blinden-Inſtitut und ein Spital für

Greise sind mit diesem Institut verbunden. Wenn das Gebäude ganz fertig sein wird, können mehr als 5000 Menschen darin wohnen.“*)

Das Irren-Institut giebt der Prinzessin die traurige Gelegenheit, Irre aller Art zu sehen. Einer bildete sich ein, der Papst zu sein, und teilte unablässig Segen aus. Ein junger Mensch ließ seine Stimme ertönen aus Freude über die Nachricht, daß ihm seine Geliebte zugesagt worden — die thatsächliche Veranlassung seines Irrsinns. Zwei Weiber gingen in erstaunlichem Putz. Sie sollten vor Eitelkeit um ihren Verstand gekommen sein.

Über die Behandlungsart der Irren ermittelt die Prinzessin, daß man ihnen keine Arzneien gebe, sie dagegen zu erheitern und zu unterhalten suche. Sie machen Musik, spielen Komödie und Billard und erhalten auch Lektüre. Ob ein Überraschungsbad, dessen Erwähnung geschieht, zur Erheiterung des davon Überraschten dient oder zu der seiner Zuschauer, wird nicht angegeben. Wie in anderen Irrenhäusern, fehlt es auch hier nicht an Rasenden, die man in ihren Betten festgebunden hält. „Mich schauderte besonders im Zimmer der Wütenden, die auf greuliche Weise lachten und sangen,“ schreibt die Prinzessin; „ich war froh, als wir endlich gingen.“

*) Das Albergo dei Poveri, auch Seraglio genannt, wird in Karl August Mayers „Neapel und die Neapolitaner“ noch ausführlicher beschrieben. Danach war der Bau 1751 unter Karl III. begonnen. Er sollte eine Front von 1924 Fuß bekommen, doch hat man es bei 1217 Fuß bewenden lassen müssen, wobei übrigens noch immer Frontreihen von 71 Fenstern herauskommen; die Höhe beträgt 117 Fuß. Der erwähnte Reisende, welcher sein Buch im Jahre 1840 herausgab, schreibt: „Fabrikherren, denen herangewachsene Mädchen aus dem Armenhause zu Arbeiterinnen übergeben wurden, haben sie so verwildert, so unfähig zu regelmäßiger Thätigkeit gefunden, daß sie bald wieder entlassen werden mußten. Die Knaben trugen eine Art weißer Uniform und wurden mit Trommelbegleitung spazieren geführt.“

Überhaupt bekommt ſie manches Grauſige zu ſehen. So iſt ſie in der Kirche S. Domenico maggiore zugegen, als man — wie es ſcheint, zu Ehren des Kaiſers — einen Sarg öffnet. In einer andern Kirche (Sta. Trinita) wird der einbalſamierte Leichnam eines Seneſchalls der Königin Johanna gezeigt. „Die Arme der Leiche ſind noch ganz wohl erhalten," ſchreibt die Prinzeſſin, „aber das Ganze ſchien mir etwas ekelhaft."

„Qualen des Tantalus" ſteht ſie demungeachtet aus, als zwar ein in der Nähe des Sees Fuſaro entdecktes antikes Grabgewölbe in Gegenwart des Kaiſers aufgebrochen, aber Niemand außer den „Antiquaren des Kaiſers" zum Hinabſteigen in das geöffnete Grab für geeignet erachtet wird. Das hätte die Prinzeſſin, wie ſie verſichert, am meiſten intereſſiert; jetzt bekommt ſie nur durch die Güte jener Herren von dem unten Gefundenen Gegenſtände zu ſehen, die ſie „ſchon dutzendweiſe in den Muſeen geſehen hatte." — Die vier Zimmer, die man zu Ehren des Kaiſers in Pompeji ausgräbt, befriedigen die Wißbegier der Prinzeſſin ſchon beſſer: Gefäße, Lampen, Ohrgehänge, ein Farbentopf und zwei Gerippe ſind die nicht große, aber immerhin in eine weitentlegene und denkwürdige Vergangenheit verſetzende Ausbeute.

Die Pompejaniſchen Fresken, jetzt im Muſeum untergebracht, befanden ſich damals noch teilweiſe in dem kronprinzlichen Schloſſe zu Portici. „Die Farben ſind faſt alle verblichen," klagt die Prinzeſſin.

Da der alte Störenfried, der Veſuv, gerade während des neapolitaniſchen Aufenthalts des Kaiſers wieder einmal in voller Arbeit iſt, wird raſch der Plan zu einer Beſteigung des Berges entworfen, zur großen Freude der Prinzeſſin. In einer ſchönen Maiennacht ſetzt das Kaiſerpaar ſich denn nach Portici in Bewegung und Prinzeſſin Amalie hat die Erlaubnis erhalten, die

Partie mitzumachen. Von Portici, wohin man zu Wagen gelangt ist, geht die Reise auf Eseln weiter. „Unsere Gesellschaft," schreibt die Prinzessin, „auf Eseln reitend, mit Pechfackeln beleuchtet und von einer Schar neapolitanischer Bauern und Ciceronen begleitet, die gräßlich schrieen, glich einer Karawane. Man gelangte so bis an das Haus des Eremiten. Der Kaiser wollte eintreten, aber einige betrunkene Engländer hatten sich des Platzes bemächtigt und weigerten sich, ihn zu räumen, obgleich sie hinzufügten, daß es ihnen eine Ehre sein würde, den Kaiser darin zu empfangen. Endlich gelang es doch, sie fort zu bringen. Nach einer halben Stunde Rast ritten wir weiter, als aber der Berg zu steil wurde, ließen wir uns auf Sesseln bis hinauf tragen. Mir wurde angst, als ich mich in der Luft schweben sah, denn die Bauern stemmten die Tragestangen auf die Achseln. Alle Augenblicke stolperten sie und ich erkannte, daß ich mir notwendig die Füße brechen müßte, wenn zwei auf einmal fielen. Dazu schrieen sie und stritten sich in ihrer neapolitanischen Mundart, was mir nicht eben Mut machte. Bei alledem hatte ich noch die Kraft, den vor mir lagernden Krater zu bewundern, der jeden Augenblick ungeheure Feuersträuße von glühenden Steinen auswarf. Ein Lärmen wie von einem Kanonenschuß ging jeder Eruption voran. Endlich wurde gehalten. Die Herren, die sämtlich zu Fuß gegangen, waren noch zurückgeblieben, und ich folgte zu Fuß der Kaiserin, die mir weit voran war, in Mitte eines Dutzends Bauern, welche Räubern glichen; aber es sind gute Leute. Ich erreichte bald die Kaiserin, und wir verweilten wohl eine Stunde lang auf der Bergspitze, dem Krater gegenüber, der die herrlichsten Explosionen machte. Immer derselbe unterirdische Knall und nach diesem ein Feuerstrauß, der sich bisweilen bedeutend hoch in die Luft erhob und sich über den Berg hinab ergoß. Unter uns

dampften Wolken von Rauch, die aus verschiedenen Öffnungen hervordrangen und sehr warm, fast erstickend waren. Auf der entgegengesetzten Seite des Vesuvs fing auf den Spitzen der Apenninen der Tag zu grauen an. Zugleich verbreiteten die Sterne und der halbe Mond ein blasses Licht. Endlich ging die Sonne auf, die Nebel schwanden und wir erblickten unter uns das Meer, Capri, Ischia, Procida, Portici und Neapel — es war ein herrliches Schauspiel!"

Weitere Ausflüge galten den Ruinen von Pästum, dem königlichen Jagdschlosse Persano mit seinem Gestüt und seinem 30 Miglien umfassenden Park, dann auch der Solfatara und den zahlreichen sonstigen oft beschriebenen Sehenswürdigkeiten des Golfufers. Zwei Kriegsschiffe, ein englisches und ein amerikanisches, werden ebenfalls besucht. Da aber jedes derselben für schicklich hält, dem Kaiser zu Ehren 101 Kanonenschüsse abzufeuern, so ist der Genuß, den das Kennenlernen der interessanten Einrichtungen dieser Wasserfestungen bietet, ein nur mäßiger. Auch das Geschrei, das vor allem die Weiber aus dem Volke in der Kirche des heiligen Januarius verführen, damit das tags zuvor schon geschehene Wunder — das Flüssigwerden seines Blutes — sich (zu Ehren des Kaisers?) wiederhole, beeinträchtigt die Freude an den sonstigen volkstümlichen Seiten der festlichen Prozedur. Dieselbe scheint nicht in Gegenwart des Hofes zum Ziele gelangt zu sein, wenigstens erwähnt das Tagebuch nur dieses Versuchs einer Wiederholung und fügt hinzu, daß der Priester endlich das Aufhören der Gebete angesagt habe, worauf die Weiber in lautes Weinen ausgebrochen seien.

Unter den vielen Theatervorstellungen, über welche berichtet wird, sei nur derjenigen vom 9. Mai gedacht, die in dem riesig großen Theater S. Carlo stattfand. Man führte zu

Ehren des Kaisers eine Kantate und ein Ballet auf, dem sich ein Bild anreihte, „den Kaiser und den König vorstellend, welche sich die Hand reichten. Zugleich, während Vivatrufe und Applaus erschallten, waren wie durch einen Zauberschlag alle Logen mit Guirlanden geschmückt und durch eine Öffnung im Plafond flogen unzählige Exemplare von Gedichten zu Ehren des Kaisers ins Parterre." Das Ballet Orlando furioso, welches folgte, verunglückte einigermaßen durch die Widerspenstigkeit des Hippogryphen; derselbe „war so stätisch, daß Astolfo zu Fuß über die Wolken nach dem Monde wandeln mußte. Im Augenblicke, wo die fränkischen Ritter Karl dem Großen huldigten, wurde die österreichische Nationalhymne gespielt."

Am 1. Juni wird Neapel verlassen und die Prinzessin trennt sich mit Thränen von dem schönen Golf und der ihr lieb gewordenen königlichen Familie, auf deren Wiedersehen sie nicht hoffen zu dürfen glaubt.

Noch einmal begrüßt sie am folgenden Tage von Mola di Gaeta aus das weithin sichtbare Wahrzeichen des Golfs, den rauchumhüllten Vesuv.

Am 3. Juni zeigen sich dann von weitem wieder andere liebgewonnene Bekannte: die Peterskuppel und der Lateran, und bald darauf öffnen sich den Reisenden die gastlichen Quartiere im Quirinal.

Der diesmalige Aufenthalt in Rom dauert nur wenige Tage, doch wird die kurze Zeit fleißig ausgenützt und früher Versäumtes nachgeholt. Bei Lampenbeleuchtung sieht die Prinzessin die Antiken des Vatikans und vermag nicht auszudrücken, wie das scheinbare Lebengewinnen dieser schönen Bildwerke, inmitten des tiefen, nur von dem Geplätscher der Fontänen unter-

brochenen Stillschweigens, sie ergreift. Im Übrigen befindet sich Rom gerade in jenen Tagen in der herkömmlichen Aufregung, in welche das Bekanntwerden einer neuen Kardinalswahl die ewige Stadt damals noch zu versetzen pflegte. Diesmal ist der neue Kardinal kein Geringerer als der österreichische Erzherzog Rudolph. Es giebt also auch hier, wie in Neapel, Kanonaden und Feuerwerke.

Am 6. Juni wird dann in der Kapelle des Quirinals eine vollkommene Ablaßbulle verlesen und der Papst giebt den Segen. Darauf Nachmittags das uralte Volksfest der Piazza navona, die sogenannte Corsa dei Fantini. Als die Reisenden abends zum Papste gehen, der ihnen prächtige Rosenkränze schenkt, „ist der arme alte Herr sehr froh, daß das Rennen ohne Unfall vorübergegangen, da man ihm die Erlaubnis, es abzuhalten, gleichsam abgepreßt hat, denn das Volk hängt leidenschaftlich an diesem Vergnügen. Ins Ohr erzählte man sich, daß bei der Probe ein paar den Hals gebrochen, was aber dem Papste sorgfältig verheimlicht worden."

Am 8. Juni wird die Rückreise nach Florenz angetreten. Sie geht über Viterbo, Terni, Spoleto, Assisi, Perugia und Arezzo. Am 10. abends erreicht man Florenz, woselbst in der Meridiana abgestiegen wird. Auch in Florenz geben volkstümliche Rennen den Reisenden erwünschte Gelegenheit, die Bevölkerung der Stadt und der Umgebung in festlichem Schmucke zu sehen. Am Vorabend des Johannestages finden auf der Piazza Santa Maria novella das sogenannte Palio dei Cocchi statt, ein Rennen mit antiken Wagen. „Die Kutscher, welche diese vier Wagen führten, waren antik gekleidet und trugen so wie die Pferde die Farbe ihres Wagens. Alle diese Wagen gehören demselben Herrn und der Sieger ist im Voraus bestimmt, damit keine Rivalität stattfindet. Indes war doch der

bestimmte Sieger an diesem Tage dumm genug, sich überwinden zu lassen."

Am Johannestage folgt die sogenannte Corsa dei Barberi vor der Porta al Prato, ein Pferderennen, bei welchem der Sieger Geld unter das Volk verteilen muß, weshalb jeder am Rennen Beteiligte sich einen reichen Patron sichert, der im Fall des Sieges diese Spende hergiebt. Wie bei dem Wagenrennen ist der Hof in Gala bei dem Pferderennen anwesend, und der Großherzog empfängt durch Kanonenschüsse ein nur ihm verständliches Zeichen vom Turme des Palazzo vecchio über den als Sieger von ihm bekannt zu Gebenden, worauf er die Liste der Pferde vom Balkon unter das Volk wirft. Der Corsa vorausgegangen war ein besonders brillanter Korso, bei dem alle Pracht-Equipagen und Livreen von Florenz paradierten. „Fürst Borgheſe hatte seine Hausleute einzeln in seine Wagen verteilt, um diese alle ans Licht zu bringen."

Die Theater werden, wie überall in jener Zeit, auch in Florenz von den Opern Rossinis fast ausschließlich beherrscht, und allabendlich führt man in der Pergola die Cenerentola auf, im Teatro nuovo den Barbiere di Seviglia, erstere mit ausgezeichneter, letzteren mit nicht genügender Besetzung. Hierdurch erklärt sich's wohl, daß die Prinzessin nur die Musik der Cenerentola beifällig erwähnt, während die des Barbiere ihr „das Mittelmäßigste" dünkt, was Rossini geschrieben habe.

Die Oper eines jungen Komponisten namens Barolini, welche die Prinzessin aufführen sieht, wirkt schon dadurch befremdlich, daß die Rollen des Achill und des Ulysses durch Damen besetzt sind.

Eine Verzögerung der Abreise wird durch das Erkranken der Prinzessin gegen den Schluß des Juni veranlaßt. Acht Tage lang liegt sie bewußtlos. Nach und nach kehren ihre

Kräfte zurück, doch kann sie ihre Pflegeeltern nicht heimbegleiten. Dieselben reisen am 19. Juli, bald nach dem Kaiserpaare, über Mailand und Venedig zurück. Gleich der Prinzessin sind drei Personen von dem prinzlichen Dienstpersonal erkrankt und müssen zurückbleiben, und ebenso schwebt die junge Erzherzogin Karoline (die spätere erste Gattin König Friedrich Augusts II.) infolge eines Nervenfiebers einige Zeit lang in Lebensgefahr.

Am 8. August verläßt die Prinzessin Florenz, nachdem sie zu ihrer rascheren Genesung vierzehn Tage lang in Peggio Imperiale zugebracht hat, und erreicht, über Bologna, Modena und Reggio, am 10. abends Parma. Mit ihr reisen nach Dresden ihre Schwester „Nany" und deren Gatte, der Erbprinz Leopold von Toscana. In Parma wird ihr die Freude zu teil, mit ihrer Schwester im Kloster der Ursulinerinnen die ehrwürdige Schwester ihrer verstorbenen Mutter kennen zu lernen. „Sie ist groß," schreibt die Prinzessin, „und noch so schön, daß sie die größte Schönheit ihrer Zeit gewesen sein muß, wie diejenigen auch bestätigen, die sie in ihrer Jugend gekannt haben."

Von Merkwürdigkeiten sieht die Prinzessin in Parma nur die Wiege des Königs von Rom, ein Meisterwerk französischer Goldarbeiterkunst, aus Perlmutter; dann auch die prächtige Lapislazuli-Toilette, welche die Stadt Paris der Kaiserin Marie Luise zur Hochzeit geschenkt hatte.

Auf der Weiterreise nach Verona besuchen die Reisenden das in Marie Luisens Besitz übergegangene Schloß Colorno, welches früher dem Großvater der Prinzessin, dem Herzog von Parma, gehörte, und fast immer von ihm bewohnt wurde. In dem Mittelsaale des Schlosses befindet sich eine Statue Marie Luisens von Canova.

Über Verona, Trient, Botzen und Brixen geht es dann in das Herz Tyrols hinein, dessen Schönheiten zu beschreiben, der

Prinzessin schier unmöglich dünken will. In Kufstein stellt sich der junge Fürst Taxis den Reisenden vor, um sie im Auftrage des Königs von Bayern nach Tegernsee einzuladen. Der Umweg dahin erfordert indessen mehr Zeit, als die Reisenden verfügbar haben, so daß auf die Annahme der Einladung verzichtet werden muß und die Fahrt auf München fortgesetzt wird. Dieselbe verlängert sich aber doch durch den Umweg über Rosenhain, angeblich wegen einer schadhaften Brücke auf der direkten Route, vielleicht wohl eher auf Veranstaltung jenes fürstlichen Boten, denn in München angekommen und mit Schwester und Schwager in einem Hotel abgestiegen, hat die Prinzessin die Überraschung, einen etwa fünfzigjährigen Mann im Frack und mit einem Sterne auf der Brust in ihr Zimmer treten und ohne ein Wort zu sagen, auf sie zu marschieren zu sehen. „Ich wußte nicht," schreibt sie, „was ich aus ihm machen sollte, bis er endlich zu sprechen anfing und sagte: ‚Erkennen sie mich denn nicht? Ich bin der Bruder ihrer Tante.' — Es war der König selbst, der von Tegernsee herübergekommen war." (Maximilian Joseph, 1799 zur Regierung gelangt, war der Bruder der Gattin Friedrich Augusts I., der Kurfürstin Maria Amalia, gebornen Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken.) „Er führte mich sogleich zu Nany, wo ich die Königin mit ihren Töchtern Elise und Amalie (die späteren Gattinen König Friedrich Wilhelms IV. und König Johanns) fand. Die Königin (Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, die zweite Gattin des Königs) ist groß, noch immer schön und sehr liebenswürdig. Ihre älteren Zwillingstöchter sind allerliebst und sehen sich so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden kann." — Einander nicht ähnlich, schreibt die Prinzessin an einer anderen Stelle, seien die jüngeren Zwillingsschwestern Sophie und Marie (die

ſpäteren Gattinnen des Erzherzogs Franz Karl und des Königs Friedrich Auguſt II. in zweiter Ehe); von den beiden Prinzeſſinnen Luiſe (die jetzige Herzogin Max in Bayern, Mutter der Kaiſerin Eliſabeth von Öſterreich) und Karoline ſcheine die erſtere viel Verſtand und die letztere viel Anmut zu haben.

Die Umquartierung nach dem lieblichen Luſtſchloſſe Nymphenburg folgt dieſem königlichen Beſuche auf dem Fuße, der Aufenthalt iſt aber nicht wohl ausdehnbar, da die Vermählung der bald ſechzehnjährigen Prinzeſſin Joſepha mit dem Könige von Spanien (Ferdinand VII., geb. 1784) nahe bevorſteht.

Am 24. Auguſt werden die Reiſenden in Freiberg durch die Gegenwart der ihnen entgegengereiſten Geſchwiſter und des Prinzen Max überraſcht, und noch am ſelben Tage langt man in Dresden an.

Achter Abschnitt.

Zweite italienische Reise.

(1820 bis 1821.)

Ein Teil der Dresdner Feierlichkeiten war schon vorüber, vor allem der große Aufzug des spanischen Ambassadeurs Ceralbo. Auch hier war der bereits Ende Mai schriftlich eingegangenen und am 2. Juni zusagend beantworteten Werbung acht Tage später eine offizielle Werbung seitens des Ambassadeurs gefolgt, und dann hatte am 21. August jener nochmalige Aufzug desselben Würdenträgers mit der noch zeremonielleren Werbung und die Überreichung einer Broche mit dem Porträt des Bräutigams stattgefunden. Die Braut war bei dieser Gelegenheit von dem Ambassadeur spanisch angesprochen worden und hatte ihm spanisch zu antworten gehabt.

Am 26. folgt nun die Unterzeichnung des Ehevertrags, am 28. die Entsagungszeremonie und die Trauung, wobei der Bräutigam durch den hochbetagten König Friedrich August vertreten wird, und Prinzessin Amalie wieder der Braut die Schleppe trägt; am 29. ist bei der jungen Königin von Spanien große Gala und Kour, und in besonderer Audienz gelangen unter Ceralbos Führung die anwesenden Spanier zum Handkuß mit Kniebeugung; nachher Verleihung des Luisen-Ordens seitens der jungen Königin von Spanien an die Königin von Sachsen und an diejenigen sächsischen Prinzessinnen, welche den

Orden noch nicht beſitzen. Bankett, Gala-Theater und endlich Ball beim ſpaniſchen Ambaſſadeur beſchließen den Reigen.

Wie dies bei dem Prinzen Max ſelbſtverſtändlich war, hatte neben dieſem zeremoniellen Teil aber auch die gemütliche Seite ihr Recht verlangt. Der Kreis der Kinder des Prinzen Max war für wenige Tage einmal wieder vollzählig. Deſſen galt es ſich zu freuen, und zwar in der Weiſe, wie das Ausdrücken ſolcher Empfindungen den Kindern des Prinzen und ihm ſelbſt immer natürlich geweſen war. „Um 6 Uhr," ſchreibt die Prinzeſſin Amalie, nachdem ſie die Ehevertrags-Zeremonie und das übliche Beſehen des Trouſſeau erwähnt hat, „gingen wir in Papas Garten, wo Marie, Fritz und Joſepha ein kleines Vaudeville zu Ehren der Nany aufführten. Es war darin ſehr rührend das letzte Liedchen aus dem Vaudeville, das wir zu Nanys Hochzeit aufgeführt hatten, angebracht. Es hatte den Wunſch ausgeſprochen, uns hier wieder alle vereint zu ſehen, was nun der Fall war, aber freilich zum letztenmal im Leben, wie ſich vorausſehen ließ," vorausſehen, inſofern Spaniens große Entlegenheit und die hohe Stellung, zu welcher die jüngſte Tochter des Prinzen Max berufen worden war, die Hoffnung ausſchloß, ſie werde je ihre Heimat wieder beſuchen können. Ein Amor deklamiert dann ein von Richard Rooß verfaßtes Gedicht mit Chorbegleitung und darauf „lud man Joſepha ein, an die Stelle, wo der Amor geſtanden hatte, einen Granatbaum zu pflanzen, was ſie auch that. Das Bäumchen," ſetzt Prinzeſſin Amalie hinzu, „hat allem Froſte widerſtanden neun Jahre lang, aber kurz bevor ſie ſtarb, ging es ein."

Nach der Abreiſe der jungen Königin von Spanien bleiben die Florentiner Geſchwiſter noch bis zum 13. Oktober in Dresden und ſind ſolcher Art auch bei der am 7. Oktober 1819 vollzogenen Vermählung des Prinzen Friedrich Auguſt — damals

22jährig — mit der 18jährigen Erzherzogin Karoline, Tochter des Kaisers Franz I., zugegen, wobei Prinzessin Amalie wiederum als Kranzjungfer ihres Amtes waltet.

Aus der ersten Hälfte des folgenden Jahres (1820) ist eine Notiz zu berühren, welche eine der größeren Musikkompositionen der Prinzessin betrifft. Unterm 27. April erwähnt das Tagebuch nämlich der Generalprobe der Americana, welche tags darauf im engen Kreise als Konzert aufgeführt wurde, und dazu bemerkt die Verfasserin: „Es war meine erste Komposition mit Orchester und selbst instrumentiert."

Der Herbst dieses Jahres bringt eine zweite Reise nach Italien, diesmal unter Führung des Prinzen Max, den seine Töchter Amalie und Marie begleiten. Zunächst wird auf Schloß Banz beim Herzog Wilhelm von Bayern, dem Schwiegervater des unglücklichen Berthier, welchem in der Kirche von Banz ein Denkmal errichtet ist, eine kurze Rast gemacht; der etwa sechzigjährige Herzog erscheint der Prinzessin „auffallend häßlich, aber voll Verstand und sehr liebenswürdig;" dann verweilt man flüchtig in Eichstädt; „die Familie des Herzogs von Leuchtenberg," schreibt die Prinzessin, „vier Töchter und zwei Söhne, ist allerliebst." (Josephine, geb. 1807, später Gemahlin des Königs Oskar von Schweden; Eugenie, geb. 1808, später Gemahlin des regierenden Herzogs von Hohenzollern-Hechingen; Amalie, geb. 1812, später Gemahlin des Kaisers Dom Pedro von Brasilien; Theodolinde, geb. 1814, später Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg; Karl August Eugen Napoleon, geb. 1810, später Gemahl der Königin Donna Maria von Portugal; Max Eugen Joseph Napoleon, geb. 1817, später Gemahl der Großfürstin Marie von Rußland.) Darauf besuchen die Reisenden in Neuburg die Herzogin von Zweibrücken (Maria Amalia, Schwester des Kurfürsten, späteren Königs

Friedrich Auguſt I., ſeit 1795 verwitwet und im Jahre 1820 63 Jahre alt), die ſich eine kleine Muſikkapelle unter Direktion eines talentvollen Leutnants hält, — „man exekutierte mehrere hübſche Opernſtücke, aber der Geſang war gräßlich“ —; und endlich wird für einige Tage in Schloß Nymphenburg bei München Station gemacht. „Den Kronprinzen“ (Ludwig), ſchreibt die Prinzeſſin, „hätte ich nicht wiedererkannt; er iſt mager und von Blattern zerriſſen, aber recht liebenswürdig.“

Über Innsbruck, Brixen und Treviſo geht es dann nach Venedig, das die Reiſenden abends erreichen. „Die Sonne ging eben unter und der Mond auf. Links erhoben ſich Gewitterwolken und Blitze durchſchnitten die Luft. Hinter uns lagen die Alpenſpitzen mit Schnee bedeckt, und da es um die Zeit des Ave Maria war, fingen alle Glocken in Venedig an zu läuten. Es war ein prächtiger Augenblick.“ Nachdem in den nächſten Tagen alle Sehenswürdigkeiten mußevoll in Augenſchein genommen worden ſind, wird über Padua, Verona, Parma, Modena, Bologna weiter gereiſt und am 26. Oktober gelangen die Reiſenden an ihr Ziel: Florenz, um daſelbſt diesmal einen fünfmonatlichen Aufenthalt zu nehmen.

Dorthin kommt bald darauf auch der greiſe König von Neapel, gefolgt von ſeiner Gattin, der ſchon erwähnten Gräfin Floridia. Es war bekanntlich eine Art Fluchtreiſe, veranlaßt durch die revolutionären Bewegungen, welche während der zweiten Hälfte des Jahres 1820 nach dem Beiſpiele Spaniens auch Sizilien und Neapel mit ſolcher Heftigkeit ergriffen hatten, daß der Regierung die Bewilligung einer Konſtitution und einer Menge von unerfüllbaren Reformzuſagen abgerungen worden war. Der Laibacher Monarchen-Kongreß war jetzt das weitere Ziel der Reiſe des Königs; es galt, die Wiederherſtellung der alten Zuſtände mittels öſterreichiſcher Waffengewalt von dem

Kongreſſe zu erreichen, was dann ja auch geſchehen iſt. „Ich war ſehr gerührt über den Empfang des guten alten Mannes, den ich vor zwei Jahren ſo glücklich geſehen hatte," ſchreibt die Prinzeſſin, und freilich hatte König Ferdinand ſeit dem Sturze des franzöſiſchen Regiments im Jahre 1815, trotz zahlreicher kleinerer Erſchütterungen ſeines patriarchaliſch abſoluten Regierungsſyſtems, verhältnismäßig glückliche Jahre verlebt und ſich auch der Liebe eines großen Teils ſeiner Unterthanen erfreut, während von nun an bis zu ſeinem Tode im Jahre 1825 die Notwendigkeit, ſich auf fremde Truppen zu ſtützen, ſein Leben verbitterte.

Im März 1821 langt der König mit ſeiner Gattin auf der Rückreiſe von Laibach wieder in Florenz an und bezieht den Palazzo Crocelli. „Ich ſah dort die Gräfin Floridia," ſchreibt die Prinzeſſin, „auch ihre Tochter Marianna, die ſich ſeit zwei Jahren ſehr verſchönert hat, und ihre Enkelin Lucia, Tochter des Geſandten Partanna. Der König hatte aus Laibach zwei junge Bären mitgebracht, die einen abſcheulichen Lärm machten..." Als ob es in dem immer lauten und jetzt inmitten der politiſchen Wirren jedenfalls beſonders lauten Neapel noch weiterer Lärmmacher bedürfe! Aber der alte König war mit dem neapolitaniſchen Volke am beſten fertig geworden, ſo lange er den kindlichen Seiten desſelben Beſchäftigung gegeben hatte, und ſo mochte er auch die beiden Bären in der Hoffnung mit ſich führen, vielen dadurch eine Freude zu bereiten. Minder harmlos ſieht man die Weltlage in Florenz an. „Die Unruhe," ſchreibt die Prinzeſſin an einer anderen Stelle, „begann von neuem. Die Nachrichten von Turin und Mailand waren nichts weniger als befriedigend." In der That weiß auch die Prinzeſſin von Mordplänen der Ultras zu erzählen, und über die von den Carbonari „zum Tode Verurteilten" erfährt ſie mit Schrecken durch den

ebenfalls nach Florenz gekommenen Prinzen Leopold von Neapel, daß dieſer auf der betreffenden Liſte ſchon den ſiebenten Platz einnehmen ſoll.

Inzwiſchen waren öſterreichiſche Truppen in großer Zahl dem Süden zugezogen und hatten zum Teil Florenz berührt. „Mir wurde das Herz ſchwer," ſchreibt die Prinzeſſin, „als ich dieſe Durchzüge ſah, denn ſie erinnerten mich an das unglückliche Jahr der Dresdner Schlacht."

Florenz, deſſen Bevölkerung von der allgemeinen politiſchen Erregung jener Zeit ja verhältnismäßig nur ſchwach berührt worden iſt, wird dagegen während des Karnevals 1821 durch eine plötzliche ſchwere Erkrankung des Großherzogs in Beſtürzung verſetzt, und zwar in um ſo größere, als auch der Kronprinz die Folgen eines langen ſchleichenden Fiebers noch nicht verwunden hat. „Ich kann den Schrecken nicht beſchreiben, der die ganze Stadt ergriff," ſchreibt die Prinzeſſin, „in einem Augenblick waren alle Masken verſchwunden, an deren Stelle man Soldaten ſah, und im Hauſe ſchwamm alles in Thränen. In allen Kirchen wurden Gebete gehalten." Dann, als der Großherzog außer Gefahr iſt, verwandelt ſich die allgemeine Trauer in Freude und die Kirchen bringen Dankfeſte ohne Zahl.

Um in dieſer Schilderung nicht eine bloß der Prinzeſſin und dem Palazzo Pitti gehörige Auffaſſung zu finden, wird man ſich erinnern müſſen, daß Toscana in der That für das beſtregierte und glücklichſte Land des noch nicht geeinigten Italien galt und gelten durfte. Sein Regenerator war bekanntlich Großherzog Leopold geweſen, der ſpätere deutſche Kaiſer, der zwar in letzterer Stellung viele freiſinnige Einrichtungen ſeines verſtorbenen Bruders, Kaiſer Joſefs II., mäßigen oder auch ganz außer Wirkſamkeit ſetzen mußte, ſeine frühere toscaniſche Regierung aber auf einer ſo trefflichen Grundlage baſiert hatte,

daß sein im Jahre 1790 zur Regierung gelangter Sohn Ferdinand III., in dem liberalen Geiste seines Vaters fortarbeitend, des unbezweifelten Glückes genoß, inmitten der übrigen chaotischen Zustände der italienischen Halbinsel ein zufriedenes Volk zu regieren. Den Einheits-Patrioten Italiens konnte damit freilich nicht gedient sein, und es fehlte nicht an Stimmen, welche im Jahre 1799 die endliche Zertrümmerung dieser verhältnismäßig idyllischen Zustände bejubelten, obschon weder das Königreich Etrurien, zu welchem Toscana geschlagen wurde, noch im Jahre 1807 das Aufgehen Toscanas in Frankreich als französische Provinz den Hoffnungen jener Patrioten entsprachen. Auch ward der Pariser Friede, welcher dem Großherzoge die Rückkehr in sein geliebtes Toscana nach fünfzehnjährigem Wanderleben wieder ermöglichte, wie erwähnt, als der Abschluß einer traurigen Zeit der Vergewaltigungen und Beraubungen von dem ganzen Volke begrüßt.

Somit wird die Prinzessin wohl nur das Richtige gesagt haben, wenn sie von der lebhaften und allseitigen Freude berichtet, welche im Jahre 1821 die Genesung des Großherzogs erregte.

Man hatte allerdings, was diese Stimmung noch beeinflussen mußte, erst kurz zuvor den Großherzog im Begriff gesehen, seinem seit fast zwanzig Jahren verwitweten Hauswesen eine neue Herrin zu geben. Das Tagebuch berichtet über jenes Vorhaben: Etwa 14 Tage nach dem neuen Jahre, also etwa einen Monat vor seiner Erkrankung, sei der Großherzog eines Tages plötzlich nach Pisa gereist, vorgeblich, um zu jagen; „indes ahnte ich ein Geheimnis," fährt die Prinzessin fort, „und betrog mich nicht, denn tags darauf bekam Papa einen Brief vom Großherzog, in welchem dieser förmlich um die Hand von Marie anhielt. Vierundzwanzig Stunden später gab Marie

ihr Jawort, das sogleich nach Pisa geschickt wurde. Nach drei Tagen Abwesenheit kam der Großherzog zurück." Er war damals 52 Jahre alt, seine Braut 25.

Während nun, nachdem er völlig wieder genesen, die Vorbereitungen zu der Vermählung getroffen werden, rückt die Osterzeit heran, für welche Prinz Max mit seinen beiden Töchtern und dem Gatten der jüngeren, dem Erbgroßherzog, sich in Rom angemeldet hat. Damit verknüpfen sich einige andere Ausflüge. Zunächst wird ein Abstecher nach Fiesole, Lucca, Pisa und Livorno gemacht. Das Tagebuch berichtet über alles Sehenswerte und erwähnt dabei auch der Karthause bei Pisa. Es befinden sich in derselben nur noch eine kleine Anzahl armer Mönche, die, wie die Prinzessin meint, am Notwendigsten Mangel leiden, da sie ihre Einkünfte verloren haben, wogegen das Gebäude selbst, reich mit Marmor und mit Fresken ausgestattet, einem prächtigen Palaste gleicht. Nach kurzem Aufenthalte wiederum in Florenz, wird dann nach Rom aufgebrochen. In San Quirico, auf dem Gute des Erzbischofs von Siena, nehmen die Reisenden Teil an einer großen Gesellschaft, bei welcher eine Nichte des Erzbischofs die Honneurs macht. Erquicklich scheint die Sache aber nicht gewesen zu sein, denn es fehlte in den weiten Zimmern an Kaminen, es herrscht „eine fürchterliche Kälte" und vor Müdigkeit wird die Prinzessin wieder einmal „ganz drehend." Auf der Weiterfahrt nach Rom beginnen dann auch die Belästigungen durch Bettler den Reisenden fühlbar zu werden; Prinzessin Marie, welche diese Eigenart des Kirchenstaats zum erstenmale kennen lernt, ist nicht wenig erschreckt, als eine Bettlerin ihr, „wahrscheinlich, um ihr einen Ring abzuziehen," fast den Finger abreißt. Ein anderer Zudringlicher stellt sich mit den Worten „povero matto" selber als Irrsinniger vor.

Am 29. März erreichen die Reisenden Rom und beziehen ein Quartier im Corso. Dasselbe erweist sich als so behaglich, daß Prinz Heinrich von Preußen (geb. 1781, Großmeister des preußischen Johanniter-Ordens), der die Reisenden besucht, sich vornimmt, nachdem sie Rom verlassen haben werden, für alle Folgezeit Beschlag darauf zu legen. Bis zu seinem Tode hat er es dann auch nicht wieder in andere Hände kommen lassen.

An andern fürstlichen Personen befinden sich zur diesmaligen Osterfeier in Rom, außer dem alten Könige von Neapel samt der Gräfin Floridia, der Kronprinz von Bayern und Prinz Christian von Dänemark nebst seiner „eben so schönen, wie gutmütigen" Gattin, einer augustenburgischen Prinzessin. (Karoline Amalie, die zweite Gattin des Prinzen, spätern Königs Christian VIII., nachdem seine erste Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1812 gelöst worden war.)

Den Papst findet die Prinzessin gebeugter, aber fast heiterer, als vor zwei Jahren; freilich bietet sich ihm beim Ostersegen, vom Balkon der Peterskirche aus, der Blick auf 10,000 österreichische Soldaten, so daß von den unruhigen Köpfen des Kirchenstaates für jetzt nichts mehr zu fürchten ist. Dem Prinzen Max verehrt er ein lebendiges Osterlamm, eines der beiden im März nach altem Herkommen von dem Papste gesegneten und dann in einem Nonnenkloster weiter verpflegten Lämmer. Das andere ist für die Ostertafel des Papstes bestimmt. Ein drittes, wenn auch kein vom heiligen Vater gesegnetes, kommt der Prinzessin bei dem Gastmahle, welches der König von Neapel den in Rom verweilenden Fürstlichkeiten giebt, zu Gesicht; es steht, in ganzer Figur gebraten, auf der Tafel, und ein Bischof weiht dasselbe gleich den übrigen Speisen. „Alles, was Land und Meer an Speisen erzeugt," meint die Prinzessin, „war auf

dieſe Tafel gebracht.“ Aber auch ein lebendiges Nachſpiel fehlte nicht. „Nach Tiſche wurden die Laibacher Bären produziert,“ meldet die Prinzeſſin, „und ſchrieen fürchterlich.“

Genußreichere Stunden verleben die Reiſenden in den Kunſtſammlungen, über welche das Tagebuch ausführlich berichtet, wobei die vom Kardinal Feſch angelegte überreiche Gemälde-Galerie nur das Bedauern erregt, daß ein kurzer Aufenthalt in Rom zu ihrem Studium nicht die nötige Muße gönnt, obſchon bei weitem nicht alle Bilder aufgehängt werden konnten. In der an die Herzogin v. Chabelais verkauften Villa Lucian Bonapartes ſieht die Prinzeſſin eine von Canova gearbeitete Büſte von dem Vater Napoleons, welche dem Kaiſer ſehr ähnlich ſieht.

Unter den Fremden, welche die Prinzeſſin kennen lernt, iſt die Herzogin von Devonſhire, deren große Gelehrſamkeit ſich mit einem ganz einfachen Betragen aufs Beſte verbindet. (Eliſabeth Hervey, Tochter des vierten Grafen von Briſtol, ſeit 1811 Witwe des Herzogs William von Devonſhire, in Rom ſeit 1815, woſelbſt ſie einen glänzenden Kreis von Künſtlern, Schriftſtellern und Archäologen um ſich verſammelte und im Jahre 1824 ſtarb.) Sonderbar erſcheint es der Prinzeſſin, daß ein Engländer, der ſich im Beſitz der Villa des Rafael befindet, den Zutritt zu derſelben den prinzlichen Beſuchern wohl zwar geſtattet, aber keine Engländer einläßt. Das Rätſel ſoll ſich dadurch löſen, daß ſeine lebhafte Parteinahme für die vielgeſchmähte Prinzeſſin von Wales ihn mit ſeinem Vaterlande verfeindet hat. Dieſelbe, bekanntlich als Prinzeſſin Karoline von Braunſchweig 1768 geboren, eine Nichte Georg III. von England, hatte 1795 den ſittenloſen Prinzen von Wales, ſpätern König Georg IV., geheiratet, der ſich aber ſchon im folgenden Jahre, nachdem die Prinzeſſin ihm eine Tochter, die ſpätere

Gattin des Königs Leopold von Belgien, geboren hatte, von ihr trennte und im Laufe der Zeit einen Ehebruchs-Prozeß gegen sie veranlaßte, der die öffentliche Meinung Europas und vor allem Englands auf Grund der gegenseitigen Anklagen der beiden Gatten peinlichst beschäftigte, bis der Tod der Prinzessin im August 1821 — des Jahres dieses Reiseabschnitts — den ärgerlichen Zwist endete.

Von sonstigen erwähnenswerten Erlebnissen der Verfasserin des Tagebuchs sei noch der ominösen Nachbarschaft einer Guillotine gedacht, die eines Tages unweit des prinzlichen Quartiers und innerhalb des Sehkreises desselben auf der Piazza del Popolo unverhofft dasteht. Eine Blechbüchse, auf welcher ein Totenkopf gemalt ist, wird von Haus zu Haus getragen, damit man Geld für die Exequien des zu Enthauptenden — eines Mörders — hineinstecke. „Glücklicherweise fuhren wir fort," schreibt die Prinzessin, „waren den ganzen Morgen abwesend, und als wir nach Hause kamen, war schon alles vorüber."

Minder neu war der Prinzessin das Begegnen von Toten in offenen Särgen. Gleich die erste diesmal von ihr betretene Kirche Roms, S. Lorenzo in Lucina, bietet ihr einen solchen, vor zwei Jahren ihr noch erschreckend gewesenen Anblick. „Zahlreiche Kerzen brannten in einer kleinen Kapelle. Ich sah dahin und erblickte einen Sarg, in welchem eine Frau lag, so schön und jung, daß selbst der Tod sie nicht entstellt hatte. Es war die Frau eines Advokaten, achtzehn Jahre alt, elf Monate nach ihrer Verheiratung gestorben."

Auch eine Kinderleiche kommt ihr zu Gesicht. Nächst dem ponte rotto sieht sie eine Prozession von kleinen weißgekleideten Kindern vor einem Hause halten. Man sagt ihr, es seien Waisenkinder, die ein Kind abholten, um es in die Kirche zu tragen. Bald darauf kommt aus dem Hause ein Mann, der

einen kleinen toten, als Kloſtergeiſtlichen gekleideten Knaben auf den Armen trägt. Er legt ihn auf eine weiß und gold geſchmückte Bahre und die Waiſenkinder tragen ſie in die nächſte Kirche.

Endlich lernt die Prinzeſſin noch eine Sitte kennen, die mit dem Oſterfeſt zuſammenhängt. Beim Beſuch des Gartens der Paſſioniſten, worin die einzige Palme der ewigen Stadt zu ſehen iſt, gewahrt ſie in den Alleen eine Anzahl weltlich gekleideter Herren und erfährt, daß es Bürger von Rom ſeien, die in dieſem Kloſter „Reträte" halten, um ſich auf das Oſterfeſt vorzubereiten..

Am 26. April trifft Prinz Max mit ſeinen beiden Töchtern wieder in Florenz ein. Am 5. Mai unterſchreibt die Prinzeſſin Braut die übliche Entſagungs-Akte. Die Trauung ſoll Tags darauf ſtattfinden, doch ſtand der Heirat, wie Prinzeſſin Amalie es humoriſtiſch ausdrückt, noch ein Hindernis entgegen: Das Brautkleid war nicht da. Man hatte geglaubt, es in Paris anfertigen laſſen zu müſſen, und der Pariſer Lieferant hatte nicht Wort gehalten. Was war zu thun? Ein Florentiner Kleid aus drap d'argent mit Goldfranzen konnte ja zur Not auch für ſtandesgemäß gelten. In einem ſolchen wurde Prinzeſſin Marie alſo getraut. „Ich habe Marie nie ſo ſchön geſehen, als in ihrem Brautſtaate," ſchreibt in herzlicher Selbſtvergeſſenheit die Schweſter. Diesmal ſcheint ſie aber nicht als Brautjungfer fungiert zu haben. Die „Renaud," ſo meldet das Tagebuch, ſteht am Altar hinter der Prinzeſſin. Als die letztere das Jawort ausgeſprochen hat, tritt an die Stelle jener ſächſiſchen Hofbedienſteten die nunmehrige Oberſthofmeiſterin, Fürſtin Roſpigliosi, und nimmt der jungen Großherzogin Schleier und Handſchuhe ab. — Hernach iſt in drei Zimmern des Palaſt Pitti großer Cercle, wobei Prinzeſſin Amalie, wie ſie erwähnt,

sich unter der Menge verliert und endlich durch eine Bekannte zu den Ihrigen zurückgebracht wird. Ein großes Zeremonien-Souper beschließt den anstrengenden Tag. „Wir waren alle so müde," klagt die Prinzessin, „daß wir uns nicht regen konnten."

Am folgenden Tage großes Diner, wobei ganz kleine Knaben, welche die Schüsseln kaum heben konnten, als Pagen bedienen und die Prinzessin in Sorge setzen, sie werde mit begossenem Kleide heimkommen. Die darauf folgende Gala-Vorstellung zeichnet sich durch den Umstand aus, daß, wie das Pariser Brautkleid, so auch die bestellte Hochzeits-Oper nicht fertig geworden ist. Man giebt also eine alte Oper von Paer, Griselda, freilich ein etwas ominöses Sujet für die festliche Veranlassung.

Schöner gestaltet sich das Abendfest, welches die Stadt Florenz am 1. Mai für die Bevölkerung der Stadt wie der Umgebung arrangiert hat. Die Leute aus dem Volke und die Bauern in ihrem besten Putze haben den ganzen Platz vor der Akademie zu ihrer Verfügung. Die weiten Räume der Akademie dagegen, aufs Schönste geschmückt und beleuchtet, dienen den übrigen Klassen der Gesellschaft zum Tummelplatz. Es wird drinnen wie draußen viel getanzt, und man sieht auch Masken, trotzdem kein Karneval ist. Bis 2 Uhr morgens wird Prinzessin Amalie des bunten Treibens nicht müde.

Inzwischen ist ein Brief des Königs Friedrich August eingetroffen; dieser Brief enthält eine Mahnung zu schleuniger Heimkehr und so muß schon am 13. Mai geschieden werden. Prinzessin Amalie bittet ihre beiden zurückbleibenden Schwestern, es mit dem Abschied am Abend vor der Abreise genug sein zu lassen, „denn es ist so traurig, Personen, die man liebt, neben dem Wagen stehen zu sehen, der uns fortführt;" sie fügen sich

auch der ſchweſterlichen Bitte. Aber wenigſtens den Vater noch in ſein Quartier (den Pallazzo Vecchio) zu begleiten, läßt ſich Prinzeſſin Anna, die Gattin des Erbprinzen Leopold, nicht nehmen, und als Prinz Max dort, von Rührung überwältigt, ein Ende machen will, kniet ſie vor ihm nieder und er giebt ihr noch ſeinen Segen. „Ich war von dieſen Gemütsbewegungen ganz erſchöpft," ſchreibt Prinzeſſin Amalie.

Über Parma, Trieſt, Innsbruck und Nürnberg kehrten Prinz Max und ſeine Tochter Amalie am 26. Mai wieder nach Dresden zurück.

Neunter Abschnitt.

Die spanische Reise.

(1824 bis 1825.)

Drei weitere Jahrgänge des Tagebuchs 1820/23 haben nur lediglich Vorgänge am Dresdner Hofe, sowie Erlebnisse des weit verzweigten Familienkreises zum Inhalt. Mit Ausnahme der Verfasserin des Tagebuchs sind sämtliche Töchter des Prinzen Max verheiratet; wie hier rekapituliert werden mag: Prinzessin Marie (geb. 1796) an den Großherzog Ferdinand III. von Toscana, Prinzessin Anna (Nany, geb. 1799) an den Erbprinzen Leopold von Toscana, Prinzessin Josepha (geb. 1803) an den König Ferdinand VII. von Spanien. Von den Söhnen des Prinzen Max ist Prinz Friedrich August seit dem Herbst 1819 mit der Erzherzogin Karoline, Tochter des Kaisers Franz I. vermählt; der Zweitälteste, Prinz Klemens, welcher, wie schon früher berichtet, im Jahr 1821 mit Prinz Johann nach Italien reiste, erkrankte auf dieser Reise in Pisa und starb daselbst im Januar 1822 im Alter von 24 Jahren. Unverheiratet ist noch Prinz Johann, heiratet aber im November desselben Jahres Prinzessin Amalie, Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, wobei die Verfasserin des Tagebuchs wiederum der Braut die Schleppe trägt.

Es ist bekannt, daß diese Ehe, welche über fünfzig Jahre dauerte, eine überaus glückliche gewesen ist; nur wenige Kon-

venienz-Ehen mögen ſich ſo harmoniſch geſtaltet und ein ſo nachahmungswertes Beiſpiel für weite Kreiſe gegeben haben. Wie gut für ihn gewählt worden war, ahnte der Prinz aber nicht, als ihm gleich nach dem Tode ſeines ältern Bruders Klemens in Piſa die Weiſung zukam, er möge nun aus Gründen den Rückweg über München nehmen. Gewiß hat die Botſchaft nicht ſo barſch gelautet, wie die Heirats-Ordre, die einſt König Friedrich Wilhelm I. ſeinem Sohne Fritz zukommen ließ, als er für denſelben die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig beſtimmte, nämlich: „Sie iſt modeſte und eingezogen; ſo müſſen die Frauen ſein; ſie iſt nit häßlich, auch nit ſchön; ſie iſt ein gottesfürchtiges Menſch. Gott gebe ſeinen Segen.“ — Aber eben erſt in Italien in den Geſchmack des Reiſens gekommen und voll von neuen und ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigenden Eindrücken, erblickte Prinz Johann in einem ſo frühen Feſtbannen in die Ehe — er war erſt 21 Jahre alt — nichts als den Verzicht auf Bewegungsfreiheit und Weltblick. So ſchreibt er denn aus Piſa an ſeine Schweſter Amalie im Tone humoriſtiſcher Verzweiflung: „Du kannſt Dir immer das Ballkleid zu meiner Hochzeit machen laſſen, denn mir auch, fürcht' ich, ſoll bald die Krone abgehauen werden. Über zwei Jahre werde ich es wohl nicht hinausziehen; nur nicht eher; das wäre wirklich mich und das arme Schlachtopfer unglücklich machen; man muß doch erſt ganz Mann werden, ehe man ans Heiraten denkt.“ Drei Monate ſpäter hatten ſich die Beſorgniſſe des Prinzen in ihr Gegenteil umgeſtimmt; „der 13. März 1822,“ ſchreibt er in ſeinen Memoiren, „war einer der wichtigſten Tage in meinem Leben: Ich betrat zum erſtenmale das mir ſpäter ſo lieb gewordene königliche Schloß in München,“ und er giebt einen begeiſterten Bericht von den ſchönen Tagen, die er dort verlebte, wie ihn denn auch nur ſeine Schüchternheit

zurückhielt, sofort mit seiner Werbung herauszutreten. — Alle diese Vermählungen sind von ziemlich gleichartigen Zeremonien begleitet. Wie Prinzessin Josepha in Dresden per Prokura getraut worden ist, so auch die Erzherzogin Karoline in Wien und jetzt Prinzessin Amalie von Bayern in München. In Wien war Erzherzog Rudolf der Vertreter des Bräutigams, in München ist es Prinz Karl von Bayern. Der Bewillkommnungs-Besuch, welchen der Bräutigam der auf der Reise zu ihm begriffenen Braut abzustatten hat, der aber noch nicht bezwecken darf, dem Rest der Reise nun einen gemeinsamen Charakter zu geben, wurde bei Gelegenheit der Prokura-Verheiratung der Erzherzogin Karoline von Prinz Friedrich August in Teplitz abgestattet. Wie es scheint, hatte sich der Bräutigam Hoffnung gemacht, seiner Braut ohne allzu steifes Zeremoniell begegnen zu dürfen, und er war daher, wie das Tagebuch versichert, „in Verzweiflung," daß cher oncle Anton ihn nach der Weisung des Königs dahin begleiten solle. „Er lief deshalb zum Könige, aber ohne Erfolg." Prinz Anton war aber glücklicherweise weniger Mann der Etikette, als der König, und wußte seine Gegenwart unbemerkbar zu machen. Der Bräutigam kommt denn auch abends „selig" von Teplitz zurück. — Es ist bekannt, daß die glücklichen Auspizien dieses Bundes durch ein schweres Körperleiden der jungen Erzherzogin leider getrübt wurden — das Tagebuch muß häufig von Krampfanfällen berichten — wie denn auch die Königin Karoline nach zwölfjähriger Ehe kinderlos gestorben ist. Sie hat nur das einunddreißigste Jahr erreicht. — Die Braut des Prinzen Johann wird dem ihr entgegen gesandten sächsischen General-Leutnant von Watzdorf in Plauen „übergeben," wie der technische Ausdruck lautet; dann, nachdem sie in Chemnitz angelangt ist, begrüßt ihr Bräutigam sie, diesmal jedenfalls ohne allzu einengende Förmlichkeiten,

denn außer dem prinzlichen Vater war die Verfaſſerin des Tagebuchs mit nach Freiberg gereiſt und ſorgte ohne Zweifel für ein Abdämpfen der Etikette-Vorſchriften; endlich, am folgenden Tage, findet unter Kanonendonner der feierliche Einzug der Prinzeſſin-Braut ſtatt: Ihr Bräutigam empfängt ſie am Fuße der Schloßtreppe und ſie begiebt ſich zunächſt zum Könige, „wo die ganze Familie verſammelt war und ſich nach dem Range ſetzte. Die Oberhofmeiſter und Oberhofmeiſterinnen," fährt das Tagebuch gewiſſenhaft fort, „ſetzten die Stühle. Dann beſuchte die Braut die Prinzeſſinnen und wurde darauf von den Prinzen beſucht. Um 7 Uhr abends begab ſich alles zur Königin, welche der Braut den Kranz aufſetzte." Es folgt die Einſegnung in der Kapelle und danach das Bankett; „der männliche Hofadel," heißt es ſchließlich, „bediente, zog ſich aber zurück, nachdem der König zu trinken begehrt hatte."

Unter den zahlreichen Gäſten, die auf kürzere Zeit in Pillnitz oder Dresden am Hofe verweilen, ſeien hier erwähnt der Kronprinz Oskar von Schweden (geb. 1799, Sohn Bernadottes), Prinz und Prinzeſſin Wilhelm von Preußen ſamt deren Kindern Adalbert, Eliſabeth und Waldemar, der König von Preußen, der König und die Königin von Bayern mit deren Töchtern Sophie und Marie, Erzherzog Franz, Herzog Karl von Braunſchweig und die Herzogin von Cumberland (Schweſter des Herzogs Karl von Mecklenburg, zuerſt verheiratet mit dem Prinzen Lud. Frd. Karl von Preußen, nach deſſen Tode mit dem Prinzen Fr. Wilh. von Solms, geſt. 1814, dann mit dem Herzog von Cumberland, ſpäterem König Ernſt Auguſt von Hannover) mit deren Tochter Prinzeſſin Solms; auch der Verfaſſer des Sketch book, Washington Irving, beſucht den Prinzen Johann, der einen Kreis von litterariſch anregenden Männern um ſich zu verſammeln beginnt.

Bei Prinz Friedrich August, welcher im Sommer des Jahres 1824 am rechten Elbufer in Wachwitz sich eine liebliche Sommer-Residenz geschaffen hat, wird fleißig musiziert, öfter unter Hinzuziehung C. M. von Webers, unter anderm akkompagniert Weber beim Prinzen am Klavier eine Aufführung des Don Juan als Konzert. Namhaftere musikalische Kräfte, welche die Verfasserin des Tagebuchs in diesen Jahren bei Hof-Konzerten, im Theater oder in kleinerem Kreise hört, sind unter anderen die von Goethe in Weimar leidenschaftlich bewunderte Pianistin Szimanowska und die schon erwähnte Sängerin Kraus-Wranitzky. Unter den damals teils in Dresden, teils auf dem Linckeschen Bade aufgeführten Stücken seien hier genannt Fidelio, Zauberflöte, Don Juan, der Freischütz (erste Aufführung am 26. Januar 1822), Euryanthe, Preziosa, Minna von Barnhelm, Prinz von Homburg, Goethes Iphigenie mit dem Wolfschen Ehepaar, Sappho mit Fräulein Pfeiffer, der späteren Frau Birch-Pfeiffer, und die Ahnfrau, welche letztere „wenig Beifall fand." Tieck liest am 23. November 1823 bei der Prinzessin Auguste, über deren musikalische Begabung, beiläufig bemerkt, der Komponist des Freischütz sehr günstig urteilte und deren Briefe, gleich denen ihres Vaters, des Königs Friedrich August, sich durch Klarheit, Sicherheit und fließende Handschrift auszeichnen. Ein (seitdem in den Gesamtwerken veröffentlichtes) Drama der Prinzessin Amalie, „der Krönungstag," wird als Überraschung für die Verfasserin am 5. Juli 1823 von Hofschauspielern auf dem kleinen Theater im Prinzen-Palais dargestellt. „Die ganze Familie," schreibt die Prinzessin, „außer dem Könige, war dabei."

An Trauerfällen, welche den Verwandten- und Bekanntenkreis der Prinzessin Amalie betreffen, sind zu verzeichnen der Tod des Großherzogs Ferdinand von Toscana (18. Juni 1824,

nach nur dreijähriger Ehe mit der Prinzessin Marie von Sachsen), der Tod des alten Exkönigs Karl Emanuel von Sardinien, der Herzogin von Lucca, des Herzogs von Leuchtenberg, des Papstes Pius VII., des Prinzen Eugen von Württemberg; auch für Ludwig XVIII., die Herzogin von Bourbon, den Großfürsten Konstantin und die Königin Karoline von England wird Trauer angelegt.

Vor allem der Tod des Großherzogs Ferdinand hat jedenfalls die Verfasserin des Tagebuchs tief bekümmert, nicht allein, weil ihre Schwester Marie dadurch zur Witwe wurde, auch aus eigener Sympathie für den Verstorbenen und seinen jetzt zur Regierung berufenen Sohn, dessen Briefe, wie schon erwähnt, bis in seine späten Lebensjahre Zeugnis ablegen von warmer Freundschaft für die Prinzessin. So schreibt Leopold von Toscana bald nach dem Tode seines Vaters: „Beste Amalie, Du teilest meinen Schmerz; ich wollte Dir schreiben, konnte nicht; die ersten Tage war es unmöglich, ich war gänzlich abgespannt. Glaube nicht, ich habe Dich vergessen, nicht getraut, Du würdest an mich denken. Ich bin sehr zu bedauern. Viele haben gewünscht, zu regieren; ich nie. Die Art, wie ich dazu kam, die traurigste. Mein Vater geht mir zwar mit einem großen Beispiel voran; aber welche Last auf einem jungen Manne von 27 Jahren, wo nicht Eifer aber Klugheit nötig. Marie, die arme Marie, wird in mir stets einen Sohn finden, der ihre Tugenden schätzt, sich in ihre Umstände denkt und immer die wenigen Mittel aufbieten wird, ihr Unglück zu mildern."

Große Sorgen hat die königliche Familie wegen der spanischen Wirren ausgestanden. Schon zur Zeit, als die jugendliche Prinzessin Josepha dem König Ferdinand VII. vermählt worden war, hatte die Hoffnung auf eine endliche Beruhigung der seit den Napoleonischen Kriegen leidenschaftlich erregten Ge-

müter keine sonderlich haltbaren Stützen gehabt. Das schöne Land beherbergte eine Menge extremer Parteien, und ihre Gegensätze auszugleichen, erwies sich, je länger, je mehr, als ein Ding der Unmöglichkeit. Nachdem gute und schlechte Mittel ihren Dienst versagt hatten, führte die damals nicht mehr neue Theorie des Intervenierens im November 1822 auf dem Veroneser Kongreß zu den Beschlüssen, welche im Jahre 1823 den Einmarsch von 100,000 Mann französischer Truppen zur Folge hatten. Dieselben waren ohne Mühe mit dem Widerstande der Gegner dieser Einmischung fertig geworden, hatten auch die Gefahren, von denen der spanische Thron unmittelbar bedroht war, vor der Hand abgewehrt, vermochten aber nicht zu hindern, daß die unterlegenen Parteien nur auf das Ende der Intervention warteten, um von neuem loszubrechen. Noch im Dezember 1824 mußte daher der Rückmarsch des auf 22,000 Mann reduzierten französischen Heeres von neuem auf günstigere Zeiten vertagt werden.

In den Spätsommer desselben Jahres fallen die Vorbereitungen zu einer Reise nach Spanien, auf welcher Prinzessin Amalie ihren Vater begleiten soll. Eine kleine spanische Bibliothek verdankt sie seit längerem der Güte ihrer Schwester, der Königin Josepha. Dann hat sie auch beim Professor Fromm in Dresden spanischen Unterricht genommen, Studien, die durch Prinzessin Amaliens Fertigkeit im Französischen und Italienischen sehr erleichtert worden sind.

Am 2. Oktober 1824 wird aufgebrochen. Die Reise geht über München, Verona, Parma zunächst nach Florenz, wo bis zum 3. November die drei Schwestern und Prinz Max mit dem Gatten der jüngeren Schwester in Erinnerung an den Großherzog Ferdinand, seinen wenige Monate früher verstorbenen Vater, wehmütige Stunden genießen. Dann geht es über

Lucca, wo die Familie des Herzogs von Lucca sie begrüßt, nach Genua. Auf dem Wege dahin wird das Städtchen Lorenza passiert, „wo die Fensterrahmen und Thürpfosten alle von Marmor sind.“ Bei Spezzia erfreuen sich die Reisenden des lang entbehrten Blickes aufs blaue Meer. Unweit Genua in der königlichen Villa zu Recco finden sie die verwitwete Königin Thereſe von Sardinien, eine Tochter des Erzherzogs Ferdinand, mit ihren beiden Töchtern „Marianne, welche bis zum Verwechseln ihrer Zwillingsschwester, der Herzogin von Lucca, gleicht, und Christine, welche, obgleich noch ein Kind, eine noch hübschere und geistreichere Physiognomie als ihre Schwester hat. Die Königin ist eine für ihr Alter noch schöne Frau. Ihr Organ bezeugt, daß sie aus dem Hause Este stammt.“ — Nachdem tags darauf in Genua die Reisenden die Gäste des Königspaares gewesen sind und die Kunstschätze Genuas in Augenschein genommen haben, wenden sie sich nach Turin, wo der Prinz Karl Albert von Savoyen-Carignan und seine Gattin sie abends ins Theater führen und wo unter anderm ein Ballet, betitelt Macbeth und Zelmire, geboten wird, „in welchem man Macbeth zur Veränderung in einen Türken verwandelt hatte,“ vermutlich wegen der damals gereizten Stimmung gegen Tunis, das erst vor wenigen Jahren von der Forderung eines Tributs für den sardinischen Seehandel abgestanden war und eben jetzt neue Ansprüche erhoben hatte. In betreff des Königs Karl Felix wird daran zu erinnern sein, daß die Revolution von 1821 seinen ältern Bruder Viktor Emanuel I. zur Abdankung genötigt hatte, daß aber Karl Felix die Nachfolgeschaft erst antreten konnte, nachdem durch russische und österreichische Intervention die durch die Carbonari proklamierte Regierung des Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan, welche dieser auch angetreten hatte, niedergeworfen worden

war. Sein Verhalten in dieser Angelegenheit ließ eine verschiedenartige Auslegung zu; er war sowohl den Carbonari, wie auch dem Könige Karl Felix verdächtig geworden und erhielt erst im Jahre 1823 die Erlaubnis, sich in Turin aufzuhalten. Durch den Tod des Königs Karl Felix gelangte er bekanntlich 1831 zur nunmehr unbestrittenen Regierung, entsagte derselben aber 1849 nach der Schlacht von Novara. Seine Gattin war eine Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana; sein zweiter Sohn, der Herzog von Genua, heiratete Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Johann und Mutter der jetzigen Königin von Italien. Mit der sächsischen Königsfamilie war Karl Albert selbst bereits durch seine Mutter blutsverwandt, indem dieselbe der morganatischen Ehe des Herzogs Karl von Kurland (dritten Sohnes des Königs August III.) und der polnischen Gräfin Franziska Krasinsky entstammte. Er sowohl, wie seine Schwester Maria Elisabeth, die spätere Gattin des Erzherzogs Rainer, sind denn auch in Dresden erzogen worden. — Zur Charakteristik der sardinischen Zustände im Jahre 1824, in dessen November der dortige Aufenthalt des Prinzen Max und der Verfasserin des Tagebuchs fällt, sei des im folgenden Jahre herausgekommenen sardinischen Edikts gedacht, welches für die Erlaubnis zum Erlernen von Lesen und Schreiben den Nachweis eines Vermögens von 1500 Lire verlangte. Politische Gespräche werden während dieses Besuchs daher ohne Zweifel vorsichtig vermieden worden sein. — Nachdem derselbe beendigt war, ging es über Suza bergan zum Mont Cenis. Drei Stunden über Suza hinaus wird für die Nacht in dem Mönchskloster Rast gemacht, wo Pius VII., als ihn die Franzosen gefangen nach Frankreich führten, tötlich erkrankte und die letzte Ölung empfing. Die Prinzessin erinnert sich hier lebhaft der aus dem Munde des alten Papstes gehörten

Schilderung dieſer Erkrankung und wie er ſein ohnmächtiges Zuſammenbrechen angeſichts des ihn begrüßenden Kloſterabts als den peinlichſten Augenblick ſeines Lebens bezeichnete. — Das Nachtquartier wird übrigens durch den Umſtand beeinträchtigt, daß wegen heftigen Sturmes keiner der Kloſterkamine geheizt werden kann, ſo daß die Reiſenden ſehr von der Kälte leiden.

Im weiteren Verfolg der Fahrt wird Chambery paſſiert, ebenſo Lyon und Vienne, wo Prinz Max ein ſtarkes Unwohlſein zu beſtehen hat, und wo „Piatti mit ſeinem großen Stern für den König von Preußen gehalten wird.“ Nach Rouſſillon beginnt das Blumenſchmücken der Poſtillons und der Pferde, ſowie in den kleineren franzöſiſchen Städten überhaupt der Anblick fürſtlicher Perſonen den Leuten ein beſonders unterhaltender Zeitvertreib iſt, mehr noch vermutlich als in Italien und Deutſchland, wo in jener Zeit wieder ſo viele Souveräne oder fürſtliche Verwandte fortwährend unterwegs waren. Neu ſind der Verfaſſerin des Tagebuchs Inſchriften wie die folgenden, erſt ſpäter als Reklameform auch in unſere Tageblätter übergegangenen:

N'allez pas plus loin! On est bien logé ici! etc.

Auch die franzöſiſche Höflichkeit und Dienſtfertigkeit ſtechen von den Sitten der ihr ſchon bekannteren Nationen merklich ab. Eine Wirtin in Pont St. Esprit glaubt jenen beiden nationalen Eigenſchaften am beſten Rechnung zu tragen, indem ſie, als Prinzeſſin Amalie mit ihr arglos auf den Balkon des Wirtshauſes hinaustritt, den unten verſammelten Neugierigen zuruft — als ſtelle ſie ihren hohen Gaſt dem Städtchen vor —:

„La princesse!“

In Nismes hat man im Volke ſchon einen etwas klareren Begriff von der Herkunft der fürſtlichen Reiſenden und dem

Ziele ihrer Fahrt, zumal auch Prinzessin Josepha auf ihrem Wege nach Spanien durch diese Gegenden gekommen ist. Da man hier von dem Wirrwar in Spanien nicht bloß von Hörensagen Kenntnis hat, vermutet man denn auch in gut bürgerlicher Weise: der Zweck der Reise des Prinzen Max laufe darauf hinaus, seine Tochter wieder mit sich nach Hause zu nehmen, und eine Frau beschwört den Prinzen dringend, dies ja zu thun, was er freilich nicht versprechen kann.

In dem Städtchen Mezi, wo die Reisenden, um in ihr Quartier zu kommen, einen Pferdestall passieren müssen, werden sie durch das Gerücht erschreckt, ein Kurier der jungen Königin habe sich soeben frische Pferde geben lassen, um ihrem Vater die Weiterreise zu widerraten. Glücklicherweise stellt sich heraus, daß der angebliche Kurier ein Kaufmann war, der, um rasch Pferde zu erhalten, den Leuten in Mezi Wind vormachte. Auch hier, wie in Nismes und Montpellier, sind die hohen Reisenden das große Tagesereignis. Um nur in den Straßen durchzukommen, hat die Prinzessin sich in Montpellier von ihrem Wirte am Arme führen lassen, obschon der Mann „einen recht schmutzigen Überrock anhatte." In Nismes bitten die Nichten des Kommandanten um die Erlaubnis, ein paar Damen vorstellen zu dürfen, und führen statt deren „die Hälfte der weiblichen Nismer Population" ihr aufs Zimmer. Daß bei allen diesen Erlebnissen die Verfasserin des Tagebuchs guter Laune bleibt, ja sich sehr gut amüsiert, versteht sich von selbst.

Als Toulouse schon in Sicht ist, kommt eine Staffette mit der Meldung, der Magistrat habe Ordre gegeben, die hohen Reisenden in dem Hotel einzuquartieren, zu welchem der Überbringer dieser behördlichen Verfügung den Weg zeigen werde. Prinz Max traut aber der Sache nicht, da er bereits anderweitig Quartier bestellen ließ, und das Ganze entpuppt sich

auch in der That als die Spekulation eines fürstenbedürftigen Hoteliers. Willkommener ist eine andere Begrüßung kurz vor Toulouse: Herr von Üchtritz, der damalige sächsische Gesandte in Paris, findet sich ein. Er hat für Prinzessin Amalie etwas in petto und verehrt es ihr tags darauf bei ihrer Abreise: einen neuen Roman und — ein Pfund Tabak. Es war noch die Zeit, wo eine Schnupftabaksdose in Damenhänden nicht für deplaziert galt, wenn auch das weibliche Geschlecht dem Tabak nicht mehr so fleißig zusprach, als zur Zeit der Kurfürstin Marie Antonie, die eine so große Passion dafür hatte, daß ihrem Erstgebornen ihr Tabak in die kleinen Augen kam. Wenn man in dem Nachlaßverzeichnis Brühls den von ihm auf Vorrath hinterlassenen Schnupftabak für 200 Thaler aufgeführt findet, so muß man daraus allerdings schließen, daß dieses Reizmittel damals für schwer entbehrlich galt. Der alte Fritz und ebenso Napoleon haben es bekanntlich auch nicht missen können.

Die Nähe der Pyrenäen soll, wie man den Reisenden auf dem Wege nach Bayonne versichert, Räubereien sehr unterstützen; namentlich wird vor Hunden gewarnt, die auf das Anfallen der Wagenpferde abgerichtet seien. Die Sache ist der Prinzessin nicht gerade unglaublich, und als jenseits des Flüßchens Adour im Abenddunkel unter Donner und Blitz ein finstrer Hohlweg passiert werden muß, ehe die begleitenden Wagen nachkommen können, giebt es einige Beängstigungen. Bayonne wird aber glücklich erreicht, wenn auch die Scheiben der Wagenfenster, um diese zu öffnen, eingeschlagen werden müssen, so sehr sind die Rahmen von den Regengüssen verquollen. Briefe und Geschenke der jungen Königin, mit denen ein Abgesandter derselben, der Marquis Valmediano, den Prinzen und seine Tochter in Bayonne begrüßt, vervollständigen die Beruhigung und stimmen für die nun jenseits der Bidasoa-Brücke zu ge-

wärtigenden neuen und bunten Eindrücke zu freudiger Empfänglichkeit.

Am 25. November wird die Grenze überschritten, und die Prinzessin glaubt schier in einen anderen Weltteil und in ein anderes Weltalter versetzt zu sein. Ganz Yrun ist auf den Beinen, kanoniert, ruft Vivat, schwenkt die Hüte, hängt Teppiche aus den Fenstern. Alle Zivil-, Militär- und geistlichen Behörden werden von dem Marquis vorgestellt und die Prinzessin redet spanisch, daß ihr „der Angstschweiß ausbricht."

Wie erregt die Gemüter sind, erfährt man auf der Weiterreise, denn ein junger französischer Offizier hält es nicht für unschicklich, fast eine ganze Poststation lang, mit der Hand auf dem Wagenschlage neben dem Wagen des Prinzen Max reitend, dem letzteren Ratschläge für den König von Spanien auf den Weg zu geben, — „was mich amüsierte, was den Papa aber ungeduldig machte."

Von nun an werden in jedem Dorfe, welches die Reisenden berühren, von den in ihre langen schwarzen Mäntel gekleideten Alkalden feierliche Ansprachen gehalten. Die Alkalden tragen ein weißes Stäbchen in den Händen und der Prinz hat dieses Stäbchen mit zustimmender Miene zu berühren, als Zeichen, daß er es in guten Händen wisse.

Auch mit Tänzen werden die Reisenden bewillkommnet. In Tolosa tanzen zwölf weißgekleidete Knaben mit Reifen in den Händen, dann Männer mit dicken Stöcken und führen mit deren Hilfe allerlei Tanzfiguren aus. In Bibriesca giebt's eine Art Shawltanz von Männern, die mit bunten Tüchern behangen sind. Ein Harlekin ist ihnen gesellt, begleitet die Reisenden mit seinen Kapriolen dann auch bis zur Kirchenthür und nachher von dort wieder zurück. In Valladolid beteiligen sich auch junge Mädchen am Tanz. Sie, wie ihre Tänzer,

halten blumenumwundene Reifen in den Händen und führen gemeinsam unter den Taktschlägen des Tambourin „eine Art Seize“ aus. — Kastagnetten werden nur bei Gelegenheit eines Theaterbesuchs in Valladolid erwähnt.

In den Kirchen sieht die Prinzessin die Frauen meist in einen langen schwarztafftenen Schleier gehüllt, der von beiden Seiten bis an die Kniee hinabhängt, die sogenannte Mantilla. Sie läßt das Gesicht frei. Die Kapa der Männer dagegen ist ein weiter Mantel, dessen einer Zipfel über die Achsel geschlagen wird.

Die höher gestellten Personen, mit welchen sich die Reisenden näher berühren, sind ihnen zum Teil schon von früher her bekannt, doch befinden sich einige derselben im Zustande der Verbannung aus der Hauptstadt, unter ihnen der dadurch besonders bedrückte Marquis Ceralbo. Wie jener französische Offizier die politischen Maßnahmen des Königs von Spanien durch den Schwiegervater desselben zu korrigieren hoffte, so fehlt es auch seitens der in Ungnade Gefallenen nicht an verwandten Bemühungen; unter anderen verwendet sich ein junges Mädchen für ihren noch nicht „purifizierten“ Bräutigam, dessen Sache also noch in der Schwebe ist. Da die Prinzessin später erwähnt, die junge Fürbitterin sei seine Frau geworden, so ist wohl die nachgesuchte Verwendung nicht ohne Erfolg geblieben. Ausdrücklich erwartet wird solche Fürbitte nach spanischer Sitte in Fällen, wie deren einen das Tagebuch aus Olmedo berichtet: Es handelt sich um einen Soldaten, welcher in seiner Not Lebensmittel entwendete und dafür zum Strick verurteilt worden ist — auf Diebstahl stand damals in Spanien Todesstrafe —, den man aber noch nicht gehängt hat, um dem durchreisenden Prinzen Gelegenheit zum Vermitteln eines Gnadenakts zu geben. Natürlich ist der Prinz gern einverstanden, daß man dem Manne

das Leben lasse, und so expediert der Marquis Valmediano denn schleunigst einen Kurier an den König, der seinerseits ebenfalls mit Vergnügen einwilligt.

Einen damals viel genannten Mann, den kriegerischen Pfarrer Merino, der den französischen und den Konstitutions-Krieg mitgemacht hat, lernt die Prinzessin in Bribiesca kennen. Sie schildert ihn als einen mageren, aber kräftigen Mann von 40 bis 50 Jahren. Er sieht bäurisch aus, spricht einen ihr unverständlichen Dialekt und wird auch noch wegen seines geringen Ernährungs- und Schlafbedürfnisses als eine Merkwürdigkeit betrachtet. Angeblich genügt ihm nachts eine einzige Stunde Schlaf.

In der großen und schönen Stadt Burgos, wo ein unter Bäumen am Ufer des Arlanzon im Grase stehender weißer Sarkophag für das Grab des Cid gilt, lernt die Prinzessin zum erstenmal die besondere Tonfülle der spanischen Kirchenorgeln kennen. Ein geistliches Lied wird mit Orgelbegleitung im Dom gesungen, und sie glaubt, nie früher eine ergreifendere Kirchenmusik gehört zu haben.

Diese Stadt bietet den Reisenden auch noch einen Augengenuß eigener Art: Der Marktplatz ist ihretwegen, als sie im Morgengrauen abreisen, hell erleuchtet, obschon die Sonne dem Aufgange nahe ist.

Durchweg auf der ganzen Fahrt werden die Reisenden durch die Kälte und den Mangel an Schutz gegen dieselbe belästigt. In dem Nachtquartier eines eingeschneiten Städtchens unweit der schneebedeckten Sierra gilt es, statt mit Öfen oder Kaminen, sich mit Kohlenbecken zu behelfen; noch schlimmer haben es freilich die Soldaten, welche vor den Zimmern der Reisenden im kalten Korridor schlafen müssen, angeblich um die fehlenden Thürschlösser zu ersetzen.

Als am 3. Dezember endlich der Gipfel der Bergſtraße und damit die Grenze zwiſchen Alt- und Neu-Caſtilien erreicht iſt, ſchlägt die Stunde, wo Vater und Tochter ſich wiederſehen ſollen: Zwei Gala-Wagen rollen, von Reitern begleitet, heran, der neben dem Wagen des Prinzen reitende ſpaniſche Offizier ruft: „La reina!“ und kurz darauf umarmen ſich die lange getrennt Geweſenen. Prinzeſſin Amalie ſchreibt: „Die Freude des Wiederſehens kann niemand beſchreiben.“ Die junge Königin iſt, ſeit ſie ihr Heimatland verließ, noch gewachſen; ſie hat ſich im Geſicht nicht verändert, ihre Stimme iſt aber eine andere geworden, und Deutſch ſpricht ſie faſt gebrochen. Mit ihr gekommen iſt nicht zwar der König — den hält die Gicht im Eskurial zurück —, aber die Infanten und Infantinnen haben ſich eingefunden. Die Prinzeſſin giebt in wenigen Strichen das Signalement derſelben:

„Der Infant Don Carlos iſt weder auffallend häßlich, wie man geſagt hatte, noch ſchön. Sein Äußeres hat durchaus nichts Auffallendes, und er trägt einen ſehr großen Schnurrbart. Das Geſicht ſeiner Frau (Francesca d'Aſſiſi, Prinzeſſin von Portugal, geb. 1800) hat ſehr von Blattern gelitten. Die ſchönſte dieſer Prinzeſſinnen iſt die Infantin M. Thereſa, Prinzeſſin von Beira, obgleich ſie ſehr braun iſt; ſie hat regelmäßige Züge und einen außerordentlich ſanften Ausdruck. Don Francisco iſt dick geworden, was ihm übel läßt, ſeiner Frau (Luiſe, Prinzeſſin von Sizilien) ſteht es gut; ſie iſt weit luſtiger, als ſie in Neapel war. Donna Tereſa war ſchwarz gekleidet, die anderen Infantinnen in ſehr ſchreienden Farben, mit Sternen und Ordensbändern. Ihre Kleider ſchienen mir etwas antik gemacht.“

Der König grüßt vom Fenſter herab, als der Zug ins Eskurial fährt, wo zunächſt die Kirche beſucht wird. Man hat

zur besonderen Ehrenbezeigung die große Hauptthüre der Kirche aufgethan, die nämliche, welche den Infanten nur einmal im Leben und einmal nach dem Tode geöffnet wird. Die Prinzessin vergleicht diese Kirche an Schönheit und Großartigkeit mit der Peterskirche Roms.

Über den nach dem Schluß des Tedeums von den Reisenden begrüßten König sagt sie:

„Er gleicht keinem seiner Porträts vollkommen. Er ist dick und hat eine ganz auffallend hervorstehende Unterlippe. Er ist sehr lebhaft und hat dabei eine außerordentliche Gutmütigkeit."

Als sich die königliche Familie später einmal in der Schloß-Apotheke wiegen läßt, stellt sich heraus, daß der König der Gewichtigste von allen ist — er wog 229 Pfund — Prinzessin Amalie dagegen die Leichteste — ihr fehlen noch zwei Pfund am Zentner.

Zehnter Abſchnitt.

Königin Joſepha.

Ueber die Art, wie Prinzeſſin Joſepha ſich in ihre ſchwierige Stellung als Königin von Spanien gefunden hat, enthält das Tagebuch nichts Näheres, doch geben einige der im Nachlaſſe der Prinzeſſin Amalie enthaltenen Briefſchaften Anhaltpunkte für die Annahme, daß die bei ihrer Verheiratung erſt 16 Jahre alt geweſene Prinzeſſin, ganz im Gegenſatz zu ihrer Nachfolgerin, der Königin Chriſtine, in dem ihr fremden Kreiſe durch Anſpruchsloſigkeit und Fügſamkeit ſich die allgemeine Zuneigung zu erwerben wußte und daß ſie für das Entbehren ihrer heimiſchen Angehörigen und der Heimat ſelbſt Troſt und Erſatz fand in dem Bewußtſein, durch redliche Pflichterfüllung den Ihrigen Beruhigung und Freude bereiten zu können. So erwähnt denn auch ein an Prinzeſſin Amalie in Madrid gerichteter Dresdner Brief der Prinzeſſin Auguſte aus dem Jahre 1825, augenſcheinlich als Wiederholung der desfallſigen brieflichen Mitteilungen der in Madrid noch Verweilenden „die glückliche häusliche Lage der Joſepha.“ Allerdings war König Ferdinand wohl kaum im Stande, durch geiſtige oder körperliche Reize Intereſſe einzuflößen, weniger wegen vorgerückter Jahre — er zählte, als er zum dritten Male heiratete, erſt 35 — als ſeiner ganzen zwar gutartigen, aber unbedeutend beanlagten Natur nach. Dagegen verkörperte ſich

in ihm ein sehr belangreiches Stück der spanischen Geschichte; er hatte viel Trauriges erlebt, war in den Händen bald dieser, bald jener Partei gewesen, galt den kirchlich Gesinnten für den Hort ihres Glaubens, den nach Ruhe und Frieden Verlangenden für den Wiederhersteller alter guter Zeiten und konnte von dieser Seite wohl die innige Teilnahme einer jungen Lebensgefährtin erwecken, deren Kindheit von ehrfürchtigen Gefühlen für die nämlichen Lebensgüter und Lebensziele erfüllt gewesen war. So erklärt sich's auch, daß die junge Gattin ihre Empfindungen für ihn hin und wieder sogar poetisch einkleidete. Hier sind einige Strophen aus einem längeren Gedichte, das ihr die Sorge um sein Leben eingab, als er zur Unterdrückung einer revolutionären Schild-Erhebung in die Provinz ziehen mußte:

„Die Stunde naht, wir müssen bald uns trennen,
Leb' wohl, mein teurer Ferdinand!
Um dich den Retter deines Volks zu nennen,
Bringst du dies Opfer deinem Vaterland!
So eile denn und spende Heil und Segen,
Wo Haß und Mord die blut'ge Geißel schwingt,
Und Gott geleite dich auf deinen Wegen,
Damit dir ganz das blut'ge Werk gelingt.

Wenn auch mein Auge thränenschwer sich senket
Und banger Schmerz der Gattin Brust bedrückt,
So lebt ein Gott, der unser Schicksal lenket,
Der uns erhebt und huldvoll auf uns blickt.
Zu dir, o Vater, ich mich bittend wende,
Und deine Huld fleh ich inbrünstig an:
Schenk ihm die Kraft, daß er die Leiden ende
Und vorwärts schreite auf der hohen Herrscherbahn!"

Und der Schluß lautet:

„Die schöne Zeit des goldnen Alters kehre wieder,
Beglückt sei König, Volk und Vaterland!
Dein Auge, Vater, schaue gnädig auf uns alle nieder,
Und nur der Tod trenn' uns'rer Liebe festes Band!"

So faßt die junge Gattin in ihrer Begeisterung für die dem Könige obliegende Mission einen der vielen Waffengänge auf, zu denen ihn der Streit über die alte Frage nötigte: Ob Spanien ein Verfassungsstaat werden dürfe oder nicht?

Und als der König nun fortgezogen ist, schreibt sie an ihre Schwester, Prinzessin Amalie: „Jetzt solltest du erst meinen Anzug sehen! Denn da ich keinem sterblichen Menschen zu gefallen habe, ziehe ich einen ‚Schöps' an, werfe mir ein Halstüchel kreuzweise um, stecke es an, und wenn ich ausgehe, setze den ältesten Schebas-Deckel auf — da hast du auch inmitten der Betrübnis etwas zu lachen."

Ein andres Mal schreibt sie:

„Wegen Promenaden bin ich zum Teil Deiner Meinung; ich beschäftige mich lieber zu Hause. Aber Theater, Tanzen und andere dergleichen Narrenpossen, da ist mir doch eine Promenade lieber, besonders in einem einsamen Orte mit ganz bekannten Menschen und ohne Etikette."

Und wieder in bezug auf die damals gerade in Madrid grassierende „Scharadenwut":

„Ich finde, man muß dergleichen Wüte in der Gesellschaft zu erhalten suchen, weil dadurch Ehrabschneidung und andere nachteilige Gespräche verhindert werden."

Daß die Prinzessin für das Wort Wut sich hier einen Plural zurecht macht, ist nicht auf ihr anderweitig erwähntes Verlernen ihrer Muttersprache zurückzuführen. Zwischen den Kindern des Prinzen Max hatten sich brieflich allerlei launige Ausdrücke eingebürgert, und vor allem Prinzessin Josepha muß in denselben ein Mittel gefunden haben, um beim Korrespondieren mit den Ihrigen sich aus ihrer spanischen Umgebung in die liebe ferne Heimat und in ihre Kindheit zurück zu versetzen.

So ſchreibt ſie ſtatt Hals: Halſung, ſtatt Schnupfen: Schnupfung, ſtatt ſie reiſte ab: ſie entdieh, ſtatt gereiſt: gediehen:

„Wir ſind von Toledo zurückgediehen,
Doch war es ein horribles Herumziehen,
Denn um nicht wie die Gans zurückzugehn,
Muß man alles Merkwürdige ſehn."

Auch bleiben Hauptwörter oft gefliſſentlich weg; ſie ſchreibt von „einem körperlichen" („Eid" bleibt weg), „einem horribeln" („Eindruck" wird fortgelaſſen). Manche Wörter finden auch abſichtlich in einer Bedeutung Verwendung, die ſie nicht haben. „Liebſtes Ampſch! (Amalie). Edelmut für Edelmut. Du ſchreibſt mir, ich ſchreibe dir . . ."

Und wieder:

„Holdes Ampſch! Du biſt doch ſehr edel geworden. Während der Revolution hatten wir uns alle verunedelt, weil es ſo gewiß dumm war, indem man doch nicht von dem reden konnte, was einem auf dem Herzen lag."

Die Revolution — beſonders ſind einige Auftritte aus dem Anfang des Jahres 1824 gemeint — hat der jungen Königin aber doch allzu grauenhafte Stunden bereitet, als daß ſie bei deren Schilderung nicht auf die ihr ſonſt zur Gewohnheit gewordene Schreibweiſe verzichten ſollte, ſelbſt ihre ſonſt übliche Unterſchrift „Dein Kind" ändert ſich in „Deine Dich liebende Joſepha."

„Von den Inſulten des 19. Februar erlaubt manches die Schicklichkeit nicht zu erzählen," heißt es einmal mit bezug auf jene Schreckenstage, und als ſpäter ihr Leben und das Leben ihres Gatten durch den Kampf, den er gegen die Verfaſſungspartei führte, verwirkt ſchien, hat ſie gefürchtet, „ohne Hilfe der Religion zum Blutgerüſt zu müſſen." In einem längeren Briefe verſucht ſie dann, ſich über die mit ihr vorgegangenen

Veränderungen klar zu werden, wobei ſie unwillkürlich ihr Thema nach Art der Kanzelredner zu gliedern ſucht.

„Sacedon, 18. Juli (1824).

Mir ſcheint, ich werde in dir das alte Ampſch, du aber in mir nicht das alte Kind (wieder=) finden. Ich war immer etwas abgeſchmackt, jetzt aber bin ich's vollends geworden ſeit der Revolution, und jetzt bin ich wieder etwas aufgelebt, aber die erſte Zeit konnte ich mich auch gar nicht gewöhnen, wieder mit Menſchen umzugehen und hatte ſo eine gewiſſe Leere in meinem Innern, welche (wie) ich glaube von drei Urſachen herkommt: 1. daß ein großes, (wenn=) auch überſtandenes Leiden einem anfangs eine gewiſſe Traurigkeit hinterläßt, weil das Gemüt an dieſe gewöhnt (iſt); 2. weil die durch große Leiden geſpannte Einbildung nur mit Mühe in ihre natürliche Lage zurückkehrt; 3. weil man in glücklichen Umſtänden und (nach) Erlangung deſſen, was man heftig wünſchte, deſto deutlicher die Nichtigkeit irdiſcher Dinge erkennt, welches diesmal jedoch nicht dieſe Leere hinterließ, wenn man dabei an den Triumph der Religion und der gerechten Sache dachte, denn das gehört nicht zu dem Irdiſchen."

Sie fügt hinzu: Sie habe „von Jugend an eine überſpannte Einbildung und nicht den heiterſten Charakter gehabt."

„Du weißt, daß ich immer das Horribelſte von der Familie war," ſchreibt ſie bald darauf, „obgleich mich viertehalb Jahre der Leiden etwas gezähmt haben."

Dieſe viertehalb Jahre der Leiden wird man vornehmlich auf die politiſchen Ängſte beziehen müſſen, von denen kaum ein einziges Jahr ihrer Ehe frei geweſen war, daneben auf ihre Sehnſucht nach den fernen Lieben, gewiß auch auf das Verſagtbleiben von Mutterfreuden, ein weſentlicher Dämpfer auf den

Saiten ihres sonst, wie es scheint, nicht gerade auf mehr als auf herzlicher Freundschaft beruhenden, aber wenigstens von Anfeindungen freien ehelichen Glücks.

Als aus solcher Stimmung hervorgegangen erklärt sich auch das alles romantischen Schmuckes entbehrende Bild, das sie in einem ihrer Briefe von dem Könige, ihrem Gatten, entwirft: „Ich hoffe," schreibt sie, „er wird dir gefallen, er ist auch lustig (wie Du) und sehr gut und natürlich, und ob er gleich ernsthaft zu sein weiß, wenn es nötig ist, so unterhält er sich doch auch mit Kindereien, als Kisten aufmachen, Sachen arrangieren. Jetzt ist er, Gott sei Dank, ganz wohl."

Daß er am Briefschreiben kein Vergnügen fand, wird nicht erwähnt, doch beweisen es die in dem Nachlaß der Prinzessin Amalie vorhandenen Briefe. Obschon spanisch geschrieben, also dem Schreiber keine übermäßige Anstrengung zumutend, sind sie doch nie länger als eine halbe Seite.

Bezeichnend für das anspruchslose Wesen der jungen Königin ist ein kleiner Zug, der in einem wenige Monate vor ihrem frühen Tode geschriebenen Briefe zu Tage tritt. Der König hat einen Lieblingshund, namens Regalado. Derselbe ist krank gewesen, hat sterben wollen, ist aber doch nicht „krepiert" und schläft nun in demselben Zimmer, in welchem sie und der König schlafen. Ihren Widerwillen gegen diese Hundenachbarschaft einzugestehen, hat sie nicht vermocht. Aber während der Nacht überkommt derselbe sie so stark, daß sie später darüber schreibt: „Ich gab mich geheimer Verzweiflung preis und — denke dir die Dummheit, sage es aber niemandem — ich heulte! — Und ich fürchte mich (doch) gar nicht, habe nur so einen geheimen Abscheu."

Der enge Zusammenhang des spanischen Königtums mit der katholischen Kirche und Geistlichkeit wird weiter unten noch

mehrfach zu berühren ſein. Obſchon die Vorſchriften der Religion bei der Erziehung der Kinder des Prinzen Max nicht als etwas bloß Äußerliches und Beiläufiges aufgefaßt worden waren, hat Prinzeſſin Joſepha doch offenbar als Königin ſich noch tiefer in die katholiſche Atmoſphäre des ſpaniſchen Hofs eingelebt, als es den Gewohnheiten der Heimat entſprach, und ſo gelangt ſie dahin, bei der Lektüre einzelner ihr von Prinzeſſin Amalie eingeſandter Manuſkripte hier und da Einſpruch zu erheben.

„Ich wurde damit fertig," ſchreibt ſie, „die ‚Eliſabeth' den Schnudis vorzuleſen (Spitzname für diejenigen ihrer Umgebung, mit denen ſie dergleichen deutſche Lektüre vornehmen konnte). Ich finde aber, daß darin ſo außerordentlich viel von dem Schickſal die Rede iſt, daß es einen jammert; man hat nicht mehr Hände genug, um auf die Bruſt zu ſchlagen. Manchmal klingts, als ob es der blanke Atheiſt komponiert hätte."

Übrigens verlangt ſie dennoch nach weiterer Lektüre. „Mesru" komme nächſtens an die Reihe, meldet ſie; auch bittet ſie um die „Geiſtergeſchichte."

Bei Anlaß einer ſpäteren kritiſchen Auslaſſung ſchließt ſie: Prinzeſſin Amalie möge in ihren Komödien nicht die kleinſten (moraliſchen) Fehler paſſieren laſſen, ohne daß darüber Strafe verhängt werde oder daß dieſelben doch ordentlicher Tadel treffe.

Dies erinnert an die Strenge Don Pedros in Calderons „Drei Vergeltungen in einer" und iſt ſchon ſtark ſpaniſch.

Wie es die damaligen Zuſtände mit ſich brachten, wird denn auch ein großer Teil ihrer Zeit durch kirchliche Pflichten in Anſpruch genommen.

„Hier in Aranjuez," ſchreibt ſie, „iſt gewöhnlich früh Beten, heilige Meſſe, Frühſtücken, Friſieren, Promenade, Betrachtung und andere Gebete, geiſtliche Leſung während der Friſur. Nachmittags Sticken, Promenade, Gebete (Betlichter), Leben des

heiligen Ferdinand, Rosenkranz, abends Beten, Souper, Schlafengehen."

Was das Sticken betrifft, so bezieht sich dasselbe auf eine Altardecke, deren Anfertigung öfter als „immer mehr vorschreitend" erwähnt wird.

„Jetzt machen wir," heißt es ein anderes Mal, „die Novena zum heiligen Pasqual, welche sehr hübsch ist; übrigens," fügt sie hinzu, indem sie auf die unter den Geschwistern gebräuchliche sinnverschiebende Schreibweise zurückgreift, „übrigens ist das Leben etwas dumm."

Auch der regelmäßige Briefschluß: „Bete für mich und die Intentionen," ist ohne sprachlichen Geheimschlüssel nicht wohl verständlich, wennschon einmal ein Zusatz folgt, der zu der Annahme berechtigt, der Ausdruck Intentionen beziehe sich auf die Zurückführung Andersgläubiger in den Schoß der allein seligmachenden Kirche. Dieser Zusatz lautet, „besonders für eine gewisse Protestantin, welche, wie ich hoffe, sich bekehren wird; empfehle es auch anderen guten Seelen."

Zum Schlusse aus einem der letzten Briefe der so früh Verstorbenen eine Stelle, die in rührender Weise ihr Heimweh erkennen läßt:

„Ihr Glücklichen," so antwortet sie am 22. April 1829 auf die Meldung der Prinzessin Amalie, es werde wieder eine Reise nach Florenz projektiert, wo die zwei Schwestern, die verwitwete und die regierende Großherzogin, besucht werden sollten, „Ihr Glücklichen hofft also Schwestern zu sehen! Ach, wann werde ich einmal wieder eines von der Familie zu sehen bekommen! Manchmal kommt mir es vor, als ob nie . . ."

Drei Wochen, nachdem sie dieser trüben Ahnung Ausdruck gegeben hatte, war die junge Königin nicht mehr unter den

Lebenden, und ſchon im letzten Monate desſelben Jahres ward ihr in der Perſon Maria Chriſtinas eine Nachfolgerin gegeben.

So viel zum beſſeren Verſtändnis der Tagebuch-Notizen Prinzeſſin Amaliens; auf einige dieſer, das Leben am ſpaniſchen Hofe betreffenden Notizen kann nun weiter eingegangen werden. Sie datieren bekanntlich aus dem Winter 1824/25.

Um 4 Uhr wird zu Tiſch gegangen und zwar nehmen auch der kleine ſechsjährige Karlos, Sohn des Infanten Don Karlos (des ſogenannten Prätendenten, geb. 1788, Bruders des Königs), und ebenſo Donna Tereſas Sohn, der dreizehnjährige Sebaſtian, an dem Mahle Teil. „Dasſelbe beginnt mit 4 bis 5 Suppen; dann folgt geröſteter Reis mit geſchnittenem Schinken; darauf das Cocido oder Olla potrida; dann Rindfleiſch mit Würſten, Erbſen und verſchiedenen anderen Acceſſorien zuſammengekocht, und endlich noch 6 bis 8 verſchiedene Gerichte, zum Teil auf franzöſiſche Art zubereitet. Der Butterteig, z. B. der Fleiſch-Paſteten, iſt immer mit Zucker verſüßt. Dieſe Speiſen werden täglich aufgetragen. Jedes bietet von der Schüſſel, welche vor ihm ſteht, den Übrigen an und legt davon auf Begehren vor, ſo daß die Mahlzeit ſchnell vorüber geht. — Tafelmuſik machen Hautboiſten."

Auffallend iſt der Prinzeſſin die Art, wie ſich die Mitglieder der königlichen Familie unter einander begrüßen. Sie nennen einander bloß bei Namen, ohne irgend etwas hinzu zu fügen. „Treten viele auf einmal ein, ſo klingt das wie eine Litanei."

An den folgenden Tagen ißt man ſchon um 2 Uhr und die Prinzeſſin bemerkt, man könne bei dieſen Diners im tiefſten

Negligee erscheinen, die Infantinnen zumeist in gewickelten Haaren; auch warte niemand auf die übrigen, bediene sich vielmehr ohne alle Umstände.

Abends ißt man nicht in Gesellschaft, sondern beliebig auf seinem Zimmer.

Die nächsten Tage, welche die Reisenden im Eskurial verleben, gelten dem Studium dieser merkwürdigsten aller Residenzen. Von dem Felsensitze, welcher Philipp II. zum behaglichen Ausblicke auf die allmähliche Entwickelung des gigantischen Bauwerks diente, der Silla de Felipe, wird die köstliche Fernsicht genossen. Sie reicht bis Madrid. Um die 40 Höfe des in der Form eines Rostes konstruierten Gesamtbaues zu überschauen, wird die Kuppel der Eskurial-Kirche bestiegen und die Reisenden empfangen den Eindruck, als sehen sie auf eine ganze Stadt hinab, deren Nebengebäude wieder einen Flecken für sich bilden, während tiefer unten das eigentliche Dorf Eskurial liegt. Interesse erregen auch die zahlreichen Werkstätten in den Höfen des Eskurials, da für das Kloster, wie für die Bedürfnisse der übrigen Bewohner alles nötige in diesen Werkstätten gearbeitet wird; dann die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude, die Mühle u. A.; mehr noch in der großartigen Kirche deren 42 Altäre und die Orgel, die wie ein ganzes Orchester so volltönig klingt und dabei doch sanft zum Herzen spricht; nicht minder die Klosterbibliotheken mit ihren wertvollen Manuskripten, die Sammlung der verbotenen Bücher; in dem Aufbewahrungs-Saale der kostbaren Meßgewänder eine Holzfigur, welche den heiligen Michael darstellt und von der die Sage geht, die Verfertigerin dieses Kunstwerks habe ihren Gatten als den vom Erzengel bezwungenen Teufel dargestellt, ihre eigenen Gesichtszüge aber in denen des heiligen Michael verewigt; endlich die Gruft der Könige und die der Infanten, bei welcher letztern sich ein Be-

hältnis befindet, beſtimmt, die Infanten-Leichen zu beherbergen, bis dieſelben unter dem beſchleunigenden Einfluß von herabtropfendem Waſſer vollſtändig verweſt ſind. Hier werden auch diejenigen vor ihren Gatten geſtorbenen Königinnen aufbewahrt, welche Söhne haben, deren aber noch keiner zur Regierung gelangte. Geſchieht dies, ſo kommt die betreffende Königin gleichzeitig mit ihrem Gatten in das Pantheon; andernfalls findet ſie ihre letzte Ruhe gleich den kinderloſen Königinnen in der Infanten-Gruft.

Das Pantheon iſt eine ganz runde, mit Marmor ausgelegte Gruftkapelle, in deren Mitte ein Kronleuchter hängt. Rings an den Wänden ſind Niſchen in verſchiedene Fächer geteilt, in welchen Marmorſärge ſtehen. Zehn derſelben ſind noch leer, „und es graute mich faſt," ſchreibt die Prinzeſſin, „zu ſehen, wie der König ſeinen eigenen Sarg betrachtete." — Neun Jahre ſpäter nahm ihn derſelbe auf.

Es iſt übrigens im Eskurial auch für Zerſtreuungen geſorgt. Man hat Hofſchauſpieler und ein hübſches kleines Theater, auf deſſen Bühne ſehr luſtige Stücke geſpielt und ſo Bolero wie Fandango getanzt werden.

Nach zehntägigem Verweilen im Eskurial werden die Reiſenden in feierlichem Aufzuge nach Madrid geführt, wobei unterwegs Räuber die letzten Hofwagen an paſſend entlegener Örtlichkeit ausplündern. Der Empfang ſeitens der Madrider Bevölkerung entbehrt nicht der ſüdlichen Lebhaftigkeit, wie manche politiſche Erſchütterungen auch kaum halb überſtanden ſind und wie endloſe Parteifehden die nächſte Zukunft auch noch in ihrem Schoße birgt; und nicht nur die nächſte. Daß die Hauptſtadt ſich noch unter fremder Vormundſchaft befindet, tritt beſonders grell zu Tage, als am 14. Dezember, einen Tag nach der Rückkehr der königlichen Familie in die Reſidenz, die Beſatzung

von Madrid unter dem Schloß-Balkon defiliert, auf welchem die königliche Familie an der Seite der königlichen Gäste diesem Schauspiel zusieht: Es sind nicht bloß spanische, sondern auch französische und Schweizer-Regimenter, welche vorüberziehen.

Von diesem Balkon des hochgelegenen Schlosses überblickt man rechts das ganze Thal des Manzanares.

Das Quartier der Prinzessin Amalie ist das von der verstorbenen Königin Luise (Marie Luise von Parma, Mutter Ferdinand VII.) einst bewohnte. Seine Fenster gehen auf einen breiten Gang, der den ganzen Schloßhof umgiebt, so daß nur wenig Licht in die Zimmer gelangt. Auch sind die Fenster nicht nur mit eisernen Stangen versehen; der untere Teil der Fenster ist noch nach Klostersitte mit Holz vergittert, eine dem Orient entlehnte Absperrungsart, welche die Prinzessin auf die Vermutung bringt, auch in Spanien seien die alten Könige manchmal eifersüchtig gewesen.

Unter den Sonderbarkeiten in der Zimmer-Einrichtung der Königin Josepha wird ein Kronleuchter in ihrem Schlafzimmer erwähnt. Derselbe ist nicht nur Kronleuchter, sondern auch Spiel-Uhr, und eine Anzahl goldne Vögel, welche dem Kunstwerk als Zierrat dienen, beginnen zu singen, sobald die Stunde schlägt.

Die Wohnung des Königs ist ziemlich einfach möbliert. Eins der Zimmer jedoch schmücken fünf schöne Gemälde von Raphael Mengs, darunter eine Kreuzabnahme. In einem Kabinett hängt u. a. das Porträt des verstorbenen Königs Karl IV., der dem alten Könige von Neapel, seinem Bruder, vollkommen gleicht. Daneben ist jenes Balkonzimmer, zu welchem hinauf bei der Revolution vom 19. Februar das Volk auf Leitern zu gelangen versuchte.

Wenn der König ausfährt, trägt er immer Uniform, und alle Damen, selbst die nicht mehr jungen, sind in bloßen Haaren und mit Blumen coiffirt. Hinter dem Wagen des Königs folgt derjenige des Don Karlos mit seiner Familie; selbst das jüngste Kind mit der Amme darf nicht fehlen. Hierauf Don Francisco mit seiner Frau und endlich Donna Teresa mit ihrem Sohne. Hofchargen und Hofdamen schließen den Zug, welchem Wachen vorauf reiten. Der König empfängt auf der Schloßtreppe eine Menge Bittschriften und giebt genau Acht, daß er keinen Bittsteller übersieht. Prinzessin Amalie hat dann das Amt, sie zusammen zu legen.

Vierzig Kapläne bedienen die Schloßkapellen. Geistliche sind auch vorzugsweise die bei den Hofkonzerten fungierenden Sänger, doch sind sie meistens schon ältlich und haben wenig Stimme. „Der beste Sänger ist ein Geistlicher, Domingo Andres, der durch einen hohen Grad von Kunst ersetzt, was er durch das Alter an Stimme verloren hat; ein anderer, Alvarez, singt durch die Fistel die Sopranpartien; Lopez, ein Weltlicher, singt das Buffo mit wenig Stimme sehr hübsch; der alte Torelles kann, obgleich ein guter Musiker, ohne Zähne nur wenig leisten.“ Die Instrumentalkapelle wird von der Prinzessin gelobt, insonderheit der Geiger Rosquellas und der Waldhornist Trotta.

Unter den Hofbediensteten sind die sogenannten Dueñas zu erwähnen, „eine Art von weiblichen Kammerherren, die in der Antichambre der Königin sitzen und die Besuche ansagen. Da sie vorzugsweise mit Männern verkehren müssen, hatte man sie von auffallender Häßlichkeit ausgewählt.“

Elfter Abſchnitt.

Weiteres über Spanien.

Das damalige Madrid bezeichnet das Tagebuch als groß, ſchön und freundlich. Es hat wenig große Paläſte, keine merkwürdigen Kirchen, aber dafür auch wenig ärmliche Häuſer. Die Stadt liegt auf einer Höhe und zeichnet ſich beſonders durch ihre vielen blauen Kirchenkuppeln aus. Die Fenſter haben eiſerne Balluſtraden, ebenſo die Glasthüren. Die Umgegend entbehrt des landſchaftlichen Reizes, vor allem im Winter.

Wie in Neapel, bringt es die geſellſchaftliche Sitte nicht mit ſich, daß ſich die Herren den Damen förmlich präſentieren laſſen. Die Prinzeſſin lernt daher die Namen nur weniger Perſonen des Hofkreiſes kennen.

In den Kirchen Spaniens fehlen im allgemeinen ſo Bänke wie Sitze, ſo daß man zumeiſt ſteht. „Knieet der Hof, ſo muß alles knieen oder, wie die meiſten Frauenzimmer thun, auf den eignen Füßen ſitzen.“ Nur die Königin hat an ihrem Betſtuhl eine Bruſtlehne, auf welche ſie die Arme legt. „Wir anderen knieen ganz frei.“ Noch einige, den Fremden auffallende ſpaniſche Abſonderlichkeiten mögen hier aus dem Tagebuche angeführt werden. So finden ſich in dem ſchönſten Frauenkloſter, das die Prinzeſſin je irgendwo geſehen hat — es iſt ein Saleſianerinnenkloſter — weder Kamine, noch auch nur Kohlenbecken, ſo daß bei eintretender Kälte die Nonnen ohne allen

Schutz gegen dieſelbe ſind. Madrid hat aber kalte Winter, und erſt am 4. April weiß das Tagebuch von einigen grünen Bäumen zu melden. Wenige Tage zuvor hat es in S. Ildefonſo noch ſo ſtark geſchneit, daß Schneeſchaufler die Wege frei machen mußten. Bei den Barfüßerinnen giebt es im ganzen Kloſter nur eine zum Sitzen Berechtigte: die Oberin; alle Nonnen kauern auf dem Eſtrich. In einem Damenſtift, welches die Prinzeſſin in Toledo beſucht, ſieht ſie ein Fräulein, welches von ihrem 7. bis zu ihrem 70. Jahre das Haus nicht verlaſſen hat, und erfährt, daß alle in dem Stift Weilenden ſich bei Strafe der Ausſtoßung dieſelbe Enthaltſamkeit auferlegen. Dabei hat das Stift nicht einmal einen Garten, ſondern nur eine vergitterte Blumenterraſſe. Nur wenn der König nach Toledo kommt, dürfen dieſe Eingeſperrten — vermutlich um ihn zu ſehen — ins Freie. Bei alledem geht es ihnen gut. Das Stift liegt hoch und luftig, und da alles gratis gegeben wird, ſo ſteht es nie leer. — Die Weihe des Biſchofs von Urgel geſchieht, während die Reiſenden in Madrid weilen, unter Mitwirkung eines ſechsjährigen Knaben, des kleinen Infanten Karlos, der als Pate des Biſchofs fungiert. — Bei der Überreichung des Kardinalshutes an den Erzbiſchof von Toledo, welche im Auftrage des Papſtes durch den König erfolgt, hat ein ſpaniſcher Geiſtlicher eine ſehr lange lateiniſche Schrift abzuleſen und, „nach Anſicht der Gelehrten," entledigt er ſich dieſes Geſchäfts in ſo wunderlich klingender Mundart, daß der Ernſt der feierlichen Handlung darunter erheblich leidet. „Wir alle," ſchreibt die Prinzeſſin, „kämpften mit dem Lachen, bis endlich Monſignore vor dem Altare losbrach, welchem wir dann alle nachfolgten." — An ihrem Geburtstage überreicht die Königin bei der Opferung während der Frühmeſſe dem Geiſtlichen einen Teller mit Geld. Am heiligen Dreikönigs-

tage opfert seinerseits der König drei goldne Kelche. „Diese Opferung," merkt die Prinzessin an, „ist indessen bloße Zeremonie, denn die Kelche sind jährlich dieselben." — Bei den für den verstorbenen König Karl IV. gehaltenen Exequien fehlt der König und überhaupt der Hof, indem es für unschicklich gilt, den Exequien eines Vaters, Gemahls oder Bruders beizuwohnen. Für sehr schicklich gilt es hingegen, bei Gelegenheiten, wo man in Deutschland etwa einen Blumenstrauß senden würde — also bei Geburtstags-Gratulationen ꝛc. — Eßwaren zu schicken. „So bekamen wir oft Käse, Zuckerwaren, Fische," schreibt die Prinzessin. Die alte Herzogin von Benevento schickt ihr sogar eine Schüssel mit Karviol in Butter.

„Es scheint spanischer Geschmack zu sein," bemerkt die Prinzessin bei einer andern Gelegenheit, „die Armut mit dem Luxus in Kontrast zu stellen," und sie beschreibt ein eben damals fertig gewordenes Häuschen, la Casa del Pobre, wodurch man dem Garten des Lustschlosses Retiro neuen Reiz zu geben geglaubt hat. „Es ist mit Baumrinde belegt, vorn daran ein ärmlicher Stall, in welchem, täuschend nachgeahmt, eine Eselin mit ihrem Eselchen und ein Mutterschwein mit ihren Jungen liegt. In dem Häuschen selbst ist ein dürftig eingerichtetes Stübchen. Eine alte Frau sitzt ihrem einfältigen Sohne gegenüber und spinnt. Ihr kranker Mann liegt daneben am Boden auf einem Bette. Sowie man eintritt, steht die Frau auf und macht ein Kompliment, und der Kranke richtet sich in seinem Bette empor, was wirklich zum Erschrecken ist. Links steht ein Soldat bei einem Schranke Wache, in welchem man, wenn man ihn öffnet, einen kleinen Mohren in reicher Tracht sich über eine Stange schwingen sieht. Hat man die elende zerbrochene Treppe erstiegen, so kommt man in zwei niedliche, höchst elegant eingerichtete Kabinette."

Hat man hier Krankheit und Armut zur Augenweide gemacht, ſo wird bei der Speiſung von neun armen alten Weibern am Vorabend des Palmſonntags und ebenſo bei der Gründonnerstags-Speiſung und Fußwaſchung von zwölf alten Männern ein Luxus entwickelt, der einer kaum geringeren Gefühlsverirrung entſpringt. Dort iſt die Königin die Spendende, hier ſpendet der König. Der Marmorſaal des Schloſſes iſt voll Zuſchauer, für die königliche Familie und deren hohe Gäſte iſt eine Tribüne erbaut. Vorauf geht bei der erſteren Feierlichkeit eine Händewaſchung, wobei die Königin mit zugreift. Nachdem dann das bezügliche Evangelium geleſen worden, ſetzen ſich die neun armen Weiber an eine Tafel. Jetzt bringen die Camariſtinnen Speiſen; die Hofdamen nehmen ſie ihnen ab und überreichen ſie der Königin; dieſe ſetzt ſie auf die Tafel, übergiebt ſie aber gleich darauf der Camarera mayor, die ſie wiederum einem Kammerdiener zuſtellt, der ſie in einen Korb ſetzt, um jedem der Weiber einen ſolchen gefüllten Korb ins Haus zu ſchicken. Jedes derſelben erhält ſolcher Art dreißig Gerichte, fünfzehn aus der Küche, fünfzehn aus der Konditorei.

Ganz ähnlich geht es bei der Speiſung der zwölf Greiſe zu und beide Male werden ſchließlich auch noch Stücke Tuch verabreicht. Nur ſcheint bei der Männerſpeiſung der Zutritt ein minder beſchränkter zu ſein, ſo daß, wie die Prinzeſſin ſchreibt, „der Lärmen ungeheuer war. Umſonſt ſchlug der Patriarch, Stillſchweigen gebietend, in die Hände, umſonſt rief der König ſelbſt: ‚Callad!‘ unter die Menge — man glaubte, das Meer toben zu hören.“

Im Gegenſatz zu jener Sitte, wobei die beteiligten Hauptperſonen ſich zu Tiſche ſetzen und überreichlich bedient werden, um doch ungeſättigt wieder aufzuſtehen, paſſiert das letztere

während der Krankheit, welche den König eine Zeitlang zu ausnahmsweiser Diät verurteilt, den Nebenpersonen: Der König speist allein, aber die ganze königliche Tischgesellschaft bildet die Zuschauerschaft; eine halbe Stunde später kommt auch für sie dann die Sättigungszeit.

Und wieder, wenn jener Lärm in Gegenwart des noch überdies leidenden Königs auf geringen Respekt vor seiner durch die Wechselfälle der Zeit freilich vielfach bloßgestellten Person schließen läßt, so wird derselben bei anderen Gelegenheiten eine fast asiatische Verehrung erwiesen. „Was mir in Spanien auffiel," schreibt die Prinzessin, „ist, daß nicht allein die Menschen vor dem Könige knieen, sondern auf diese Zeremonie sind sogar die Zugochsen abgerichtet und beugen die Kniee, sobald er vorübergeht. So er aber im Frack gekleidet ist und die Königin die Mantille trägt, bewegen sich beide unter der Menge wie Privatleute."

Bei dem Feste der Ordensritter Karls III. — in welche Gemeinschaft Prinz Max und vier andere Herren eines Tages feierlich aufgenommen werden — giebt es Gelegenheit, noch ein anderes Gruß-Zeremoniell zu beobachten: Die weltlichen Ritter, lauter ältliche Herren, machen der Königin und den Prinzessinnen ein altkastilianisches „Damen-Kompliment" — „manche dieser Komplimente fielen sehr drollig aus" — und diese Komplimente werden nicht erwidert; hinwieder grüßt der den Zug der Ritter beschließende König nicht, wird aber dafür durch eine Verbeugung von den Damen begrüßt. Die Kostüme sind überaus prächtig. Die Großkreuze tragen einen langen blausamtenen, mit Silbersternen besäten Mantel, einen blauen Hut mit weißer Feder, ein bläulich weißes taftenes Unterkleid, einen weißen gefalteten Kragen, weißseidene Strümpfe und Schuhe. Ähnlich, aber minder reich ist das Ritterkostüm, und ihr Hut ist weiß,

ihre Feder blau. Der König als Großmeiſter trägt das prächtigſte Koſtüm. Die Geiſtlichen machen jenes Damen-Kompliment nicht mit, tragen auch kein Ordenskleid, nur das Ordensband. Das abzulegende Gelübde verpflichtet zum Leben und Sterben in der katholiſchen Religion und zur Verteidigung der (damals noch nicht zum Dogma erhobenen) unbefleckten Empfängnis.

Hier mag auch jener ſonderbaren Zeremonie Erwähnung geſchehen, die mit dem Privilegium, eine Höflichkeit zu verſagen, zuſammenhängt. Zwei Herren ſind zu Granden erklärt worden, der eine infolge ſeines Aufrückens zu dem Oberhaupte ſeiner Familienſippe, der andere, ein Ordensgeneral, durch Ernennung. Die Königin ſitzt in größtem Putz auf einem Lehnſtuhl, umgeben von ihren Hofdamen und den Granden. Die beiden neuen Granden werden ihr nacheinander vorgeführt, knieen und halten eine kurze Anrede, worauf die Königin mit den Worten: Cubridos (bedeckt euch) ihnen die Erlaubnis giebt, in Gegenwart der Majeſtäten von nun an, gleich den übrigen Granden, das Haupt nicht zu entblößen.

In Übereinſtimmung mit dieſer Ausnahmeſtellung der ſpaniſchen Granden — ſie reden einander mit Du an — werden einzig aus den Reihen ihrer Gattinnen die ſpaniſchen Hofdamen gewählt, wohingegen die eine Stufe tiefer ſtehenden Camariſtas („ein Mittelding zwiſchen Hofdame und Kammerdienerin an deutſchen Höfen") Töchter von Adeligen, aber nicht von Granden ſind.

Die Wagen der letzteren behalten noch immer die altüberlieferte Form, wie ſie in manchen Ländern den königlichen Galawagen noch eigen iſt. Sie ſind aber nichts weniger als prächtig und dafür ſehr ſchwerfällig. Vor allem zeigen ſie ſich im Prado. Hier iſt es, wie der Prinzeſſin berichtet wird, wo die ſchöne

Welt namentlich auch Liebesanknüpfungen macht. „Da die Mädchen in Madrid nicht anders zum Vorschein kommen, als in der Kirche oder auf dem Prado im Wagen ihrer Eltern, so gehen heiratslustige Männer auf diese Promenade, sehen in die Wagen, verlieben sich, ziehen den Hut vor den Mädchen ab und wiederholen den nächsten Tag dasselbe Manöver, bis sie zu bemerken glauben, daß sie genehm sind. Dann treten sie mit dem Antrage vor, ohne noch mit der Erwählten ein Wort gesprochen zu haben. Das Organ der Mädchen, um ihren Liebhabern zu antworten, ist der Fächer, den eine Madriderin immer in der Hand führt, und dessen Bewegungen für den Eingeweihten alles nur Mögliche ausdrücken: Gewogenheit, Zorn, Eifersucht ꝛc. Man erzählte mir, daß auf diese Weise Brouillerien und Versöhnungen vor sich gingen, und daß auch in der Kirche diese telegraphische Konversation nichts Seltenes ist. In sehr großer Bewegung habe ich die Fächer dort freilich oft gesehen."

Die Post wird übrigens auch als Vermittlerin von Liebeshändeln nicht verschmäht. Sie muß vor allem viele anonyme Briefe befördern, und der Dreikönigstag giebt dieser Sitte eine gewisse Weihe. An diesem Tage ist es Brauch, in den geselligen Zirkeln Namen beiderlei Geschlechts auf Zettel zu schreiben, gereimte Liebeserklärungen seitens der Herren und Antworten seitens der Damen dazu zu legen und nun die Namen paarweise hervor zu ziehen (was man tirar en estucho nennt), so daß der Zufall fügt, wer anhält und um wen angehalten wird, und ebenso wie Antrag und Antwort lauten. Die Prinzessin, deren Name mit dem des Kaisers von Rußland herauskam, erhält quasi von „einem royalistischen Volontär" infolge dessen einen anonymen Brief, und ebenso erhalten fast alle Personen der Suite des Prinzen Max und der Prinzessin

anonyme Briefe, „die nicht eben mit Komplimenten gefüllt sind."

Über die Bildung der beſſer geſtellten Geſellſchaft enthält die Prinzeſſin ſich eines Urteils; nur einmal läßt ſie erraten, daß die Anſprüche nicht allzu hoch geſtellt werden dürfen, indem ſie die Marquiſe Ceralbo, deren Familie in Ungnade gefallen iſt, als eine liebe alte Dame auszeichnet, die eine feinere Bildung beſitze, als die gewöhnlichen ſpaniſchen, bei Hofe erſcheinenden Damen.

Charakteriſtiſch für das Durcheinander von altertümlichen Prärogativen und modernen Bedürfniſſen iſt der Geſchmack des Adels an Überſetzungen franzöſiſcher Melodramen, welche das Abend-Repertoire des Theaters de la Cruz bietet, während die von Handwerkern beſuchten 5 Uhr-Vorſtellungen ſich auf Calderon ſtützen.

Volkstümlichen Urſprungs und alten Datums ſind ſolcher Art auch zweifellos die mancherlei poſſenhaften Elemente, welche einigen kirchlichen Prozeſſionen beigemiſcht ſind und von denen noch weiter die Rede ſein wird.

Von der in höheren Kreiſen herrſchenden Liebhaberei für abſonderliche Kontraſte geſchah bereits bei Gelegenheit der Caſa del Pobre Erwähnung. Ähnliche Spielereien findet die Prinzeſſin in den Gärten ſo ziemlich aller von ihr beſuchten Luſtſchlöſſer, und auch in den ſonſtigen vornehmeren Gärten ſtößt ſie auf verwandtes; ſo bei der Herzogin von Benevento und bei dem Herzog von Infantado. Der erſteren gehört die Beſitzung Alamada, die ſie mit ſehr großen Koſten ganz nach eigner Grille einrichtete. In dem ausgedehnten Garten giebt es u. a. einen Teich mit einer Cypreſſen-Inſel, auf welcher ein Sarkophag ſteht. Dieſer iſt während des Krieges zu Anfang dieſes Jahrhunderts aus dem Begräbnisplatze in Gibraltar geraubt worden

und gehörte zu einer englischen Familiengruft. Man fährt auf dem Teiche weiter und gelangt an einen, von einer Duodez-Batterie beschützten Miniaturhafen. Hinter diesem ist ein Soldatenpavillon. Tief im Gebüsch versteckt liegt eine Einsiedelei. In einer Zelle derselben ruht auf einer Matte ein junger Eremit, zu seinen Füßen ein Hund. Auf der Bank daneben ein halb zerrissenes Buch über die — Rechtskunde. In einer Kapelle hinter der Zelle sitzt ein Greis und treibt ebenfalls juristische Studien. Neben der Einsiedelei sieht man ein bemooftes Grab, dessen Inschrift besagt, daß der Bruder Arsen nach den Stürmen des Lebens hier die Ruhe seines Herzens gefunden habe. Wie ihm dies gerade auf dem Wege juristischer Studien gelungen ist, wird nicht weiter erläutert. — In demselben Garten sieht man auch eine Casa del Pobre, worin die Armut einer ganzen Familie möglichst naturgetreu zur Schau gestellt ist, um gleich daneben durch die Annehmlichkeiten des Reichtums kontrastirt zu werden: Einen eleganten Salon, ein Karussel, eine Schaukel, eine Voliere mit dreißig der schönsten Pfauen ꝛc. In dem Garten des Herzogs von Infantado herrscht der nämliche Ungeschmack, sogar die Einsiedelei und die Armenhütte sind wieder da, so daß man annehmen muß, die Anlage dieser Gärten habe sich aller Abweichungen von der Regel zu enthalten. Zu dieser gehören unter anderem noch eine „wegen ihrer Natürlichkeit wirklich schauerliche" Automatengruppe — eine Bäuerin und ihr Sohn in dem Garten des Lustschlosses Moncloa — dann in dem Garten der Casa de la Reina das Haus eines Soldaten; und so noch ein paar ähnliche Kunsterzeugnisse, die auf Erschrecken des Uneingeweihten berechnet sind.

Dahin möchte auch eine Veranstaltung in Aranjuez zu rechnen sein, auf welche die Prinzessin humoristisch nur mit einem Gedankenstrich hindeutet. In der sehr schmucken und

luxuriöſen Caſa del Labrador — deren Titel wieder eine Attrappe ſein zu ſollen ſcheint, denn Arbeiter-Automaten fehlen hier, das Haus iſt ein kleines Schatzkäſtlein — hat man einen Salon mit vier Kaminen ausgeſtattet. Einer derſelben iſt heizbar; „die andern drei laſſen ſich wie Schränke öffnen und man findet darin einen Betſtuhl, einen Schreibtiſch und —.“ Derſelbe unausſprechliche Gegenſtand bildet, wie es ſcheint, in einem Theaterſtück, welches die Prinzeſſin aufführen ſieht, die ſtark belachte Pointe; vielleicht Anklänge an Molières Malade imaginaire oder die Quelle desſelben. Über die Schauſpielkunſt der Spanier findet ſich in dem Tagebuche mehrmals die Bemerkung, ſie ähnle mehr der deutſchen als der franzöſiſchen. Im ganzen macht das Theater auf die Prinzeſſin den Eindruck, als habe es die ihm einſt ſo reichlich zu Teil gewordene Gunſt der Spanier verloren; jedenfalls gehört es nicht zu den faſt täglichen Unentbehrlichkeiten des Hofs, wie dies in Florenz der Fall war, wo faſt Abend für Abend während einem oder einem paar Akten im Theater verweilt wurde, obſchon man faſt immer die nämlichen Opern und Ballette gab. Solcher Art wird ſeitens der Prinzeſſin auch nur über wenige Stücke Buch geführt. Darunter im Eskurial „ein ſehr luſtiges Stück“ Sordo por Conveniencia, dem nach Fandango- und Bolero-Intermezzo „ein drolliges Nachſpiel,“ la Estatua, folgt. Im Madrider Theater de la Cruz „ein auf Joſephas Geburtstag verfaßtes Gelegenheitsſtück la Ninfa de Sajonia, in welchem zuletzt gräßliche Porträts der königlichen Familie zum Vorſchein kamen. Hierauf folgte ein Drama aus der engliſchen Geſchichte: Dios proteje á los Reyes. Dann Bolero und Fandango und zum Schluß: Las astucias estudiantinas, ein echt ſpaniſches Sainete oder Nachſpiel, unſinnig und wie ich glaube, meiſt extemporiert.“ In Valenzia endlich „El Duque de Sajonia, die Geſchichte

Kaiſer Karls und der Kurfürſten Johann Friedrich und Moritz. Johann Friedrich war der Held des Stückes und hatte mit ſeiner Gemahlin eine altſpaniſche Eiferſuchtsſzene. Moritz war der Böſewicht, faſt eine Art von Meuchelmörder.“ Man hatte gewiß den ſächſiſchen Herrſchaften eine rechte Freude bereiten wollen und war nur in bezug auf die Erneſtiniſche und Albertiniſche Linie mit ſeinem Weihrauch an einen falſchen Altar geraten.

Über die kirchlichen Feſte und Gebräuche iſt noch einiges nachzutragen. Am Weihnachtsabend, deſſen häuslichen Feſtcharakter Spanien nicht kennt, iſt auf der Plaza mayor Chriſtmarkt. Man verkauft Süßigkeiten aus Andaluſien, in Schachteln Kirſchen, „ungeheure Tambourins mit gräßlichen Porträts des Königs, rotbemalte an Stangen befeſtigte Schweinsblaſen, über welche Saiten geſpannt ſind, um ihnen mittels eines kleinen Bogens fürchterliche Töne zu entlocken.“ Um 9 Uhr abends beginnt die Mette und iſt erſt nach ½2 Uhr morgens zu Ende. Jenen Jahrmarktsgenüſſen entſprechend hat man, ſo ſcheint es, die Wirkung der ſogenannten Weihnachts-Villancicos aufzufaſſen, „ſpaniſche Volkslieder, die zum Teil hundert Jahre alt ſind. Die Muſik iſt meiſt angenehm und originell, aber die Worte ſind oft unſinnig und nach unſern deutſchen Begriffen für den Gegenſtand unpaſſend.“ — Das Dreikönigsfeſt wird „gleichſam als Namenstag aller Könige gefeiert.“ — Der Opferung von drei goldnen Kelchen ſeitens des Königs geſchah ſchon Erwähnung. Der letztere überreicht ſie dem Patriarchen knieend. — Das Feſt des heiligen Antonius bringt großes Leben in das ärmlichere Stadtviertel Madrids. Dort liegt die Kirche des Schutzpatrons der Haustiere. Durch ein Kirchenfenſter wird den ganzen Tag Segen und geweihter Hafer ausgeteilt. Kühe, Schafe, Eſel, Maultiere, alle mit Blumen oder

bunten Quaſten geſchmückt, werden vorbeigetrieben. Dazu verkaufen die Bäcker panecillos de S. Antonio. Die am Palmſonntag verwendeten Palmzweige ſind ſehr lang und überdies noch an Stöcke befeſtigt. Die für die königliche Familie beſtimmten ſind mit Florblumen geſchmückt und ſehen wie Bäumchen aus. Sie bleiben während der ganzen ſtillen Woche auf dem Schloßbalkon ausgeſtellt. Am ſogenannten krummen Mittwoch (krumm, weil die Richter Jeſu das Recht krümmten) werden in den Kirchen bei dem letzten Miſerere allmählich die Lichter ausgelöſcht, ſo daß alles ganz finſter bleibt. Am Gründonnerſtag iſt wie in Rom ſo auch in Madrid das Hochwürdige in allen Kirchen ausgeſetzt. „Eine große Menſchenmaſſe wogte auf den Gaſſen, wo Waſſer zum Verkaufe ausgeboten wurde und kleine Jungen mit Ratſchen ſchnurrend umherliefen.“ Dies erinnert an die Ratſchen, Knarren und Klöppeln, mit denen früher in vielen katholiſchen Ortſchaften die Schulknaben ſich an der Kirche verſammelten, um damit lärmend die Straßen zu durchziehen; in einigen Gegenden Böhmens und der Schweiz beſchloſſen oder beſchließen heute noch auch die Kirchendiener die Mittwochs-, Gründonnerstags- und Karfreitags-Gebete mit ähnlichem Lärm, der an das Gepolter der Kriegsknechte bei Jeſu Gefangennahme gemahnen ſoll und jenen Metten den Namen Pumper- oder Rumpelmetten eingetragen hat; vielerwärts ließen auch die Kirchenbeſucher ſelbſt es an lärmendem Umherſtoßen von Stühlen und Bänken nicht fehlen. In dem Tagebuche aus Spanien iſt nichts darüber zu finden. Dort iſt in den Kirchen Ernſt und Würde vorwiegend. Die dritte Lamentation am Karfreitag wurde mit Waldhornbegleitung geſungen. „Man kann kaum etwas Vollendeteres hören,“ ſchreibt die Prinzeſſin. Und ähnlich urteilt ſie über faſt alle ſpaniſche Kirchenmuſik. Den Eindruck der im Eskurial

gehörten Litanei stellt sie bedeutend über den, welchen in Rom das Sixtinische Miserere auf sie hervorbrachte.

Am Gründonnerstag sitzen bei den Armenbüchsen Damen, welche sich stundenweise ablösen. Am Sonnabend vor Ostern ist nachmittags kein Gottesdienst. Schon um ½12 wird beim Gloria wie in Rom der Vorhang von den in Erwartung der Auferstehung verhüllten Bilder weggezogen. Voraus ging die Feuerweihe und eine ganz eigenartige Hymne von Trillern, die sogenannte Angelica. — In der Kirche de la Soledad werden am 3. Ostertag an dem glänzend beleuchteten Hochaltar die Kerzen während des vierzigstündigen Gebets von sechs einander ablösenden Männern gehalten. Auch Prinz Max beteiligt sich dabei. Die Prinzessin hört während dessen eine Predigt, deren Thema die Ermordung Marats durch Charlotte Corday ist, nicht gar so verwunderlich, da die spanischen Marats ohne Zweifel nach dem Wunsch des Redners jenes Ende mit Schrecken sich zur Warnung dienen lassen sollen.

Die nahe Beziehung der königlichen Familie zu allen kirchlichen Handlungen tritt unter anderm auch bei einem Herkommen zu Tage, das die Prinzessin am ersten Ostertage kennen lernt. Sie empfängt nämlich gleich den übrigen Familienmitgliedern von dem Könige eine Kerze zugesandt. Diese Kerzen hat er am Tage Lichtmeß von der Priesterschaft erhalten; er hat sie darauf dem Kloster von Pardo verehrt, woselbst sie dann am heiligen Grabe gebrannt haben und endlich an ihn zurückgelangt sind, damit er sie unter die königliche Familie verteile. — Nicht minder bezeichnend für den auch äußerlich immer augenfällig erhaltenen Zusammenhang von Kirche und Königtum in Spanien ist es, daß der König häufig, z. B. bei der Messe im Dom zu Aranjuez, seinen Platz im Chor der Domherren hat und nicht, gleich den übrigen, die königliche Tribüne benützt. Beiläufig

bemerkt, begleiten in dieſem Dom während des Segens ſechs Fagottiſten, in der Nähe des Altars ſtehend, den Geſang.

Um mit dem muſikaliſchen Teile abzuſchließen, ſei hier erwähnt, daß in Toledo die Domherren dem Könige ein kleines Konzert geben, wobei ſie „recht hübſche royaliſtiſche Lieder ſingen, nachdem zuvor das Orcheſter über Erwarten gut die Tankred-Ouverture geſpielt hat.“ Was die Muſikliebhaberei des Königs betrifft, ſo iſt ihm nur heitre Muſik willkommen, und er ſetzt dadurch den Konzertmeiſter oft in Verlegenheit. „Als einſt ein komiſches Muſikſtück mit einer nota ferma anfing, rief er ſchon entſetzt hombres! weil er dachte, es beginne ein Adagio. Dasſelbe geſchah, als einſt mein Stabat mater aufgeführt wurde, und ich mußte ihn daran erinnern, daß ein Stabat mater doch unmöglich luſtig ſein könne.“ Bei alledem hört er gern Muſik, weshalb auch während ſeiner Krankheit abends oft Konzerte neben ſeinem Schlafzimmer veranſtaltet werden. Prinzeſſin Amalie wirkt zuweilen in denſelben mit, ebenſo M. Tereſa, welcher das Tagebuch eine ſchöne Stimmhöhe und ziemlich viel Methode nachrühmt, und Donna Franciſca, die eine recht ſchöne Altſtimme hat.

Während der Theater-Vorſtellungen gönnt ſich der König gern ab und zu in einem Seiten-Kabinett eine Erholungs-Zigarre, hat aber dem Vergnügen des Rauchens im Schloſſe auch ein Auskunftsmittel abgewonnen, um politiſche Rückſichten hin und wieder beiſeite zu ſchieben. „Zu dieſer Rauchgeſellſchaft in dem Kabinette El despacho,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „ladet der König Herren aus verſchiedenen Ständen und es ſoll geſchehen ſein, daß Männer, die als noch nicht purifiziert bei Hofe öffentlich nicht erſcheinen durften, in dem despacho mit dem Könige rauchten; ſo ſehr wird dieſer Zirkel als Privatſache betrachtet.“ — Als der König gegen das Ende des Januar

ernſtlich erkrankt — die Ärzte haben ihn vergebens mit Gefrornem und Bier zu kurieren geſucht — ſetzt ihm ſein alter Diener Perico — eine Art Spaßmacher — ſo lange zu, bis der König den noch nicht purifizierten Dr. Caſtello rufen läßt, der ihn auch glücklich wieder herſtellt.

Wie ſchwierig die Lage der namhafteren Männer in jenen Jahren des fortwährenden politiſchen Witterungswechſels geweſen iſt, wird dem Leſer des Tagebuchs ſehr lebendig gewärtig durch die Zuſätze, welche das traurige Ende ſo mancher damals der Prinzeſſin im Glanze der königlichen Gunſt nahe getretenen Perſonen nachtragen. So ſtellt ſich ihr im Eskurial ein Mann von einigen dreißig Jahren mit den Worten vor je suis le general Bessières. Er iſt als Bedienter eines vornehmen Herrn nach Spanien gekommen, hat ſich dort durch Königsdienſte emporgeſchwungen und in der letzten Revolution vor allem Gelegenheit gefunden, ſeine Treue für die königliche Sache zu bethätigen. „Wenige Monate nach unſerer Rückkehr," ſo lautet der Zuſatz, „iſt er als Chef eines karliſtiſchen Aufſtandes erſchoſſen worden." — Ein nicht viel beſſeres Ende nimmt die Laufbahn des Erzbiſchofs Inzanga von Toledo, den die Prinzeſſin als „einen höchſt liebenswürdigen, treuherzigen alten Mann" in Toledo kennen lernte und der ihr und dem Prinzen Max wertvolle Geſchenke machte. Als Karliſt verdächtigt, ſtarb dieſer Greis bald nach dem Tode des Königs vor Schreck in dem Augenblicke, als man in den erzbiſchöflichen Palaſt eindrang, um ſeinen Sekretär zu verhaften, vorausſichtlich mit der Hoffnung auf den Fund kompromittierender Korreſpondenzen. — Über ein anderes Opfer der politiſchen Wirren heißt es: „Der General Queſeda kam zu uns. Er iſt ſtark und unterſetzt, ein Mann zwiſchen 40 und 50 Jahren, von ſehr feinem Tone, ſpricht gut franzöſiſch, hat aber eine tiefe Furche

zwiſchen den Augenbrauen, die ihm etwas Düſtres giebt.“ „Er endigte ſpäter,“ lautet der Zuſatz, „ſehr unglücklich, vom Volke faſt in Stücke gehauen, ohne daß man ihm, wie er bat, Zeit ließ, ſeine Seele zu bedenken.“ — Baron Eroles, der während der Revolution eine hervorragende gut königliche Rolle geſpielt hat, gehört auch zu den Perſonen von Bedeutung, welche die Prinzeſſin am Hofe ſieht. Ihn ſchützt gegen die Möglichkeit, nochmals in den Vordergrund der Politik zu treten, ſeine herabgekommene Geſundheit. Es heißt, man habe ihm damals Gift beigebracht; jedenfalls iſt er von Zeit zu Zeit wie betäubt, hat ſchielende Augen und iſt ſehr häßlich. — Endlich lernt ſie auch noch den Oberſt Minio kennen, „einen kleinen, ſtarken Mann mit offnem, freundlichem Geſicht,“ welcher als Hauptmann auf der Reiſe nach Cadix die Ermordung der königlichen Familie verhinderte und durch die fortwährenden Wechſelfälle der ſpaniſchen Zuſtände dennoch bald darauf für „etwas kompromittiert“ galt, ſo daß er erſt um ſeine Purifikation einkommen mußte. Ob ſpäter auch bei ihm eine Wendung zum Übeln eintrat, bleibt unerwähnt.

Die zahlreichen Kunſtſchätze der königlichen Schlöſſer, ſowie der Kirchen können hier, trotzdem die Prinzeſſin ſie in ihrem Tagebuche mit ſchöner Anſchaulichkeit beſchreibt, übergangen werden, da dieſelben heute ſchon beſſer und allgemeiner bekannt ſind, als dies damals der Fall geweſen iſt. Von den ſpaniſchen Gemälden empfängt ſie im allgemeinen einen ſo günſtigen Eindruck, daß ſie ihre Wanderung durch die Säle des Muſeums, nachdem ſie auch die Tizians und Andrea del Sartos und vor allem Raphaels berühmte Kreuztragung in der italieniſchen Abteilung bewunderte, mit den Worten ſchließt: „Nach meinem Gefühle verloren die ſpaniſchen Gemälde durch den Vergleich mit den italieniſchen gar nichts.“ — Faſt unüberſehbar ſind

die Anstalten des Gewerb- und Kunstfleißes, in denen die Prinzessin ihre Kenntnisse zu bereichern bemüht ist; und ihre Beschreibungen legen Zeugnis ab von der Sicherheit und Leichtigkeit, mit der sie sich zu orientieren verstand, so daß in der königlichen Land- und Seekarten-Druckerei, in der Teppich- und Gobelin-Fabrik, in der Spiegel-Fabrik, in der Münze, in der Tapeten-Fabrik und in den vielen übrigen königlichen industriellen Unternehmungen das Wesentlichste des Betriebs von ihr mit Klarheit erfaßt wird. Unter den von ihr besuchten öffentlichen Pflege-Anstalten fällt ihr in dem Taubstummen-Institut der hohe Grad von Deutlichkeit der Aussprache auf, zu welchem es die Zöglinge der Madrider Anstalt bringen. Sie vermutet, daß die spanische Sprache in dieser Beziehung besonders günstige Bedingungen biete, und hat in keiner andern von ihr besuchten Taubstummen-Anstalt etwas Ähnliches zu hören bekommen. — Über das Madrider Narrenhaus bemerkt sie, dasselbe sei groß, liege in schöner Gegend und habe zwei gesonderte Terrassen, für die Männer die eine, für die Weiber die andere. „Es waren wenig Narren da und diese viel ruhiger, als die Neapolitanischen. Eine Frau, welche mir mit Gewalt um den Hals fallen wollte, erschreckte mich ein wenig; sie glaubte, die Tante des Papstes zu sein. Ein alter Geistlicher sang und lachte immerwährend. Ein andrer Mann trat feierlich vor den König und erklärte ihm, daß der König nunmehr nichts weiter zu besorgen habe, denn sein (des Narren) Tribunal sei jetzt das einzige in Spanien, da es überhaupt nur zwei Gerichtshöfe gebe, den irdischen und den himmlischen, von welchem letztern wir freilich nichts verständen. Auf die Erwähnung des Wärters, daß er — jener Mann — der heilige Geist sei, erwiderte er, weder geschmeichelt noch beleidigt Un poco mas (etwas mehr). Ein Rasender trat an sein Gitterfenster und fragte: Ob niemand

eines Auges bedürfe. Er habe deren 40 für Blinde verfertigt und müſſe nun nach Rußland reiſen, um die Ruſſen zu taufen. — Wir hielten uns glücklicherweiſe nicht lange an dieſem Orte des Jammers auf."

Einem Stiergefechte beizuwohnen kann ſich die Prinzeſſin nicht entſchließen; ſie hört von ihren Leuten, welche ſich unter die Zuſchauer eines der kleineren Stiergefechte, der ſogenannten Novillos, wagten, daß ſich bei dieſen jeder Mann nach Belieben beteiligen kann und daß unter anderm Körbe ohne Boden, in denen ſo ein Amateur ſteckte, benutzt wurden, um auf ungefährliche Weiſe mit dem Stier anzubinden. Schleuderte der zornige Stier dann den Korb in die Luft, ſo machte ſich der Held des Schabernacks vergnüglich aus dem Staube. Pferde, Eſel und Hunde, die man auch wohl ins Gefecht führte, kamen ſchlimmer dabei weg.

Noch minder fühlte ſich die Prinzeſſin verſucht, die in Madrid häufig ſich bietende Gelegenheit zum Beiwohnen von Hinrichtungen zu benutzen. Wie ſchon erwähnt, wurde Stehlen damals in Spanien mit dem Tode beſtraft. Hatte der zum Tode Verurteilte eine Braut, ſo ſegnete die Kirche das Paar kurz vor der Hinrichtung ein, damit die Braut das Recht hatte, ſeinen Namen zu führen, wie es ſcheint, ein Recht, auf welches trotz der entehrenden Strafe Wert gelegt wurde. Die letzten Tage brachte der arme Sünder in einer dazu beſtimmten Kapelle zu und empfing dort die Tröſtungen der Kirche. — Prinz Max und Prinzeſſin Amalie pflegten täglich die Puerta al Sol und den Prado zum Ziele ihrer Spaziergänge zu machen, und da hier gerade der Zug mit dem armen Sünder vorbeipaſſierte, ſo benachrichtigte man ſie immer bei Zeiten von dem Bevorſtehen einer Hinrichtung, damit ſie an ſolchen Tagen dieſe Gegend meiden konnten.

Wie in Dresden, pflegte Prinz Max auch in Madrid, wie schon erwähnt, gepudert, aber barhaupt zu gehen und den Hut in der Hand zu tragen. Nicht selten wurden daher er und seine Tochter, trotz ihres sogenannten Inkognito-Kostüms, der Mittelpunkt zahlreicher Gaffer, und namentlich erwies sich die Schuljugend einmal als besonders beharrlich in dem Begleiten des ihr befremdlich unspanisch scheinenden Paars. Im ganzen zeigt ihnen die Madrider Bevölkerung aber viel Sympathie, und die Wäscherinnen am Manzanares, ein lärmendes Völkchen, das die Prinzessin mit den Pariser dames de la halle rangiert, will, wie schon erwähnt, über das Barhauptgehen des Prinzen eines Tags, als die Februar-Sonne bereits tüchtig brennt, sich gar nicht beruhigen und bestürmt ihn mit gutherzigen Warnungen. Je nach der Bedeutung oder der Bedeutungslosigkeit des Tags wird übrigens auch hier die Toilettenfrage mit großer Gewissenhaftigkeit geregelt. So ist am Josephstage — dem Namenstage der Königin — große Gala; die Prinzessinnen sind in „reiche manteaux gekleidet, deren Schleppen bis zum Wagen von Obersten getragen werden," was Prinzessin Amalie, der bisher nur Kadetten solchen Dienst leisteten, „in die fürchterlichste Verlegenheit setzt;" und abends um 8 Uhr ist man noch immer in Gala; „mit den Schleppen angethan (welche die Infantinnen aus besonderer Attention für meine Schwester nicht hatten ablegen wollen), führten wir unser Konzert auf."

Ganz ungeniert geht es dagegen zu, wenn der Hof eine Landpartie macht, dann setzen sich König und Königin mit Kamaristas und sonstigen Hofleuten in denselben großen Wagen, der für 13 Personen Platz hat; man trägt spanisches Kostüm, spannt 7 Maulesel vor und fort rollt das bäurische Gefährt nach dem Lustschlosse Sarzuela. Wie es selbstverständlich, liegt die Konversation dann, trotz der königlichen Gegenwart, nicht

in Fesseln. Aus Rücksicht für die Gäste wird zwar mehr Französisch als Spanisch gesprochen, doch fehlt es auch nicht an diesem, und das zu Prinz Max und Prinzessin Amalie gehörende Personal ergeht sich zwischendurch in deutschen oder sächsischen Gedankenaustauschen, so daß „eine babylonische Sprachenverwirrung" entsteht.

Einige dieser Ausflüge geschehen nur in Begleitung der prinzlichen Suite und des Marquis Valmediano; so der viertägige Ausflug nach San Ildefons und Segovia, der am 24. Februar mit einem argen Schneegestöber endet. „Wir reisten am 21. Februar um 7 Uhr morgens ab," schreibt die Prinzessin, „man fährt ziemlich nah am Eskurial vorbei, durch Steinwüsten, in welchen hier und da immergrüne Steineichen stehen. Die Straße ist sehr befahren und wir begegneten einer Menge Kärrner, meist Valenzianer, welche mit ihren, von fünf oder sechs hintereinander gehenden Maultieren gezogenen Karren ganz Spanien durchstreichen. Wir fuhren mit Colleras, so nennt man die mit bunten Quasten und Glöckchen behangenen Maulthiere, welche auf folgende sonderbare Art gelenkt werden. Vorn auf dem ganz niedrigen Bock sitzt der Mayoral, ein Bauer in rundem Hute, unter welchem er meist ein buntes Schnupftuch um den Kopf gebunden hat. Dieser Mayoral hält die Zügel, mit welchen er aber bloß die beiden hinteren Maultiere lenken kann. Mit den übrigen wird die Sache gesprächsweise abgethan. Jedes Maultier hat seinen Namen, und somit wird beständig mit großem Geschrei und unter Peitschenknallen der Valerosa, Lucera, Coronela, Pulia ꝛc. ihre Pflicht auseinandergesetzt. Jedesmal, wenn ein Maulthier bei Namen angerufen wird, was so viel heißt, als daß der Mayoral in begriff steht, zu schlagen, schreit der Zagal: dejala! dejala! als begehre er Gnade für das Tier. Dieser Zagal ist ein Junge,

oft noch halb Kind, sitzt neben dem Mayoral auf einem noch niedrigeren Sitz, als dieser, und muß, sobald die Tiere nicht nach Wunsch gehen, herabspringen, diese bei den Zügeln fassen und oft eine ganze Strecke lang laufend sie nach sich ziehen. Man fährt mit den Colleras sogar bergauf rasend schnell. Von Mitleid mit den Thieren oder selbst nur mit dem Zagal ist bei dem Mayoral nicht die Rede."

Der Weg nach San Ildefonso oder la Granja geht an dem Spitzbubendorfe Torre ladrones vorbei, von dessen 50 Seelen, wie es heißt, immer 30 dem Diebshandwerk obliegen sollen. Das Städtchen San Ildefonso selbst liegt auf einem Hügel, „mitten in einer ziemlich angenehmen Aue," und das königliche Schloß macht mit seinen zwei hohen, blauen Türmen einen freundlichen Eindruck. Die schönen schattenreichen Alleen und ebenso die berühmten Wasserkünste sind oft beschrieben worden. Vor allem großartig erscheint der Prinzessin der Anblick der Wasserkünste von dem aus immer grünen Hecken gebildeten sogenannten „Salon" aus, der nach acht Richtungen hin das Auge durch ebenso viele mächtige Alleen auf acht herrliche Marmor-Bassins hinleitet, jedes mit einer Marmorgruppe geschmückt. Die der Andromeda wetteifert mit derjenigen der Latona an Pracht. Andromeda steht inmitten des Bassins an einen Felsen geschmiedet. Über ihr schwebt das Ungeheuer. Seegötter und Meerungetüme ruhen verstreut zwischen Felsen im Kreise. Die Latona-Sage bewährt sich als ein für die Anlage eines plastisch gestalteten Brunnens nicht minder günstiges Kunstmotiv. In der Mitte des Bassins sitzt die Göttin auf einem Felsen, rings um sie her Frösche — die von ihr in solche verzauberten Hirten — und zwar spritzen sie Wasser in solcher Menge gegen Latona, daß dieselbe wie von einer Krystallglocke umhüllt erscheint.

Am folgenden Tage wird „die kleine, aber imposante Stadt

Segovia" besucht, nicht ohne daß auch die königliche Münze, die königliche Merino-Tuch-Fabrik und der Alcazar in Augenschein genommen worden; der letztere, ein festungsartiges kleines auf einem Hügel liegendes Gebäude steht leer, da das darin untergebracht gewesene Militär-Institut ohne Lehrer ist; sie haben sich politisch kompromittiert.

Zurückgekehrt nach San Ildefonso, versäumen die unermüdlichen Reisenden nicht, sich noch am selben Tage in die Geheimnisse der berühmten Glas-Fabrik von San Ildefonso einweihen zu lassen, die übrigens nur „ein weit minder klares Glas, als das böhmische" zu Wege bringt, und dann wird tags darauf mit Sammlung das Schloß in seinen Einzelheiten durchgemustert, in demselben vor allem die von der Königin Christine von Schweden zusammengebrachten Kunstschätze, die man für San Ildefonso später erwarb. — Beiläufig wird auch noch ein Abstecher nach dem in einer Wüste liegenden, schier von der Welt abgeschnittenen Schlosse Rio frio gemacht, angeblich dem Modell des Schlosses von Madrid; „die Zimmer sind weder tapeziert noch möbliert und niemand, als ein Inspektor, bewohnt das Schloß. Es ist nicht zu begreifen, warum man mit so großen Kosten das schöne Gebäude eben dahin gesetzt hat."

Ein zweiter Ausflug hat Aranjuez und Toledo zum Ziel, doch ist er zugleich der Anfang der Heimreise, wenn auch das Geleit des königlichen Paares und der königlichen Angehörigen den Abschied von dem der Prinzessin lieb gewordenen Madrid in etwas erleichtert. Am 8. April nachmittags wird aufgebrochen. Die Fahrt bis Aranjuez dauert 6 Stunden, anfangs geht sie durch eine öde Gegend, dann beginnt Oliven- und Reben-Kultur. „Aranjuez liegt in einem weiten Thale; man fährt, ehe man ans Schloß kommt, durch einen großen Park mit schönen schlanken Bäumen. Der Tajo fließt an dem Schlosse

vorüber. Er ist wie ein Kanal zwischen Mauern eingeschlossen. Man passiert ihn auf einer schönen steinernen Brücke. Das Schloß ist ungeheuer groß, aber freundlich und elegant gebaut." — „Im ganzen," heißt es an einer andern Stelle, „schien mir die Gegend nicht eben romantisch. Der riesige Garten ist eine Art künstliche Gegend zu nennen."

In Toledo, das am folgenden Tage besucht wird, empfangen unter anderm die Herren von der heiligen Hermandad das königliche Paar und seine Gäste. Dieselbe soll, wie man der Prinzessin berichtet, nur noch in Toledo existieren; als die wißbegierige Prinzessin aber Aufschluß über das Wesen der heiligen Hermandad erbittet, zeigt sichs, daß sich nur noch der Name in der Kenntnis der braven Leute von Toledo erhalten hat; es sei eben die heilige Hermandad, lautet allenthalben der lakonische Bescheid. — Besser berichtet man ihr in der berühmten Klingenfabrik von Toledo über alle die Prozeduren, die das Metall geduldig durchmachen muß, bis es in der Form einer Klinge die Biegsamkeit einer Weidenrute erlangt. — Hier in Toledo lernt die Prinzessin auch den Riesentanz kennen, der wiederum das volkstümliche Vorbild für manche Ballet-Episoden unserer modernen Bühnen gewesen zu sein scheint, wie uralt er selber auch sein mag. „Wir waren kaum zu Hause (im erzbischöflichen Palais)," schreibt die Prinzessin, „als man vor den Fenstern des Palastes den Riesentanz vorzubereiten begann. Die Riesen wurden langsam herbeigeschafft. Es sind dies sieben kolossale Schreckensgestalten, vier männliche und drei weibliche, dreimal so hoch, als der längste Mann. Zwei von diesen Figuren sind Mohren, zwei in asiatischer Tracht. Zwei in altmodischen Hofkleidern, alle sechs als Repräsentanten der in alter Zeit bekannten Weltteile. Der einzige Herr ohne Dame soll der — Cid sein. Außerdem giebt es auch noch Riesen-

kinder, Knaben, ungefähr in Manneslänge, mit unförmlichen Köpfen und gräßlichen Perrücken; dann noch ein Ungeheuer mit einem Rüſſel (die Tarasca genannt, Emblem der Ketzerei), auf deſſen Rücken eine kleine weibliche Figur ſitzt (unter dem Namen Anna Bolena bekannt). Um ½4 ging der Tanz an. Nach dem Takt einer höchſt einförmigen Muſik bewegten ſich die Rieſenpaare; dann auch der Cid. Endlich fing das Ungeheuer mit der Anna Bolena an vorzurücken. Es ſtreckte den Hals vorwärts, öffnete den Rachen und ſchnappte nach den Zuſchauern, welche ſchreiend und lachend entſprangen, während die Anna Bolena auf ſeinem Rücken konvulſiviſch herumtanzte." — Fragt man nach dem Zuſammenhange, der zwiſchen Anna Bolena und dem Cid oder den drei Weltteilen der älteren Geographie beſteht, ſo wird man einen ſolchen ſchwerlich zu ermitteln vermögen. Vermutlich ſtammt die Perſonifizierung der Ketzerei durch die unglückliche zweite Gemahlin Heinrich VIII. aus der Zeit, wo die ſpaniſche Geiſtlichkeit die Verſtoßung ſeiner erſten Gemahlin, Katharina von Aragonien, als eine inſonderheit Spanien und die ſpaniſche rechtgläubige Kirche beleidigende Maßnahme bekämpfte, wodurch ihr die Nachfolgerin jener ſpaniſchen Prinzeſſin zum Inbegriff des Ketzertums werden mochte. Sehr alten Urſprungs iſt auch die ſogenannte Meſſe nach „musarabiſchem Ritus," die noch in einer eigens dazu beſtimmten Kapelle des Doms von Toledo geleſen wird; einzig in dieſer Kapelle darf ſie überhaupt geleſen werden und zwar „zum Andenken," ſchreibt die Prinzeſſin, „daran, daß von Zeit der Beſitznahme Toledos durch die Mauren bis zu jener der Wiedereroberung dieſer Stadt durch chriſtliche Könige, eine chriſtliche Gemeinde ſich hier erhalten hatte, welcher in ihrer Abgeſchiedenheit die während deſſen in allen übrigen chriſtlichen Gemeinden vorgenommenen Änderungen an den Zeremonien

des Meßopfers unbekannt geblieben waren. Die musarabiſche Meſſe beginnt mit den rührendſten Stellen aus den Pſalmen; hierauf folgt das Gloria, die Epiſtel, das Evangelium, das Paternoſter. Nach der Wandlung wird das Credo gebetet, wobei der Geiſtliche die heilige Hoſtie in der Hand hält. Man lieſt kein zweites Evangelium, und die heilige Hoſtie wird kurz vor der Zeremonie in ſieben Stücke zerbrochen."

Am 14. April abends ſind die Reiſenden „nach einer fürchterlich heißen Fahrt" wieder in Aranjuez, wo die Bäume dennoch erſt teilweiſe grün ſind, ein auch bekanntlich am Golf Neapels den Nordländer befremdlich anmutendes Maßhalten der Vegetation, das ſehr auffällig abſticht von der Voreiligkeit, mit welcher ſich unter kühleren Himmelsſtrichen die Geſträuche und wohl auch einzelne Bäume unter dem trügeriſchen Einfluſſe einiger warmen Februar- oder März-Wochen belauben.

Von den bis zur Abreiſe noch in Augenſchein genommenen Sehenswürdigkeiten ſei hier nur die königliche Stuterei erwähnt. „In einer Reitbahn wurde dort den einjährigen Füllen das Zeichen von Aranjuez eingebrannt. Die Geſchicklichkeit und Kühnheit der dabei Beſchäftigten iſt außerordentlich. Zuerſt führt man ein altes Pferd herein, welchem gleich eine Menge Füllen folgt. Nun wird eine an einem Stabe befeſtigte Schlinge um den Fuß des erſten beſten Füllen geworfen und dieſes dann zu Boden gedrückt. Manche Füllen wehren ſich gewaltig und ſchleppen die Menſchen, die ſie am Schweife oder an den Ohren feſt zu halten ſuchen, weit mit ſich fort. Sind ſie endlich zu Boden gerungen, ſo wird ihnen mit dem heißen Eiſen das Zeichen eingebrannt, worauf man ihnen die Mähne ſcheert und ſie gehen läßt. Von dieſem Augenblicke an ſind ſie ganz ruhig."

Am 20. April rüſten der Prinz und die Prinzeſſin ſich mit

ihren Leuten zur Abreiſe. Schon tags zuvor hatte die Infantin Luiſe der Prinzeſſin „eine goldne Toilettenſchachtel mit dem Abbilde ihres Armes und einen Ring mit ihren Haaren“ geſchenkt; Don Karlos und die beiden zum Beſuche in Spanien weilenden portugieſiſchen Infantinnen hatten ihr Familienporträts verehrt; der König war überaus herzlich geweſen und hatte zum Prinzen Max mit bewegter Stimme geſagt: „Je vous aime comme mon père; je voudrais que vous fussiez mon père.“ Man wird dieſe Worte um ſo eher für den wirklichen Ausbruch eines tief erregten Gefühls nehmen, wenn man der tödlichen Feindſchaft gedenkt, zu welcher einſt der allmächtige Herzog von Alcudia das Mißtrauen beider Eltern des Königs gegen dieſen, den damaligen Kronprinzen, zu entflammen gewußt hatte. — Prinz Max ſeinerſeits konnte bei dem Abſchiede ſchon deshalb nicht ohne Ergriffenheit bleiben, weil er ſich ſagen mußte, daß er ſeine Tochter Joſepha in dieſem Leben wiederzuſehen kaum hoffen durfte. Und ſo wurde denn, als Vater und Tochter am Morgen des Reiſetages einander zum letzten Male umarmten, vor Rührung kein Wort geſprochen. Die Prinzeſſin ſchreibt: „Papa fiel beim Hinausgehen faſt die Treppe hinab, da ihm Thränen in den Augen ſtanden. Ich hatte glücklicherweiſe noch Kraft genug, um ihn zu halten.“

In der That hat die Königin Joſepha, wie erwähnt, die Ihrigen nicht wiedergeſehen. Schon vier Jahre ſpäter iſt ſie nach zehnjähriger Ehe geſtorben, worauf König Ferdinand jene vierte Ehe ſchloß, auf welche die ſpäteren bekannten Familien- und Parteifehden zurück zu führen ſind.

Zwölfter Abſchnitt.

Nach Paris.

Die Rückreiſe, welche unter Eskorte angetreten wurde, und bei welcher der Marquis Valmediano ſich wieder aller Mühwaltungen aufs Sorglichſte unterzog — „das tägliche Briefſchreiben für den an den König abzufertigenden Kurier fällt ihm ſchwer“ — ging über Toboſo, wo die Prinzeſſin „viele Windmühlen, aber wenig ſchöne Dulcineen“ ſieht, und berührt dann Albacete, wo zehn bis zwölf Männer vom Thore an ſich dem prinzlichen Wagen geſellen und ihm vortanzen. Sie ſind weiß gekleidet, in einer ganz der arabiſchen ähnlichen Tracht, tragen blumenumwundene hohe Mützen und halten die Enden bunter, an einer Stange befeſtigter Bänder in den Händen. Was ſie beim Klange einer Trommel und einer Pfeife an Figuren aufführen, ſcheint den verwandten Tänzen unſrer Ballets geglichen zu haben. Dirigiert wird das Ganze aber durch einen Mann, der ein karrikiert altfränkiſches Hofkleid trägt und einen Stock in der Hand ſchwingt, deſſen Knopf eine kleine Mohrengeſtalt darſtellt. Auch in Almanſa erweiſt man den Reiſenden allerlei Aufmerkſamkeiten, doch iſt die Prinzeſſin durch die Reiſe ſo ermüdet, daß ſie bei der Vorführung der ſtädtiſchen Honoratioren vor Schläfrigkeit ihre „Reiſeſchürze“ abzunehmen vergißt. Im Gegenſatz zu dem bisher in den königlichen Schlöſſern genoſſenen Raumüberfluſſe muß man ſich

diesmal für die Nacht mit einem einzigen Zimmer behelfen, das freilich zwei Alkoven hat. In dem einen ſchläft Prinz Max, in dem andern die Prinzeſſin, und in dem Zimmer ſelbſt ſchlafen die Leute des Prinzen.

Auf dem Wege nach Valenzia bekommt die Vegetation ein ausgeſprochen ſüdlicheres Anſehen; der Kaktus wächſt baumhoch; Feigen-, Dattel- und Ölbäume gedeihen aufs Üppigſte; ganze Felder ſind mit niedrig gehaltenen Weinſtöcken beſtellt und mit Reihen von Aloe eingefaßt. Die Männer tragen grobe weiße Hemden, die unterhalb eines Hüftengürtels bis ans Schienbein hinabreichen und zugleich Hemd und Hoſe bilden. Über die Achſel hängt ihnen ein Stück bunten Tuchs, das ſie bald als Halstuch, bald, beim Tragen von Laſten, als Kopfkiſſen benützen. Jenſeits des Jucar nimmt die Gegend einen noch reicheren Charakter an. Wie in einem wohlgepflegten Garten von Maulbeer-, Zitronen-, Orangen-, Palmbäumen und Silberpappeln liegt der Flecken Alberique mit ſeinen bläulichen moſcheenartigen Kuppeln da. In regelmäßige Vierecke geteilt und ſorglich unter Waſſer geſetzt, kochen Reisfelder in der Sonne.

Ehe der Jucar paſſiert wurde, haben die Reiſenden, während die Fähre ihre Wagen hinüberbrachte, bei ſchallender Militärmuſik in einem Zelte Raſt gemacht und ſich an den Huldigungen einer Anzahl feſtlich geputzter Damen und Herren erfreut. Nun ſie beim Sonnenuntergang die Stadt Valenzia erreichen, wo bereits ihnen zu Ehren Militär am Thore aufmarſchiert iſt, müſſen ſie ſich's gefallen laſſen, in Galawagen zu ſteigen und ſo den Neugierigen der loyalen Stadt ein Schauſpiel zu bieten. Die Straßen, meiſtens lang und eng und voll altertümlicher, oft häßlicher Gebäude, deren Dächer flach ſind, muten die Reiſenden einigermaßen wie eine Brandſtätte an.

Beim Dunkelwerden kommt aber, nach dem Vorbeidefilieren von Militär und Royalisten-Volontärs, dem allseitigen demonstrativ herzlichen Tücherschwenken noch ein glänzendes Feuerwerk zu Hilfe, das zwar die Reisenden durch einige respektwidrig ihnen fast auf die Köpfe niederschwirrende Raketenstöcke in Gefahr bringt, schließlich aber doch, ohne Schaden angerichtet zu haben, zu Ende geht. Der folgende Tag bringt Kirchliches. Zunächst wird der vor drei Jahrhunderten verstorbene heilige Luis Beltran den Reisenden gezeigt; er liegt in einem gläsernen Sarge und „ist etwas vertrocknet, aber ganz unversehrt." In der altertümlichen, reichvergoldeten Domkirche, wohin mit Militärmusik in großer Prozession gezogen wird, empfangen sie dann den Segen des achtzigjährigen Erzbischofs, „der dem verstorbenen Papste Pio VII. gleicht", und nehmen die für sie am Altar ausgestellten vorzüglichsten Reliquien in Augenschein. Um 12 Uhr halten sie Kour, speisen dann mit dem Bischofe von Mexiko und andern Würdenträgern zu Mittag und genießen darauf den Anblick einer echt nationalen Prozession, deren Charakteristisches, wie schon bei frühern Veranstaltungen verwandter Art, die possierliche Seite derselben ist. Es ist die sogenannte Prozession des heiligen Vicente Ferrer und dieselbe ist ihnen zu Liebe auf diesen Tag verschoben worden. Den Zug eröffnen zwei Männer mit Kronen auf den Köpfen und sehr langen Bärten. Ihnen folgen zahlreiche andre mit Fahnen, an deren Stangen Statuen von Heiligen befestigt sind. Diese Stangen balancieren sie auf dem Kinn und auf der Unterlippe. Dann erscheinen Gigantones, „noch scheußlicher als die Toledanischen, die Riesendamen en tête naissante mit Blumen in den Haaren; die Riesenkinder führten eine Art Quadrille auf." Hiermit ist der komische Teil der Prozession zu Ende, ohne daß es der Prinzessin gelungen zu sein scheint, den Sinn dieser

Vorführung zu ergründen — vielleicht ging er, wie in Toledo die eigentliche Bedeutung der heiligen Hermandad, den Nachgebornen im Laufe der Jahrhunderte verloren. — Was weiter folgt, unterſcheidet ſich nicht von den ſonſt herkömmlichen kirchlichen Prozeſſionen, und ſo reiht ſich Ernſtfeierliches unmittelbar an das Burleske.

Am Abend bietet das Theater von Valenzia den hohen Reiſenden das ſchon erwähnte abſonderliche Drama El duque de Sajonia mit dem „Böſewichte" Moritz von Sachſen.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten Valenzias ſei hier nur noch das Porträt des Generals Elio erwähnt, der während der Revolution erdroſſelt wurde. Die Prinzeſſin beſchreibt ihn nach dem, wie es heißt, ſprechend ähnlichen Bilde, als einen blaſſen, hagern Mann mit dem Ausdrucke von Ruhe und Rechtſchaffenheit.

Die ſpitzen, hohen Strohdächer der Bauerhäuſer in der Umgegend Valenzias finden ihr Pendant in allerlei ähnlich ſpitzdachigen Grabmonumenten, welche den dörflichen Kirchhöfen der Provinz ein befremdliches Anſehen geben, ebenſo wie die ſämtlich moſcheenartigen blauen Kuppelkirchen, neben denen häufig ein viereckiger Glockenturm ſteht. In den Kirchen der Provinz ſieht man über dem Altar ſtatt eines Altarbildes oft viele kleine Bilderchen, die in ein reichvergoldetes Altarblatt eingefügt und von dieſem umrahmt ſind.

Die Bäuerinnen Valenzias ſind weiß von Teint und der Mehrzahl nach ſchön; ſie tragen weiße Mantillen, was ihnen ſehr gut ſteht.

Über die Bergfeſte Tarragona hinaus ändert ſich das Koſtüm abermals. Die Frauen tragen ſchwarze, auf dem Hinterkopfe befeſtigte Hauben, von welchen ein Stück breites Band auf die Stirne herabfällt; dazu großglockige Ohrringe.

Die Männer zeichnen sich durch rote Mützen aus, deren Zipfel über die Schulter herabhängen; statt bloß in Hemden zu gehen, tragen sie Hemden, Jacken und Hosen.

So geht die Reise unter immer wechselnden Bildern und Eindrücken in der Richtung auf die französische Grenze weiter, und in Barcelona beginnt schon wieder die Schattenseite und Bedingung des für jetzt in Spanien herrschenden Friedens sich deutlicher zu zeigen: die Stadt liegt voll französischer Truppen und im Hafen flaggt die französische Flotte.

Auch hier wird von der Prinzessin auf die Volkstracht geachtet. Die Frauen tragen weiße Mantillen und kämmen das Haar aus dem Gesicht. Bei den Männern fällt ihr eine eigentümliche pantoffelartige Fußbekleidung auf, Schuhe, die bloß die Spitzen der Zehen bedecken, auf den Seiten den Fuß fast ganz frei lassen und sehr reich gearbeitet sind, so daß man gern auf den Strumpf verzichtet.

Mit Tanz hatte man den Reisenden die steile Einfahrt in Tarragona zu verschönern gesucht; hier darf es zwar auch nicht an Tanz fehlen, aber die Nähe Frankreichs übt ihren Einfluß in der Richtung auf das künstlerisch Abgemessene. Man hat dem königlichen Schlosse gegenüber eine weite Tanzbühne aufgerichtet. Auf dieser produzieren sich nach einander Spanier, Franzosen, Deutsche und — Türken. In einem langen prächtigen Zuge sind sie über den Platz vor dem Schlosse dahergekommen, maskiert, mit Fackeln in den Händen. In ihrer Mitte ein achtspänniger Triumph-Wagen, auf welchem friedlich neben einander drei reich gekleidete weibliche Gestalten thronen: Spanien, Frankreich und Sachsen; eine vierte auf dem Rücksitze gab sich durch die Mauerkrone als die Stadt Barcelona zu erkennen. Einen sehr lieblichen Tanz in Masken führten dann, nachdem sie auf der Bühne gelandet, die Spanier auf; die

Franzoſen — Männer und Weiber in glänzenden Rüſtungen — folgten mit einer graziöſen Amazonen-Schlacht; dann exekutierten die Deutſchen einen ſchönen, kräftigen Kriegertanz; und zuguterletzt, damit auch der nationalen Freude an Späßen ihr Recht werde, machten die Türken Purzelbäume und voltigierten über Tiſche und Stühle.

Auf der Weiterreiſe längs dem Meere „in wahrhaft paradieſiſcher Gegend" gelangen die Reiſenden nach Gerona und Figueras und erreichen am letzten April unterhalb der franzöſiſchen Pyrenäenfeſtung Villa Gardia die Grenze. Hier ändert ſich plötzlich alles: Menſchen und Dinge. Die roten Mützen verwandeln ſich in Hüte, die Mantillen in weiße Hauben, die von Ort zu Ort an verwunderlicher Höhe und Weite zunehmen. Statt der Teppiche ſieht man weiße Fahnen. Sprache, Benehmen, alles iſt anders geworden.

Freilich unterſtützt den günſtigen Eindruck, welchen die Reiſenden von dem mittäglichen Frankreich empfangen, die liebliche Jahreszeit. „Wie herrlich ſchien mir jetzt die Gegend, die ich im Herbſte ziemlich gleichgiltig betrachtet hatte," ſchreibt die Prinzeſſin. Überall ſchmettern Nachtigallen, alles grünt und blüht, und der Segen langer Friedensjahre ſpricht aus der ringsum gartenartig gepflegten Natur. Die Fahrt geht über Narbonne, Carcaſſonne, Toulouſe, Auch, Agen, reinliche, ſchmucke Städte, die von ſchönen, ſchattigen Alleen eingefaßt ſind und deren Umgebung auch durch den Wechſel von freundlichen Landhäuſern, ernſten Schlöſſern mit altfranzöſiſchen Gärten und hochgetürmten Burgtrümmern ſich hier und da zu bunter Mannigfaltigkeit ſteigert. Am Ufer der Garonne ſtellt ſich den Reiſenden der Präfekt von Bordeaux vor, Mr. de Hauſſet, der ſpätere Miniſter Karl X., und empfiehlt ihnen, ſich zur Weiterreiſe bis Bordeaux des für 200 Paſſagiere Raum bietenden-

Dampfboots le duc d'Angoulème zu bedienen, welcher Einladung gern entsprochen wird. Dampfschiffe waren damals noch nichts alltägliches. Das Tagebuch bezeugt dies, denn, von der Ungewöhnlichkeit dieses Verkehrsmittels frappiert, versagt die Verfasserin sich's nicht, das neue Weltwunder wie folgt zu beschreiben: „Inmitte des Schiffs erhebt sich die sehr hohe, eiserne Esse, durch welche der Rauch der im Schiffsraume stehenden, immer glühenden Öfen aufsteigt. Oft sprühen Funken aus dieser Esse. Wir fuhren sehr schnell." Eine weitere moderne Erfindung, der Telegraph, ermöglicht den Reisenden den Genuß eines Rasttags in Bordeaux, indem Prinz Max sonst, um seinen ihm bis Paris entgegengereisten Sohn, den Prinzen Fritz, nicht besorgt zu machen, sich verpflichtet geglaubt hätte, am verabredeten Tage in Paris einzutreffen. Natürlich handelte es sich nur erst um optisches Telegraphieren, und zwar durch Vermittlung des Präfekten, denn die Benutzung dieses Mittels beschleunigten Nachrichtgebens war noch ein Privilegium der Regierung.

Im Theater hat die Prinzessin Gelegenheit, das französische Opern-Publikum als nicht gerade nachsichtig kennen zu lernen. „Man gab die Oper Gulistan," schreibt sie; „der erste Sänger schien mir nicht übel, mißfiel aber dem Publikum, und als er mitten in einer Arie sich räusperte, entstand ungeheures Gelächter und hundert Stimmen ahmten sein Räuspern nach." Vielleicht trug die Abwesenheit der Damen im Auditorium die Schuld an der eingerissenen Rücksichtslosigkeit. Sie besuchten das Theater nicht gern, wie die Prinzessin schreibt, weil die allzugroßen Logen die Absonderung in kleinere, nah bekannte Gruppen erschwerten.

Bis hierher hat das spanische Geleit sich nicht von den hohen Reisenden getrennt. Jetzt übernimmt der französische

Präfekt die Sorge um ihre Beförderung und Unterhaltung. Der Weg geht über Cublac und Angoulème. In letzterer lieblich gelegenen, teils auf einer Höhe, teils am Fuße derſelben gebauten Stadt erhält die Prinzeſſin Gelegenheit einem jungen Mädchen einen wichtigen Dienſt zu leiſten, ihr nämlich behilflich zu ſein, nicht gegen Wunſch und Willen im Kloſter zu bleiben. Mademoiſelle de Caſſarés heißt die junge, unter die Urſulinerinnen geratene Dame. Sie hat zum Kloſterleben nicht die mindeſte Anlage und erſehnt irgend eine Verſorgung, welche ihr die Welt wieder erſchließen könnte. Glücklicherweiſe unterſtützt die Oberin die Wünſche des Fräuleins, ſo daß Prinzeſſin Amalie verſprechen darf, womöglich Rat zu ſchaffen.

Wie ein ſpäterer Zuſatz beſagt, iſt ihr dies in der That gelungen und zwar vermittels der Frau von Üchtritz, welche die Herzogin von Orleans für das kloſtermüde junge Mädchen zu intereſſieren gewußt hat. Die Prinzeſſin ſah Mademoiſelle de Caſſarés im Laufe der Jahre außerhalb des Kloſters wieder, und ſie hatte ſchließlich auch noch die Befriedigung, daß ſich die aus dem Kloſterbann Erlöſte verheiratete.

In Cublacs Nachbarſchaft hatten die Reiſenden das Felſenſchloß beſucht, welches die Sage mit Roland und mit den Haimonskindern in Beziehung bringt. In Angoulème ſehen ſie Trümmer neuerer Art: Eine während der großen Revolution bis auf den Grund verwüſtete, einſt ſehr umfangreich geweſene Kirche, deren winzige Reſte, ſoweit ſie erhalten ſind, noch zum Gottesdienſte benutzt werden. Aber wenn dieſe Überbleibſel einer welterſchütternden Geſchichtsperiode und nicht minder der Anblick des einundneunzigjährigen Biſchofs Gavais, der alle jene Stürme miterlebte, das fröhliche Geſicht der rings im Frühlingsſchmucke prangenden Landſchaft einigermaßen verdüſtern wollen, ſo bläſt die Militär-Muſik während der heiligen

Meſſe faſt ironiſch dazu die traurige Weiſe „mich fliehen alle Freuden!“ und die Prinzeſſin findet ohne Zweifel, wie ſchon in Spanien, daß man, um ſich friſch empfängliche Sinne auf Reiſen zu bewahren, den bunten Wechſel aller Dinge, ohne ihm grillenhaft nachzugrübeln, hinnehmen muß, wie er ſich eben giebt.

Allen dieſen Städten rühmt ſie einen ihnen in auffallender Weiſe eignen Reiz nach: ſchöne öffentliche Promenaden.

Eine Woche lang haben die Reiſenden jetzt ſchon Frankreich durchſtrichen, nachdem anderthalb Wochen nötig geweſen waren, um ſie nur wieder aus dem ſchönen Spanien herauskommen zu laſſen, und immer liegt Paris noch in weiter Ferne. Aber als man über das wegen ſeiner Meſſerfabriken berühmte Städtchen Chatellerault hinausgelangt iſt, winkt bald auch von Weitem die mächtige Kathedrale von Tours, und nun kommt atemlos der Präfekt dieſer Stadt „aus großer Attention“ mit der Botſchaft herangeſprengt: Prinz Fritz ſei auch ſoeben in Tours angekommen. Daß es auf eine freudige Überraſchung abgeſehen war, iſt dem Präfekten augenſcheinlich ganz entgangen. Glücklicherweiſe hat auch die Vorfreude ihren Wert und ſo geſtaltet ſich das Wiederſehen der ſo lange getrennt Geweſenen nicht minder fröhlich.

Daß man am nächſten Tage, als die jetzt Vereinten die heilige Meſſe hören, während derſelben durch die Regimentsmuſik faſt das ganze matrimonio segreto exekutieren läßt, mag dem zerſtreuten Präfekten nicht minder zu danken geweſen ſein, wenn ſchon das Tagebuch ſich aller desfallſigen Vermutungen enthält.

Von der lieblich an der Loire gelegenen, durch eine lange ſtattliche Hauptſtraße ausgezeichneten Stadt Tours geht die Reiſe nun immer nahe dem Fluſſe fort. Zierliche Landhäuſer

mit ſauberen blauen Dächern deuten auf Wohlſtand, und die hier und da von felſigen Höhen herabblickenden alten Schlöſſer — unter ihnen Amboiſe — beginnen an Ereigniſſe denkwürdiger Art aus den Zeiten der Glaubenskämpfe zu erinnern. Drüben die in Trümmern liegende Brücke bezeichnet die Stelle, wo Heinrich IV. auf dem Punkte war, von den Soldaten der Ligue gefangen genommen zu werden, und jetzt gewahrt man auch das verrufene Schloß Blois, das für ein Neſt von Erinnerungen aus jener Zeit der Schrecken gelten kann. Es iſt oft beſchrieben worden, und man weiß, daß ſeine vier Flügel auch in baulicher Beziehung von hohem Intereſſe ſind; ein Graf von Blois baute den älteſten, die andern drei fügten im Laufe der Zeit Franz I., Ludwig XII. und Gaſton d'Orleans hinzu. „Eine altertümliche Wendeltreppe," ſchreibt die Prinzeſſin, „führt zunächſt in den Wachtſaal, dann in das Betſtübchen und das Zimmer der Marie von Medici. In letzterem zeigte man uns das Fenſter, aus welchem dieſe Königin ſtieg, um der Gefangenſchaft zu entfliehen. In der Salle des états bemerkte ich den Fleck, wo der (nun zugemauerte) Kamin ſtand, an welchem der Herzog von Guiſe ſich wärmte, als man ihn zu Heinrich III. (zum Tode) rief. Die Wendeltreppe vor der Thür des Königs, auf welcher der unglückliche Herzog ermordet wurde, iſt vermauert. Mit Schauder betrat ich das kleine Gewölbe der Oubliettes, in deſſen Mitte ein tiefes Loch zu ſehen iſt, in welches man die Gefangenen warf, die ſodann auf unten befeſtigten Meſſern ihren Tod fanden. Nahe hierbei iſt ein Gefängnis. Dem Lichte iſt es ganz unzugänglich und dabei ſo klein, daß man darin nicht liegen kann. In dieſem war der Herzog von Guiſe gefangen."

Die nächſte große Stadt auf dem Wege nach Paris iſt Orleans, auf deren Marktplatz die Jungfrau von Orleans ein

bronzenes Denkmal hat, „nachdem man sie bei Lebzeiten der Wut ihrer Feinde preisgegeben hatte.“ Da die Bourbonen jetzt am Regimente sind, hält sie eine weiße Fahne in der Hand, welche sie aber ohne Zweifel im Laufe der wechselnden Zeiten mit andersfarbigen Fahnen vertauschen wird.

Auf der letzten Poststation vor Paris machen die Reisenden die Bekanntschaft der dames de la halle. Eine Anzahl derselben hat sich von ihren Fischen getrennt, um den hohen Herrschaften Blumensträuße zu überreichen, wobei sie „baren Unsinn mit wahrhaft komischer Würde und erhabnen, oft poetischen Ausdrücken“ zu verbinden wissen. Die ihnen dafür von der prinzlichen Dienerschaft gespendete klingende Belohnung mochte, wie die Prinzessin vermutet, einer dieser Damen nicht splendid genug scheinen, was sie in folgendem Bombast zu verstehen gab: „Monseigneur! On ne suit pas du tout vos ordres, et ils sont pourtant aussi justes que votre belle âme.“

Die hohen Reisenden beabsichtigten ihr Inkognito zu bewahren, was aber nicht hinderte, daß sie in ihrem Hotel (de Castille, Rue Richelieu) bereits einen königlichen Kammerherrn wartend fanden, der sie im Namen Karls X. auf den folgenden Tag nach St. Cloud einlud.

Paris hat seit dem Jahre, aus welchem die Pariser Aufzeichnungen des Tagebuchs datieren, sehr viele Umwälzungen über sich ergehen lassen müssen. Die meisten, die Stadt selbst betreffenden, waren Verbesserungen, so daß an den Schmutz, den die Prinzessin in den Pariser Straßen, neben der erfreulichen Verkehrs-Ungeniertheit, in erster Linie erwähnt, ein heutiger Reisender fast nicht mehr zu glauben vermag. Was der Fremde jedoch heute dort an Kunstwerken und merkwürdigen Gebäuden, sowie an Naturschönheiten bewundert, war auch zu jener Zeit schon größtenteils vorhanden. Das hierüber anderweitig oft

genug Erzählte und Berichtete macht die Mitteilung der darauf bezüglichen Aufzeichnungen des Tagebuchs überflüſſig. Auch was die Theater damals an Kunſtgenüſſen boten, kann hier bis auf weniges übergangen werden. Neu war in jenen Tagen Aubers Maçon (Maurer und Schloſſer), und Nourrit als Maçon wie Mademoiſelle Pradher als Türkin fanden großen Beifall. — Mademoiſelle Mars, deren Tochter ſchon damals auf dem père la chaise ruhte, hatte ihren bekanntlich bis in ihr achtes Lebensjahrzehnt erfolgreich durchgeführten Widerſtand gegen die Verheerungen des Alters mit Energie begonnen und ſpielte trotz ihrer fünfzig Jahre jugendliche Rollen. „Die Stelle in der Jeunesse de Henri V., wo der Liebhaber zu ihr ſagt: ‚On n'est pas plus jolie!‘ wurde beklatſcht, und wirklich mit Recht,“ urteilt die Prinzeſſin, „denn ſie ſah ſehr hübſch aus. Sie hat ſich ſeit 1813 womöglich im Spiele noch vervollkommnet, iſt aber bei weitem nicht mehr ſo gut von ihrer Umgebung unterſtützt. Armand, der noch mit ihr ſpielte, hat ſeit 1813 viel verloren.“ In der großen Oper hört die Prinzeſſin zum erſtenmale Gluckſche Muſik, leider nur den Schluß des Orpheus, findet aber an den Darſtellern kein Gefallen. „Sie ſchrieen ſehr ſtark und ſpielten im Geſchmack der franzöſiſchen Tragödie, wanden ſich und krümmten ſich gewaltig.“ — Entzückt iſt ſie dagegen von den Leiſtungen der kleinen Truppe der Variétés, unter denen ſie Potier und Brunet auszeichnet.

Dieſe Truppe ſieht ſie denn auch bei Hof ſpielen, und zwar giebt man Le conscrit und Le bénéficier. „Es iſt nicht möglich,“ ſchreibt die Prinzeſſin über Potier, „komiſcher, natürlicher und dabei weniger trivial zu ſpielen, als dieſer Schauſpieler, der das Lachen und Weinen der Zuſchauer ganz in ſeiner Gewalt hat. Der gute alte König lachte recht von Herzen, obgleich er ſonſt der Zerſtreuungen dieſer Welt ziemlich über-

drüssig scheint und seine Abende meist bei einer Partie Reversé zubringt."

Über den Besuch in St. Cloud schreibt die Prinzessin weiter:

„Wir wurden in einen sehr eleganten Saal geführt und wenige Augenblicke später rief man uns zum Könige. Die Gräfin Damas, Schwiegermutter des Ministers des Äußern, begleitete mich, um mich (da wir in Paris inkognito waren) zu präsentieren. Der König empfing uns sehr freundschaftlich. Er erinnert mich im Jüngeren sehr an unsern Großonkel, besonders an den Herzog Albert (zu Sachsen-Teschen, Bruder Maria Josephas, der Mutter Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X.). Wir gingen darauf zu dem Dauphin (Herzog von Angoulème, geb. 1775) und zu den Prinzessinnen. Der Dauphin ist nicht schön, geht gebückt, sieht fast älter aus als sein Vater und ist beim ersten Auftreten sehr verlegen; dann aber hat er etwas recht Gutmütiges und Natürliches. Die Dauphine (Herzogin von Angoulème, Maria Theresia Charlotte, Tochter Ludwigs XVI., geb. 1778) ist für ihr Alter noch eine schöne Frau, eine majestätische Gestalt, etwas Männliches, sehr liebenswürdig, aber ernst; ich bin jetzt mit ihr noch ein wenig schüchtern. Ein allerliebstes Wesen ist die Ducheſſe de Berry (Marie Karoline, geb. 1798, Tochter des Königs beider Sizilien, Franz I.). Sie ist nicht eben hübsch (sie hat die österreichische Physiognomie), aber dabei so lebhaft, heiter und angenehm, daß sie allen, die sie sehen, gefallen muß. Rührend ist ihre Gefälligkeit und Aufmerksamkeit für den alten Schwiegervater, der sich aber auch in ihrer Gesellschaft zu verjüngen scheint. Ihre Kinder (Luise Marie Therese von Artois, geb. 1819, und Henri, Herzog von Bordeaux, geb. 1820, sieben Monate nach der Ermordung des Herzogs von Berry) sind sehr niedlich, besonders

die Tochter; der kleine Bordeaux ſpricht noch wenig. — In den Zimmern der Dauphine fiel mir ein Bild auf: Ein junges Mädchen (die Dauphine) knieet, ganz in Thränen aufgelöſt, neben einem Grabhügel, auf welchem ein einfaches ſchwarzes Kreuz ſteht. — Wir aßen ganz allein beim Könige, eine Ehre, die bis jetzt, außer Perſonen aus regierenden Häuſern, nur noch zwei Männern, zu teil geworden iſt: Metternich und Wellington.“ Gegen das frühere ſtrenge Zeremoniell des franzöſiſchen Hofs allerdings ein großer Abſtand. Ein Berichterſtatter, den der Rheiniſche Antiquarius zitiert, hat les trois princes royaux de Saxe et de Pologne noch à la table du premier maître de l'hôtel in Verſailles beköſtigen ſehen, weil das Hofzeremoniell verbot, daß ſie ſelbſt auch nur mit der Dauphine, ihrer Schweſter, an derſelben Tafel ſpeiſten, von dem König ganz zu geſchweigen.

Bei dem Beſuche, welchen die Reiſenden dem kleinen Trianon von Verſailles abſtatten, giebt das Tagebuch die Beſchreibung eines Miniatur-Dorfs, das einigermaßen dem damals in den Gärten von Spaniens Luſtſchlöſſern üblich geweſenen Genre von Überraſchungs-Spielereien geglichen zu haben ſcheint. An einem Miniatur-Bache maleriſch gelegen, breitet ſich das Dörfchen in behaglicher Fülle aus; ein Kirchlein, eine Mühle, die Wohnung des Pfarrers, das Haus des Gutsherrn — nichts iſt vergeſſen.

Eine heimiſche Saite klingt wiederum im Gemüt der Prinzeſſin an, als ſie im Grand Trianon vor dem Porträt der 1805 verſtorbenen Komteſſe d'Artois (der Gemahlin Karls X., Maria Thereſia von Savoyen) ſteht; „ganz wie unſere ſelige Tante Marianne!“ ruft ſie aus.

Unter den zahlreichen Perſonen, welche den hohen Reiſenden ihre Aufwartung machen, iſt auch Fürſt Talleyrand. Die Prin-

zessin stellt über ihn folgendes kurze Signalement aus: „Er hat ein Paar kleine blitzende Augen, und es ist wohl nicht leicht möglich, häßlicher zu sein.“

Über ein Diner in Neuilly beim Herzog von Orleans, dem späteren König Louis Philipp, damals 52 Jahre alt, heißt es:

„Um 5 Uhr (am 12. Mai) fuhren wir nach Neuilly. Man kann sich nicht leicht eine liebenswürdigere Familie als die des Herzogs denken. Er selbst erschien einige Augenblicke später, als die übrigen, denn da er Papa in Uniform hatte kommen sehen, ließ er sich rasch umkleiden. Er scheint das Bild eines liebenden Familienvaters, ein großer starker Mann mit kleinen klugen Augen, einer nicht eben schönen, aber geistreichen und sehr angenehmen Physiognomie — französische Liebenswürdigkeit. Aus seinem Betragen gegen die Herzogin (Marie Amélie, damals 43 Jahre alt, Tochter Ferdinand IV., Königs beider Sizilien) scheint hohe Achtung und dankbare Erinnerung, daß sie ihn wählte, als er arm und flüchtig war, hervorzuleuchten. Die Herzogin, eine durchaus erzherzogliche Gestalt (ihre Mutter war eine Tochter Maria Theresias), verbindet den feinsten Ton mit einer außerordentlichen Gutmütigkeit. Sie hat unendlich viel von chère tante Therese (der Tochter Kaiser Leopolds). Ihre acht Kinder sind fröhlich und wohlerzogen. Der älteste Sohn Chartres hat eine offne ehrliche Miene. Weniger hübsch ist sein Bruder Nemours; der kleine Joinville mit dunklen Haaren und großer Munterkeit ist allerliebst. Den Kreis schließt Mademoiselle d'Orleans (Adelaide, geb. 1777), Schwester des Herzogs. Ich war sehr neugierig, sie zu sehen, da Frau von Genlis ihrer so oft erwähnt, und ich fand, daß sie von ihr nicht zu viel gesagt hat. Mademoiselle d'Orleans ist nicht mehr jung, groß und stark, etwas braun, und ist wohl nie schön gewesen, aber es ist kaum möglich Verstand, Herzensgüte und Anspruchs-

losigkeit in höherem Grade zu vereinigen. Sie beschäftigt sich mit der Erziehung ihrer Nichten und soll ihnen selbst Unterricht auf der Harfe geben. Die beiden älteren, Luise und Marie, fand ich später Gelegenheit, zu sprechen. Sie sind wohlerzogen und graziös, ohne eben schön zu sein. Sie werden, wie die Herzogin mir sagte, bald eine Reträte anfangen, um sich auf ihre erste Kommunion vorzubereiten."

Es kommen dann noch einige Nachtisch-Gäste, darauf folgt ein kleines Konzert mit Donzelli, Levasseur und den Damen Cinti und Schiasotti und erst nach Mitternacht wird aufgebrochen. „Wir hatten einen höchst angenehmen Abend zugebracht," schließt der Bericht; „man fühlt sich so wohl unter diesen Menschen."

Die Kirche Ste. Geneviève — das jetzige Pantheon — giebt bald darauf Gelegenheit, die wieder zur Herrschaft gelangte Bourbonen-Dynastie auch in monumentaler Weise verherrlicht zu sehen. Eben waren die Plafond-Bilder dieser Kirche, die ja bei jedem Wechsel des Regiments auch ihre Bestimmung wechselt, fertig geworden: Die in den Wolken schwebende heilige Genoveva als Patronin der Stadt; anbetend zu ihr aufblickend Clodwig und die heilige Clothilde, Karl der Große und Hildegard, der heilige Ludwig und Margarethe von Provence, endlich Ludwig XVIII., die Dauphine und der Herzog von Bordeaux.

Bei der Herzogin von Berry, die den sächsischen Gästen ein Diner in den Tuileries giebt und bei dieser Gelegenheit die Prinzessin mit einer kleinen Dose und einer Tasse, worauf ihr Landhaus Rosni, beschenkt, sieht die Verfasserin des Tagebuchs ein Porträt des Herzogs von Berry, dessen Ermordung im Jahre 1820 damals noch frisch in aller Gedächtnis war, wennschon die politische Bedeutung seines Todes durch die Geburt des Herzogs von Bordeaux abgeschwächt erschien. „Ich sah

ein Porträt des armen duc de Berry in Lebensgröße," schreibt die Prinzessin, „der aber von etwas plumper Gestalt und wenig distinguirtem Äußern muß gewesen sein."

Von sonstigen Personen der königlichen Familie erwähnt die Prinzessin noch des Herzogs von Bourbon Condé, „einen sehr alten und stillen Mann, der sehr gebeugt aussieht." Mit diesem Greise ist bekanntlich die Linie Bourbon-Condé erloschen. Er ward am 27. August 1830 erhängt in seinem Zimmer gefunden. Ob er sich selbst das Leben genommen hat, darüber ist lange gestritten worden; Zweifel daran waren nie ganz zu unterdrücken. Er war 1756 geboren, heiratete Luise Marie Therese Mademoiselle d'Orleans, welche ihm 1772 den Herzog von Enghien gebar. In zweiter Ehe — die erste war 1780 gelöst worden — lebte er mit einer Brittin. Sie und der junge Herzog von Aumale waren seine Erben. Militärischer Sinn und aristokratischer Stolz waren seine hervorragendsten Eigenschaften.

In der Deputierten-Kammer sieht Prinzessin Amalie unter andern den General Foy, „der einem Italiener gleicht und dessen Gesicht etwas Geniales hat;" er starb im selben Jahre; dann Benjamin Constant, „schon alt, mit halb blondem, halb grauem Haar, klein, etwas stark, sehr gelassen;" ebenso Minister Villèle, „klein, braun, nicht distinguirt, sehr lange Nase." Von Rednern hört sie Casemir Périer, der über die schlechte Beschaffenheit der Landstraßen donnert. Die „Fürstin von Wagram" (Witwe Berthiers), welche der Prinzessin an der Tafel des Grafen Bray vorgestellt wird, schildert sie als „sehr liebenswürdig und mit ganz französischer Tournüre, auch von schöner Gestalt, aber häßlich von Gesicht."

Auf dem Kirchhofe Père la chaise werden die Reisenden von einem Manne herumgeführt, der sie für Protestanten hält

und sich daher angelegen sein läßt, ihnen alle Gräber von Protestanten zu zeigen; daneben weiß die Prinzessin selbst herauszufinden, was Interesse verdient. Auch diese Sehenswürdigkeit der Seine-Metropole ist oft besucht und beschrieben worden. Die Gräber Abaelards und Heloises, Deslisles, Molières, La fontaines, Grétrys und Méhuls fesseln die Teilnahme der Prinzessin nicht minder, wie das Denkmal Labédoyères, der erschossen wurde, weil er zu Napoleon überging, und dessen weinende Gattin mit ihrem Kinde auf dem Relief des Denkmals abgebildet ist, dazu die Worte gesetzt sind: L'amour pour mon fils peut seul me retenir à la vie. Auf Neys Grab, welchem seine Anhänglichkeit an den Kaiser gleichfalls das Leben kostete, vermißt die Prinzessin so Stein wie Inschrift. Bei Erwähnung der zahlreichen andern dort bestatteten Marschälle und in Sonderheit des Grabmals von Marschall Davoust schreibt sie, alter, böser Zeiten gedenkend, „es machte mir doch einen sonderbaren Eindruck, die letzte stille Ruhestätte dieser Leute zu sehen, von welchen noch vor wenigen Jahren ganz Europa sprach."

Einer der berühmtesten Marschälle Napoleons, Marschall Soult, hat, wie bekannt, bei Gelegenheit seiner Kämpfe gegen Wellington in Spanien und Portugal noch Muße gefunden, aus den dortigen Schlössern und Kirchen sich eine Privatsammlung erlesener Kunstschätze zusammen zu stellen. Die Prinzen und die Prinzessin werden jetzt von ihm selbst in seiner Gemälde-Galerie umhergeführt und er übernimmt auch die Erklärung der Meisterwerke. Die Prinzessin beschreibt ihn als „einen großen, starken, ältlichen, sehr artigen Mann."

Dreizehnter Abschnitt.

Die Rückreise.

Am 17. Mai wird über Raincy — dessen schöner Park damals dem Herzog von Orleans gehörte — die Rückreise angetreten und über Meaux, Verdun und Metz fortgesetzt. Bei St. Avold kommen die Reisenden an einem mit Gebüschen bestandenen Höhenzuge vorbei, der „schon ganz vaterländisch aussieht." Man fängt an, deutsche Hausschilder wahrzunehmen und hört bald nur noch deutsch reden. Dann geht's, kurz vor Saarbrücken, nach Deutschland hinein. Sofort beginnt es der Prinzessin gemütlich zu werden, allerdings auf Kosten des Comforts. Über das für die Reisenden sich öffnende Quartier in Saarbrücken schreibt sie: „Durch die Küche gelangten wir in unsere Wohnungen." Eine Galerie geht rings um den Hof des Gasthauses, „so daß man wie von einer Theatergalerie herab dem Treiben der Küchengrazien zusehen konnte." Dieselben glaubten übrigens, für ein gekröntes Haupt den Spieß zu drehen und das Hackmesser zu schwingen, „denn es hatte sich das Gerücht verbreitet," schreibt die Prinzessin, „wir führten den König von Spanien mit uns, und so fragte ein Mann den Hofrat Erdmann: Sind Sie Se. Excellenz der König von Spanien?"

Durch den Anblick von Storchnestern auf hohen Stangen mitten in den Feldern werden die Reisenden erfreut, als sie die

Saar passiert haben, nicht minder durch Wälder von Schwarzholz — „die ersten seit sieben Monaten.“ Dagegen protestiert die Prinzessin vergebens unweit Kirchheim-Poland gegen die Kapriolen eines der ihrem Wagen vorgespannten deutschen Pferde, das nie früher im Geschirr ging und seinen Kollegen endlich richtig verführt, samt Wagen, Prinzessin und Papagei, — die Übrigen waren zu Fuß vorauf — querfeldein in ein Haferfeld einzubiegen, wo sich die beiden Rosse glücklicherweise so wohl fühlen, daß die geängstigten Passagiere sich aus dem Wagen retten können. Ebenso gnädig läuft gleich darauf die Attacke eines Truthahns ab, der die in einen Bauerhof geflüchtete Prinzessin und ihren Papagei in einer heftigen Zorneswallung aus demselben wieder vertreiben will.

Weiter gehts über Alzey ins schöne Rheinthal, wo im fernen Odenwalde „der Ritter Rothstein spukt;“ bei Mainz wird der Rhein passiert und so gelangt man unter freudigem Beachten der saubern Dörfer und des zunehmenden Wohlstandes nach dem behäbigen Frankfurt, dessen verschönerte Straßen die Prinzessin freilich kaum wiedererkennt, wennschon sie sich beim Erblicken des Sandhofs dankbar „des guten Fürst-Primas erinnert, der uns, als wir Kinder waren, dort ein Fest gab.“ Im Römer beschleicht sie unter den historischen Denkmälern des Kaisersaales, beim Anblick der Kapsel einer ägyptischen Mumie, die Frage, ob dieselbe etwa „als Symbol des deutschen Reichs“ gelten solle? — Vor einem Bilde des Fürsten Metternich sieht sie den Krösus Frankfurts Thränen der Rührung vergießen. Aber trotz diesem „seinem Gönner,“ wie er den Fürsten nennt, dargebrachten Dankbarkeitstribut faßt die Prinzessin das Verhältnis, in welchem der alte Millionär zu seinem eigenen Midastum steht, als ein halb humoristisches auf: „Sein Reichtum scheint ihn mehr zu amüsieren, als daß er ihn stolz macht.“

In Gotha wird der Herzogin-Witwe ein Besuch in ihrem Gartenschlosse abgestattet — die letzte Übriggebliebene ihres Hauses. Sie scheint der Prinzessin „ruhig und ergeben in ihr trauriges Schicksal." In Weimar begrüßen die Reisenden „die liebe, alte Herzogin" und empfangen den Besuch des Großherzogs, den sie sehr gealtert finden.

Am 26. Mai 1825 gelangen sie abends nach dem traulichen Pillnitz zurück.

Hier haben inzwischen die von dem König gehegten Pläne wegen einer Wiederverheiratung des 66jährigen Prinzen Max festere Gestalt gewonnen, und im November des nämlichen Jahres bekommt Prinzessin Amalie in der Prinzessin Marie Luise von Parma, Tochter des Königs Ludwig von Etrurien, eine Stiefmutter. Dieselbe ist erst 23 Jahre alt, demnach acht Jahre jünger, als Prinzessin Amalie. Da sie eine geschickte Klavierspielerin und Sängerin ist, so findet die Verfasserin des Tagebuchs später häufig Gelegenheit, über gemeinsam veranstaltete Aufführungen und über gemeinsames Musikūben zu berichten. Wie es in der Art der Lustspiel-Dichterin liegt, entgeht ihr übrigens auch nicht ein drolliger Zug, der bei dem ersten Eintreffen der jungen Stiefmutter dem monotonen Begrüßungs-Zeremoniell einige Lebendigkeit giebt. „Als die Königin sie (die Prinzessin Luise) umarmte," heißt es im Tagebuche, „blieben sie mit den Locken an einander hängen — was die Bekanntschaft erleichterte." Die Schleppe der Braut trägt wiederum Prinzessin Amalie.

Aus dem nächsten Jahre (1826) ist einer in Gegenwart der Prinzessin Amalie und des Prinzen Johann im Hoftheater vorfallenden Demonstration zu erwähnen. Ein Teil der Dresdner

Kritiker hatte sich über die Aufführungen Calderonscher Stücke als unzeitgemäß geäußert. Viele Theaterbesucher teilten diese Ansicht und pochten am 8. Januar die am 2. Januar schon mißfällig aufgenommene „Dame Kobold“ so lärmend aus, daß die Aufführung unterbleiben mußte.

Häufig besucht der Hof jetzt das kleine Theater am Lickeschen Bade. Schon seit geraumer Zeit hat Weber, trotz Morlacchis Einspruch, auch die italienische Truppe dahin gebracht, sich für diese dürftigen Räume nicht als zu vornehm zu halten. Sein im Juni 1826 aus England gemeldeter Tod versetzt alles in Trauer.

Im Januar des folgenden Jahres (1827) beginnt die eiserne Gesundheit des alten Königs ins Wanken zu kommen. Die Prinzessin sieht ihn fast nur noch, wenn er in seiner Sänfte aus dem Schlosse durch den brückenartigen Verbindungsgang in die Kirche getragen wird. Am 26. April fährt er wieder auf die Jagd, verfällt aber am 2. Mai in einen lethargischen Schlaf, erhält am selben Tage die letzte Ölung, am 4. vom Bischof die General-Absolution und stirbt am 5. „Ich ging noch einmal ins Schlafzimmer, um ihn zu sehen,“ schreibt die Prinzessin, „er war unverändert und eine schöne Leiche.“

Seit seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum waren neun Jahre verstrichen. Das plötzliche Ende einer so langen, noch dazu durch strenges Festhalten an überkommene Formen charakterisierten Regierung mußte manche Besorgnisse wachrufen.

Die Prinzessin empfängt denn auch von der allgemeinen Bestürzung bei dem nun eingetretenen Tode des hochbetagten Königs den Eindruck, als habe „alles den Kopf verloren.“ Dies beschränkt sich aber augenscheinlich nur auf die nächste Umgebung. Die Zivil- und Militärbehörden begeben sich in herkömmlicher Weise zu dem Thronfolger, dem greisen Prinzen

Anton, der wohl kaum noch geglaubt haben wird, die Krone tragen zu müſſen, und leiſten ihm den Eid der Treue.

Im Laufe der nächſten Monate zeigt ſich denn auch, daß die Veränderung vor der Hand keine tieferen Erſchütterungen in ihrem Gefolge zu haben braucht. Im Oktober wird im Paradeſaal des königlichen Schloſſes ſeitens der Stände gehuldigt; ebenſo in der (damaligen) Bildergalerie ſeitens der Stadt. Im ſelben Monate aber erkrankt während der Leipziger Huldigungen daſelbſt die eben erſt Königin gewordene chère tante Thereſe in bedenklicher Weiſe. Prinzeſſin Amalie erbittet und erhält die Erlaubnis, nach Leipzig reiſen und ſie pflegen zu dürfen. Der Zuſtand der Kranken verſchlimmert ſich aber immer mehr, und am 7. November entſchläft ſie in Gegenwart ihres Gatten und ihrer Nichte. Sie war 40 Jahre vermählt und wurde 60 Jahre alt.

Schon im nächſten Jahre (am 15. November 1828) folgt ihr die verwitwete Königin Marie Amalie Auguſte, im Alter von 73 Jahren. Und wieder ein Jahr ſpäter (am 17. Mai 1829) endet, wie erwähnt, in Madrid die jüngſte Tochter des Prinzen Max ihren Lebenslauf.

So vielen Trauerfällen ſteht am Dresdner Hofe glücklicherweiſe das frohe Ereignis der Geburt eines Prinzchens gegenüber, nachdem das erſte Kind, welches die Prinzeſſin Johann ihrem Gatten nach fünfjähriger Ehe gebar, ein Töchterchen geweſen iſt. Das für die Thronfolge ſo bedeutſame Ereignis der Geburt eines Prinzen wird um die Mitternachtſtunde des 23. April 1828 nicht nur durch Kanonendonner gefeiert, ſondern mitten auf der Dresdner Elbbrücke veranſtaltet eine heiter angemutete Geſellſchaft auch noch ein allſeitiges Champagner-Traktement. Der König und Prinzeſſin Amalie ſind am 24. Paten und halten den kleinen Prinzen über die Taufe, durch

welche er den Namen Albert empfängt. Die übrigen Paten sind Königin Therese von Bayern, Karl von Lucca, Kronprinz und Kronprinzessin von Preußen und Prinz Karl von Bayern. Abends ist Galatheater. Man spielt die Jungfrau von Orleans mit Fräulein Gley in der Titelrolle und mit Emil Devrient als König.

Ein anderes im Tagebuch verzeichnetes Ereignis, aber eins, das für die königliche Familie leicht hätte verhängnisvoll werden können, gehört noch in die Zeit der Huldigungen mit ihren Aufregungen: Nachdem man eben in Schandau ein großes Diner eingenommen hatte, das die Königin gab, stellte sich heraus, daß ein Verrückter dasselbe zubereitet hatte — der neue königliche Koch! Angst und Teilnahme haben sich bei dieser Nachtisch-Kunde jedenfalls die Wage gehalten, bis das allseitige Ausbleiben irgendwelcher Vergiftungssymptome gestattete, die Teilnahme für den plötzlich um seinen Verstand Gekommenen allein walten zu lassen.

Ein andrer, nur geringfügiger Unfall, der aber doch Zeitlebens der Prinzessin Amalie am Kopfe eine schmerzhafte Empfindung hinterlassen hat, — in der Dresdner katholischen Kirche das Zuwerfen der Tribünenthür im Augenblick, als sie zu den Exequien der Königin in die Tribüne trat, — wird von ihr auf Rechnung der doppelten Schleier geschrieben, welche vorschriftsmäßig zum Trauerzeremoniell gehörten und hinter denen man schier nichts von den Dingen um sich sehen konnte. Als Beitrag zu andern kulturhistorischen Studien dieser Art sei hier erwähnt, daß in den ersten Stunden nach dem Tode des alten Königs folgende Trauer-Äußerlichkeiten beachtet werden mußten: Es wurde von den Damen (da man in Pillnitz war) „für einstweilen Halbtrauer angelegt; den Herren wurden Fracks und Pantalons erlaubt." Später bei den Vigilien für den König heißt es

dann: „Wir trugen Tuchkleider und doppelte Schleier.“ Am 7. Oktober — fünf Monate nach dem Tode des Königs — folgt die Notiz: „Die Trauer wechselte. Die Damen trugen seidne Kleider mit schwarzem Krepp.“ Und endlich, was die Trauer auf dem Lande betrifft: „Die Trauer für den König wurde in Pillnitz nur in grauer Farbe getragen.“ Als die Königin-Witwe gestorben ist, heißt es: „Die Männer trauern in rauhem Tuch und Pleureusen, die Damen in Tuch und großem Schleier, aber ohne Schneppe, welche abgeschafft ist.“

Bevor von der nächsten italienischen Reise der Prinzessin das Wesentliche mitgeteilt wird, sei hier noch einiger Besucher gedacht, die in dieser Zeit am sächsischen Hofe einsprachen und ebenso der bedeutenderen Künstler, welche die Prinzessin zu sehen oder zu hören Gelegenheit hatte. Unter letzteren waren Paganini, Reißiger, der in Webers Stelle gerückt war, und Hummel, der unter anderm über ein ihm von dem Könige aufgegebenes Thema, die Romanze aus Isolina, auf dem Flügel phantasierte. Tieck las öfter bei dem Prinzen Johann und ebenso bei Prinzessin Auguste.

In den „Erinnerungen einer alten Dresdnerin“ hat Frau Börner-Sandrini auch der von Prinzessin Amalie damals oft veranstalteten musikalischen Abende gedacht, bei denen außer einigen Künstlern Prinzessin Amalie, Prinz Friedrich August (angenehmer Baß, anmutige Gesangsweise, Mieckschs Methode) und Prinzessin Luise (die zweite Gattin des Prinzen Max) mitwirkten. Der letzteren wird eine kräftige Altstimme und echt italienische Methode nachgerühmt. Sie hatte „dunkle Locken, blitzende Augen und südliche, scharf gezeichnete Züge, war zierlich von Gestalt und von stets heiterer sprudelnder Lebhaftigkeit.“ Prinzessin Therese, die spätere Königin, über deren Ableben oben berichtet worden ist, erschien zu jener Zeit

zumeiſt „in ſchwerſeidner Robe, ein Federhütchen auf den zierlich geordneten, weißen Löckchen, die zarten, reich mit Ringen geſchmückten Finger mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt. Prinz Friedrich (Auguſt) in blauem Rock mit blanken Knöpfen und dem Stern. Die Prinzen Anton und Max in dunklem Hofkleid, Kniebeinkleider, ſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe, den Claquehut unterm Arm. Prinzeſſin Amalie faſt immer in einfacher grauer Seide.“

Hier mögen noch einige Bemerkungen Platz finden, die auf König Friedrich Auguſt des Gerechten Regierungszeit zurückgreifen und ſeine Sonderſtellung neben dem Kreiſe des Prinzen Max charakteriſieren, nicht minder ſein vermutliches Verhältnis zu den muſikaliſchen und dichteriſchen Arbeiten der Prinzeſſin Amalie.

Der Zuſchnitt des Hoflebens war, ſo lange König Friedrich Auguſt lebte, ſoweit nicht ökonomiſche Rückſichten Einfluß übten, völlig unverändert geblieben. Dem ſtrengen Zeremoniell war jedoch, wie erwähnt, in den prinzlichen Kreiſen immer ein heiter geſelliger Verkehr zur Seite gegangen. Wenn der König ſich aus Gewohnheit von dieſem ferngehalten hatte, ſo mochte er doch inſonderheit durch ſeine muſikaliſchen Neigungen mit den Beſchäftigungen verwandter Art, die in den prinzlichen Kreiſen gepflegt wurden, immer in einem gewiſſen Zuſammenhange geblieben ſein. Mit ſeiner Gattin, ſeiner Tochter, mit Prinz Anton, Prinzeſſin Thereſe und anderen hat König Friedrich Auguſt, wie Profeſſor Fürſtenau dies nachweiſt, wenigſtens bis zum Jahre 1813 oft und viel muſiziert. Faſt alle bedeutenderen Erſcheinungen auf dem Gebiete der damaligen Konzert- und Kammermuſik wurden für ihn vierhändig arrangiert. Er benutzte bis an ſein Lebensende jenen von Silbermann verfertigten ſogenannten Kielflügel (Cembalo), deſſen ſchon gedacht

worden ist, und ebenso einen Flügel mit Tangenten-Mechanik, verbunden mit einer Orgel. „Im Ganzen," sagt Fürstenau, „urteilten ihm näherstehende Persönlichkeiten dahin, daß es ihm bei seinem Spiele hauptsächlich darauf angekommen sei, das innerste Wesen der ihm sympathischen Musikstücke zu erkennen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hatte er stets mehre Partituren von Kirchenkompositionen und Opern auf seinem Zimmer und beschäftigte sich gern damit. In der letzten Osterwoche noch spielte er eine Messe von Hummel. Die Oper Il Crociato in Egitto von Meyerbeer war die letzte, welche er durchnahm. — Es ist oft behauptet worden, der treffliche Fürst habe Mozarts Meisterwerke nicht erkannt und geschätzt. Dies ist übertrieben, namentlich hinsichtlich der Kammermusik des Meisters. Diese, die Klaviermusik wenigstens, war fast vollständig in seinem Besitz und ist viel von ihm gespielt worden. Von den Opern sind Cosi fan tutte und Il flauto magico in italienischer Sprache auf der königlichen Bühne zuerst 1791 und 1794 gegeben worden. Don Giovanni und Le Nozze di Figaro erschienen allerdings erst nach der Reorganisation 1814 und 1815 auf der Hofbühne. Friedrich Augusts Sittenstrenge soll Anstoß an dem Texte dieser Opern genommen haben. Dafür spricht allerdings das Vorhandensein zweier Opern in der königlichen Musikaliensammlung, welche die Titel Il ratto punito und Gli amanti folletti führen und auch zur Aufführung gekommen sind. Dieselben sind aus lauter Musikstücken Mozarts zusammengesetzt, zum großen Teil aus Don Juan und Figaros Hochzeit. — König Friedrich August komponierte auch in seinen früheren Jahren, namentlich Kirchenmusiken. Er ließ solche vom Kapellmeister Schuster abschreiben, damit es nicht bekannt werde, von wem die Sachen seien. Sichere Tradition bezeichnet zwei Kirchenkompositionen, die jetzt noch

in der katholiſchen Hofkirche aufgeführt werden, als von ihm herrührend. Es ſind dies ein Salve regina, welches bei ſeiner Beſtattung zuerſt geſungen wurde und ſeit dieſer Zeit bei jeder Beiſetzung eines Mitgliedes des königlichen Hauſes zur Aufführung kommt, ſowie eine Veſper, welche an den erſten Feiertagen zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten von der königlichen Kapelle geſpielt wird."

Wenn Prinzeſſin Amalie über die erſte Aufführung ihres Schauſpiels „Der Krönungstag" (Juli 1823) in ihren Tagebuchnotizen ſagt: „Die ganze Familie, außer der König, war dabei," ſo wird auch hier König Friedrich Auguſt, wie bei ſeinen eignen, hinter Schuſters Notenſchrift verſteckten Kompoſitionen, ohne Zweifel Bedenken gegen ein Heraustreten in die Öffentlichkeit gehabt haben, ſei es, daß er darin ein Verwiſchen der Scheidelinie zwiſchen Sphären erblickte, die geſondert bleiben ſollten, ſei es, daß er aus Beſcheidenheit ſich und ſo auch ſeiner Nichte die Fähigkeit, über bloß Dilettantiſches hinaus etwas zu leiſten, nicht zutraute. Um ſo höher iſt es anzuſchlagen, daß er ſich offenbar lediglich darauf beſchränkte, durch ſein Fernbleiben ſein Verhältniß zu dieſen Verſuchen zu erkennen zu geben, d. h. der ihnen ſeitens des Prinzen Max gewordenen fortwährenden Aufmunterung den Zügel vorſichtiger Reſerve anzulegen. Dies drängte den produktiven Trieb der Prinzeſſin freilich etwas zurück, hat aber denſelben keineswegs ertötet, vielmehr mit dazu beigetragen, daß ſie ſich über ihre eigentliche Begabung klarer wurde. Nachdem, wie ſchon in der Einleitung erwähnt, das erſte öffentlich, wenn auch anonym aufgeführte Stück „Die Abenteuer der Thorenburg" nicht angeſprochen hatte, ward unter ſolchen Umſtänden jene durch den Prinzen Johann als Überraſchung für ſeine Schweſter veranſtaltete Aufführung des „Krönungstages" zu einer Angelegenheit des

engſten Familienkreiſes gemacht. Nach dem Tode des Königs lag es nahe, mit dieſen Stücken aus der bisher beobachteten Reſerve nach und nach herauszutreten, hatte die Prinzeſſin doch nicht dilettantiſchen Zeitvertreib bei ihren Arbeiten im Auge, ſondern ernſtes dichteriſches Schaffen, das ſich des Rechts bewußt war, Lob oder Tadel wie jeder andere aus innerem Drange Produzierende herausfordern zu dürfen. Die in Folge deſſen veranſtalteten öffentlichen Aufführungen des Krönungstages und der beiden Dramen Mesru finden in der Lebensſkizze weitere Erwähnung.

Vierzehnter Abschnitt.

Die späteren Jahre.

Ueber die Wirkung dieser Aufführungen auf die Dichterin selbst enthält das Tagebuch nichts. Sofern die weitern Arbeiten der Prinzessin aber als Maßstab für ihr Urteil über ihre eigene Befähigung und das derselben zusagendste Gebiet dienen können, hat sie von nun an der Romantik entsagt und sich der Lustspielsphäre zuzuwenden für richtig gehalten.

Die Tagebuchnotizen über die bald darauf von der Prinzessin angetretene Reise nach Italien erwähnen zum erstenmale etwas von ihrer dahin zielenden schriftstellerischen Thätigkeit, nämlich der unterwegs und in Italien von ihr geschriebenen Dramen, jedenfalls eine Folge der durch die Aufführungen neu erwachten schöpferischen Lust, die nun von der Hoffnung beflügelt war, Bühnenfertiges und Aufführungswürdiges zu Stande zu bringen.

Ihre Schwester Marie, die verwitwete Großherzogin von Toscana, welche seit dem Juli in Dresden zum Besuch gewesen war, begleitete die Prinzessin. Am 21. September 1829 wurde abgereist und am 30. ward Florenz erreicht, woselbst ihre Schwester Nany mit ihrem Gatten, dem vormaligen Erbprinzen, jetzigen Großherzog Leopold, und ihren drei Kindern ihnen den herzlichsten Empfang bereitete. Prinzessin Maria

Christine, die mit dem „altgewordenen“ Könige von Neapel und seiner Gattin bald darauf in Florenz Besuch machte, und die, wie erwähnt, noch im selben Jahre die Gattin des im Mai verwitweten Königs von Spanien wurde, wird von der Prinzessin als „sehr hübsch und ganz der Sandrini ähnlich“ bezeichnet, einer damals sehr beliebten italienischen Sängerin an der Dresdner Oper. Welchen tiefgreifenden Einfluß diese unternehmungslustige vierte Gattin Ferdinands VII. auf die Geschicke Spaniens gehabt hat, ist bekannt. Man schildert sie als lebhaft, geistreich, und sagt ihr nach, die Jagd sei ihre Leidenschaft gewesen. Das immer lakonisch gehaltene Tagebuch begnügt sich in ihrem Betreff mit einer kleinen, aber anschaulich wirkenden Notiz: „Bei der Abreise der neapolitanischen Gäste sitzt das Königspaar im Fond einer Spazier-Chaise, Christine aber, ihrem männlich gearteten Naturell entsprechend, schwingt sich auf den Rücksitz, obschon derselbe nicht einmal eine Lehne hat.“

Nicht uninteressant ist eine Reihe von Notizen, welche die Stellung des großherzoglichen privaten Theater-Personals charakterisieren. Dasselbe besteht fast ganz aus im großherzoglichen Schlosse gebornen Nachkommen von Hofbediensteten. Am 1. Oktober fährt der Hof nach Poggio a Cajano und am 3. ist daselbst ein Fest im Park zu Ehren des Großherzogs, wobei die verwitwete Großherzogin Ferdinand als Flora und ihre Schwester, die Gattin des regierenden Großherzogs Leopold, als Priesterin samt ihren beiden älteren Kindern mitwirken, unterstützt von zwei Damen des Privat-Theaters, von vielen als kleine Liebesgötter kostümierten Bauerknaben, von dem Singechor, der Musikkapelle und von Schloßleuten, welche Bauertänze aufführen. „Um 6 Uhr war Diner, dann ein kleiner Ball, bei welchem die Kammerleute und Offizianten auch figurierten.“ — Am 4. spielt man Il Colonello und l'Impressario

Faluppa. „Die Akteurs waren Leute aus dem Hauſe: Gambacorti und ſeine Tochter, die Fiorani, und Luiſe Boiti. Letztere und ihre Schweſter Anina tanzten ein Ballet la Pianella perduta.“ Gambacorti iſt ein Hofkoch; welchem Beruf die genannten Damen, wenn ſie nicht im Dienſte Thalias oder Terpſichores beſchäftigt waren, obzuliegen hatten, verſchweigt leider das Tagebuch. — Am 6. Aufführung der Oper Inganna felice, wobei zwei Söhne des Kammerdieners Novelli die Partie des Buffo und des Herzogs ſingen. Am 7. abends „Ball mit den Kammerleuten und Offizianten, aus welchen auch das Orcheſter beſtand. Bei der Monterina zog das Orcheſter voraus und wir tanzten ſo ins andere Zimmer.“ — Am 14. fährt der Hof mit einigen Gäſten abermals nach Cajano. Abends ſingt der Koch Gambacorti als Magnifico in Roſſinis Cenerentola. Aber auch im Orcheſter ſcheint er verwendbar zu ſein, denn am 16. iſt Ball, „auf welchem zuletzt die Mutter Boiti und Gambacorti, den man aus dem Orcheſter holte, mittanzen mußten.“ Am 18. fungiert der Tauſendkünſtler wieder in Goldonis Vedova scaltra als Arlecchino. Am 19. Oktober giebt der Großherzog „ſämtlichen Akteurs“ ein großes Frühſtück in Cajano auf dem ſogenannten Parchetto. „Wir ſelbſt frühſtückten im Schweizerhäuschen,“ ſchreibt die Prinzeſſin, „und auf beiden Seiten desſelben ſtanden große Tiſche, einer für die, welche in Oper und Ballet, der andere für die, welche im Schauſpiel mitgewirkt hatten. Man war in 14 Wagen heraufgefahren. Nach dem Frühſtück fuhr man in Gondeln auf dem Kanal. In einer derſelben ſaß das Geſangsperſonal und ſang hübſche Chöre.“

Acht Tage ſpäter heißt es: „Faſanenjagd. Alle Jäger waren auf einem Schiffe, und wir mit den Nicht-Jägern auf einem andern. Dann folgten zwei Schiffe mit dem Theaterperſonal, welches aus Dankbarkeit zu allen dieſen Feſten eingeladen wurde.“

Daß es bei ſolchen Vergünſtigungen mit dem Standesunterſchiede nicht ſtreng genommen werden konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. Vor allem ein Tänzchen muß für unverfänglich gegolten haben. So heißt es denn auch wieder am 28.: „Abends wurde getanzt und im Großvatertanz holten wir die Muſikanten aus dem Orcheſter und tanzten zuletzt die Notenpulte über den Haufen.“ — Man wird hierbei freilich nicht vergeſſen dürfen, daß jenſeits der Alpen zwiſchen Hoch und Niedrig, und vor allem zwiſchen Herrn und Diener, der Verkehr weit zutraulicher iſt, als diesſeits der Alpen. Somit ſind die geſellſchaftlichen Formen in Italien oben und unten denn auch weniger unterſchieden, wobei offenbar auf beiden Seiten mehr Gewinn als Einbuße iſt. Über die Fortſetzung jener fröhlichen Cajano-Tage braucht hier nur noch geſagt zu werden, daß, nachdem noch ein gemeinſamer Ausflug nach Pietra marina, dem höchſten Berge der Gegend, gemacht worden iſt, „wobei alles ritt,“ die theatraliſchen Vorſtellungen am 29. mit der Cenerentola ihr Ende erreichen. Die Mariotti ſoll dann herausgerufen werden. Aber als der Vorhang wieder aufgeht, ſteht das ganze Theaterperſonal im Koſtüm um ein L gruppiert, den Anfangsbuchſtaben des großherzoglichen Namens. Nun iſt als Gegenleiſtung noch eine Nachfeier nötig, nämlich tags darauf ein Frühſtück, bei welchem von der Truppe ein Chor zu Ehren des Direktors derſelben geſungen wird. Die Verſe dazu hat Prinzeſſin Amalie gedichtet. Ebenſo iſt ein Gaſt des Großherzogs auf den Pegaſus geſtiegen, und ſein gedrucktes Sonett wird in vielen Exemplaren „während wir auf des Direktors Geſundheit trinken,“ umhergeſtreut. Abends iſt Tombola für die ganze in Cajano vergnügt beiſammen geweſene Geſellſchaft, in welcher „die Herren und Damen“ (vom Hofe und die Gäſte) Spielſachen gewinnen, die Akteurs aber Beutel mit Geld und die Aktricen Bracelets,

Ketten oder Kleider. Zuguterletzt wieder Tanz. — Vor jener Schluß-Oper Cenerentola ſind noch andere Dilettanten bei dem Kunſtprogramm des Hofs beteiligt worden: Die Handwerker aus Prato. „Es iſt die Erholung dieſer Leute, des Sonntags Muſikſtücke einzuüben," ſchreibt die Prinzeſſin. Eine Anzahl ernſter Geſangsſtücke dieſer Art haben ſie denn auch bei jener Gelegenheit zu Gehör gebracht.

Es iſt aus dem Tagebuche nicht erſichtlich, ob das vornehmlich aus den Hofbedienſteten und deren Kindern rekrutierte Theater- und Orcheſter-Perſonal auch in der Reſidenz in dieſer Eigenſchaft verwendet wurde, oder ob es einzig in den kleinen Theatern der Luſtſchlöſſer ſeine Kunſtleiſtungen produzierte. Im Zuſammenhange mit den Aufführungen in den Theatern Alfieri, Cocomero, Nuovo und Pergola kommen die Namen Gambacorti, Boiti ꝛc. nicht vor. Hier erwähnt das Tagebuch die Qualität der dargebotenen Kunſtgenüſſe auch zumeiſt in wärmeren Betonungen; „herrlich geſpielt," „ſuperb geſungen," ſind oft vorkommende Belobungen, mit denen Veſtris, Coſelli, Guilia Griſi und andre ausgezeichnet werden.

Einige Male lautet die Zenſur freilich auch nicht beifällig. In dem Ballet Eufemio ſpringt ein Tänzer im Augenblicke des Sterbens „wie ein Karpfen in die Höhe, ſo daß, als er endlich tot war, ein Ah! der Zufriedenheit durch den Saal ging."

Neben dieſen Aufführungen bietet die Saiſon noch eine Anzahl muſikaliſcher und theatraliſcher Produktionen in dem Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten Bombelles und in dem des Lord Burgherth. Erſterer unterhält, wie ſchon zur Zeit ſeiner beliebten Abendzirkel in Dresden, ſeine Gäſte vorwiegend mit franzöſiſchen Luſtſpielen, Farcen und Proverbes, wobei Graf Bombelles ſelbſt und die Gräfin Orloff, eine frühere Schauſpielerin, beſonders Verdienſtliches leiſten; das Haus des Lord

Burgherth, damals jedenfalls ein Magnet für alle Italien besuchenden Engländer — 60 derselben sind in Florenz bei Hofe vorgestellt — ist der Popularisierung der von dem Lord komponierten Opern (Fedra u. a.) gewidmet, doch spielt Lady Burgherth auch ihren Part in italienischen Farcen und die Kinder des Hauses tanzen kleine Ballets. Der Lord hat auch geistliche Musik geschrieben; eine derselben, eine Messe, wird in einer Kirche aufgeführt; „sehr schön, aber zu lang," lautet das Urteil der Verfasserin des Tagebuchs.

Wenn Graf Orloff sich in Bewegung setzt, vor allem, wenn dies im Theater geschieht, wo nicht jeder ihn kennt, marschiert ein Kammerdiener vor ihm auf, um mit den Flüsterworten „le Comte Orloff!" zu warnen, man möge achtgeben, nicht unter seinen Stelzfuß zu geraten. Mindere Vorsicht braucht Fürst Borghese den achthundert Gästen gegenüber zu nehmen, die er in seiner prächtigen Gemälde-Galerie zu einem Ball geladen hat, denn er geht ihnen ganz aus dem Wege und hält sich lediglich im Vorhause auf, außer Stande, die mit den Achthundert in seine paradiesischen Räume eingezogene Hitze zu ertragen.

Getanzt wird übrigens bis in den schönen Monat Mai hinein, und Prinzessin Amalie läßt keinen Zweifel darüber, daß sie die Beteiligung an dieser heitern Mühwaltung keineswegs den Italienern allein überließ. Bei Lucchesini tanzt sie Kotillon und Großvatertanz, „bis der helle Tag in den Saal scheint", und erst um 5 Uhr morgens kommt sie nach Hause, eine würdige Enkelin der tanzfreudigen Kurfürstin Marie Antonie. Den von ihr verehrten Rossini soll sie einmal bei dem musikalischen Lord kennen lernen. Der Maestro ist aber, wie es scheint, dem ihm durch Lord Burgherths Aufführung zugedachten Genusse vorsichtig aus dem Wege gegangen, und so begiebt die Prinzessin

ſich denn enttäuſcht raſchmöglichſt nach Hauſe. Dagegen hat ſie in demſelben Hauſe „eine recht angenehme Frau,“ die vielgenannte ehemalige Miß Patterſon kennen gelernt, Prinz Jeromes erſte Gattin, die bekanntlich auf Napoleons Befehl von ihm geſchieden worden war. Auch ſieht ſie den damals einundzwanzigjährigen Louis Napoleon in ſeiner Theaterloge, ohne freilich zu ahnen, daß er vom Schickſal beſtimmt ſei, dereinſt wider Willen Deutſchland zu einigen.

Von den übrigen zahlreichen namhafteren Perſonen, welche in den Geſichtskreis der Prinzeſſin Amalie kommen, ſei nur noch des Prinzen Alexander von Württemberg gedacht, der ſpäter durch ſeine Gedichte und durch ſein inniges Verhältnis zu Lenau allgemeiner bekannt geworden iſt, mehr noch durch Heines Album-Blatt:

„Kaum trafen wir uns auf derſelben Station, herzliebſter Prinz Alexander,
Da bläſt zur Abfahrt der Poſtillon und bläſt uns ſchon auseinander.“

An die kurioſen Einfälle des Fürſten Putiatin in Zſchachwitz bei Dresden wird die Prinzeſſin bei dem Beſuch einer nahe an der Guercia gelegenen Villa erinnert, doch ſcheint der Himmel von Toscana die Richtung aufs Verwunderliche, wo ſie einmal vorhanden iſt, zu noch vollerer Blüte zu entfalten, als derjenige Sachſens. Das Gebäude der Villa ſelbſt iſt chineſiſch. Ein Obelisk ſteht davor. Auf dem Dache ſitzt Dante. Der Hauptſaal iſt wie das Innere eines Schiffs ausgemalt. Das Bett ſpielt die Orgel ꝛc.

Uebrigens giebt es auch noch andere Dresdner Reminiſcenzen: die Schweſtern verſuchen ſich einmal wieder in der Kochkunſt. „Mißratene Verſuche von Chriſtſtollen,“ klagt das Tagebuch am 24. Dezember 1829.

Daß die Prinzeſſin während ihres diesmaligen Florentiner Aufenthalts dichteriſch thätig geweſen iſt, hat ſchon Erwähnung

gefunden. Unterm 4. Februar 1830 heißt es: „Ich fing an, ‚Pflicht und Liebe' zu ſchreiben." Dann wieder am 19. März „ich ſchrieb den Theſeus" und endlich, am 18. April, „ich ſchrieb in Caſtello die Fürſtenbraut."

Über die übermütig heitre Poſſe Theſeus (eigentlich Theſeus und Ariadne) wird in der Lebensſkizze näheres mitgeteilt werden, ebenſo über die Fürſtenbraut. Pflicht und Liebe iſt ein zweiaktiges Schauſpiel. Die Tochter eines geſtürzten und landesverwieſenen Miniſters hat, ohne Kenntnis von ihren, wie ſie meint, verſtorbenen Eltern und deren trübem Geſchick, ſich mit demjenigen Manne verlobt, der gefälſchte Briefe benutzte, um jenen Sturz zu Stande zu bringen und ſelbſt Miniſter zu werden. Am Tage, wo die Hochzeit ſein ſoll, wagt ſich der Landesverwieſene verkleidet in die Nähe ſeiner Tochter. Sie erfährt alles und willigt ein, ihrem Verlobten zu entſagen. Dieſer, längſt von Reue gefoltert, begiebt ſich zum Fürſten und bekennt ſeine Schuld. Er wird auf ſeine Güter verbannt, wohin ihm nun doch die Braut mit Einwilligung des Vaters folgt, da letzterer einſieht, daß der eigentliche Schuldige ein käufliches Subjekt geweſen, welches jenen, jetzt Bereuenden umgarnte. — Das Stück iſt ſpannend und voll dramatiſchen Lebens, läßt aber den Eindruck zurück, als gehe die Verfaſſerin mit dem Umgarnten zu gelinde ins Gericht. — Es ſei hier eingeſchaltet, daß die im Nachlaſſe der Prinzeſſin befindlichen 117 Briefe Theodor Hells vornehmlich litterariſch-, künſtleriſch- und geſellſchaftlich-berichtenden Inhalts ſind und daß ſie, ſoweit ſie die Dramen der Prinzeſſin betreffen, ſich auf Ratſchläge bühnentechniſcher Art beſchränken. So werden zu dem Luſtſpiele Kapitän Firnewald ſehr viele Abgangsänderungen vorgeſchlagen; ebenſo veranlaßt Th. Hell die Zuſammenziehung der vieraktigen Stücke „Der alte Herr" und „Der Brief aus der Schweiz,"

jedes in zwei Akte; dem Luſtſpiele „Alter und Jugend“ wird auf ſeinen Rat der anſprechende Titel „Tante Sibylle“ gegeben, einem andern Stücke der minder anſprechende Titel „Der Mörder,“ infolge deſſen Hofrat Hell nachträglich berichten muß: „Bei der Aufführung nahm das Publikum anfangs die Sache zu ernſt.“ Über den „Unentſchloſſenen“ macht er ſehr ausführliche Ausſtellungen und im „Vetter Heinrich“ wird der Rolle des Schwindlers Stellani durch ihn die geheimnisvolle Seite gewahrt. Seine große Routine kam der Prinzeſſin jedenfalls zu Statten, wenn es ihm auch verſagt war, ſie dichteriſch zu inſpirieren.

Die Rückreiſe wird am 23. Mai angetreten, und zwar hat Prinzeſſin Amalie die Freude, von ihren beiden Schweſtern, der Großherzogin und der Großherzogin Witwe, ganz bis in die Heimat begleitet zu werden. Am 9. Juni erreichen die drei Schweſtern Dresden.

Prinzeſſin Amalie iſt ſeitdem noch ſechsmal in Italien geweſen, 1831, 1836/37, 1839, 1841/42, 1846, 1851/52. Gereiſt iſt ſie faſt alljährlich: Zu vielen Malen nach Wien, zweimal nach Lindau, einmal nach Straßburg; einmal auch nach Berlin, als Schluß eines längeren Ausflugs, auf welchem ſie Hamburg, Lübeck, Stralſund und die Inſel Rügen kennen lernte. Ihre Tagebücher legen Zeugnis ab von der unvermindert gebliebenen Friſche ihrer Empfänglichkeit, ſo für Menſchen wie für Dinge, für Naturſchönheiten wie für Kunſtſchätze und Kunſtleiſtungen. In der nicht ganz kurzen Periode, während welcher ihre Luſtſpiele auf allen deutſchen Bühnen zum eiſernen Beſtande des Repertoirs gehörten, war ihr Eintreffen an einem Orte, wo ſich ein Theater befand, nicht ſelten das Signal zum Aufführen eines oder mehrer ihrer Stücke. So gab man, während die Prinzeſſin 1840 Potsdam beſuchte, ihr Luſtſpiel

Kapitän Firnewald und 1841 während ihres Aufenthalts in Wien die Stieftochter, den Zögling und den Bibliothekar, ebendaselbst aber 1847 den Vetter, den Schützling, den Landwirt und den Majoratserben. Im gleichen gab man ihr zu Ehren häufig Aufführungen von Übersetzungen ihrer Stücke, z. B. im Florentiner Fräulein-Institut: La sposa della capitale ꝛc. Hatte diese Zeit für sie, wie nicht zu bezweifeln ist, manches Erfreuliche, so ward andrerseits doch auch durch Todesfälle im Laufe der Jahre der Kreis ihrer Lieben mehr und mehr gelichtet, und bei der Herzlichkeit, mit der sie ihnen angehangen hatte, mußte ihre natürliche Heiterkeit dadurch manchen Dämpfer erfahren. 1832 starb in Florenz ihre geliebte Schwester, die Großherzogin Anna von Toscana, 1836 in Pillnitz ihr Pflegevater, der einundachtzigjährige König Anton, 1838 in Dresden ihr innigverehrter Vater, Prinz Max; 1854 verlor ihr Bruder, der allbeliebte König Friedrich August, auf einer Reise in Tirol das Leben; 1857 erlag in Rom Prinzessin Luise, die zweite Gattin des Prinzen Max; und im Laufe der nächsten zehn Jahre wurden fünf Töchter des Königs Johann aus diesem Dasein abgerufen, drei derselben in der Fremde, wohin sie nicht lange vorher als Neuvermählte gezogen waren.

Wie erwähnt, ist Prinzessin Amalie auch nach dem Tode ihrer Schwester Anna noch häufig in Florenz gewesen, wo sie fast so heimisch geworden war, wie in Dresden selbst, und woselbst die zweite Gattin des Großherzogs Leopold alles that, um der Prinzessin Amalie, wie deren Schwester, der verwitweten Großherzogin Marie, Ersatz zu bieten für die durch den Tod Abgerufene. Jene Wiederverheiratung, die zu einer sehr glücklichen und reich mit Kindern gesegneten Ehe führte, hatte der Großherzog aus Rücksichten auf die Thronfolge nicht lange hinausschieben dürfen. An Prinzessin Amalie, seine langjährige

Vertraute, ſind die nachſtehenden Zeilen gerichtet, durch die er ſie nach dem zu Endegehen des Trauerjahrs von ſeinem Vorhaben benachrichtigt. „Es wurde entſchieden," ſchreibt er, „daß ich die Prinzeſſin Antoinette von Neapel heiraten werde, nach allem, was ich weiß, eine gute Wahl . . . Pflicht war es und ich hoffe mit Vertrauen auf eine ruhige Zukunft." Im Hinblick auf ſeine verſtorbene Gattin fügt er hinzu: „Viele Thränen ſind noch gefloſſen der Erinnerung einer teuren Freundin, die die ſchöne Zeit der Jugendjahre mit mir teilte und das Herz erwärmte und den Geiſt belebte und das Wenige ſchuf, was ich jetzt bin. Meine Seele iſt ihr dankbar und das Andenken der Guten wird ewig leben." Ein Jahr ſpäter, als die Entbindung der Großherzogin Antoinette bevorſtand, ſchreibt er: „Möge Gott uns einen Sohn ſchenken zur Befriedigung vieler Wünſche und mir den Mut zu ſtärken, in meiner Laufbahn raſcher fortzugehen . . . Gott ſtärke mich, meine Pflicht zu thun und meine wenigen Fähigkeiten für das Land anzuwenden." Die Hoffnung, daß gleich das erſte Kind ein Sohn ſein werde, erwies ſich als eitel, es kam eine Tochter. Aber ſchon im Jahre darauf konnte der Großherzog ſeiner Freundin melden: „Gott ſchenkte mir einen Sohn," bei den damaligen zerfahrnen Zuſtänden Italiens für die gerade in Toscana ſo zahlreichen Gegner radikaler politiſcher Umgeſtaltungen jedenfalls ein Ereignis ſehr beruhigender Art, wie der Großherzog denn auch im Sinne dieſer Anſchauung hinzufügt: „Erſchrecklich traurig war bis dahin die ungewiſſe Zukunft meines geliebten Landes," und gleichzeitig ſchildert er die Mutter des Kindes, die Großherzogin Antoinette, als „ein recht gutes, natürliches, liebendes Weſen." — Als im Jahre 1838 Prinz Johann bei ihm zu Beſuch geweſen iſt, ſchließt der Großherzog einen darüber handelnden Brief an Prinzeſſin Amalie mit den Worten: „Gott ſchenke ihm Glück

und Zufriedenheit in seinem Kreise, mir seine Gnade zu dem schweren Amte, das mir obliegt.“ Im Jahre 1840 hat die Nachkommenschaft die Zahl sieben erreicht, darunter ein zweiter Sohn. „Jetzt haben wir sieben Kinder,“ schreibt der Großherzog; „Gott erhalte sie und gebe uns Mittel, sie gut zu erziehen.“ Ein Jahr später sind die Reihen schon wieder beträchtlich durch den Tod gelichtet und er klagt, in S. Lorenzo ruhen bereits „vier geliebte Leichen, die liebend um mich waren.“

Das hier Mitgeteilte mag noch durch einige Auszüge aus den spätern, an Prinzessin Amalie gerichteten Briefen des Großherzogs Leopold ergänzt werden, da der Ton dieser Briefe, besser fast, als es Briefe der Prinzessin selbst vermöchten, die Fassung und die Ergebung in das Unvermeidliche charakterisiert, welche, je länger desto mehr, auch der Prinzessin eigen geworden waren. Daß die Heiterkeit dabei in ihrer Natur lag, mochte der zur Melancholie neigenden Gemütsart des Großherzogs im Verkehr mit seiner alternden Jugendfreundin besonders wohl thun. So kommen in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1842, wo Prinzessin Amalie in Florenz geweilt hatte, die Worte vor, „du brachtest Trost und der kleinen neapolitanischen Kolonie einen wahren Lebensgeist, deren sie bedürfen.“ Seiner Schwester Therese (der Königin von Sardinien), die im Jahre 1855 aus dem Leben schied, gedenkt der Großherzog mit den Worten: „Sie war nicht bloß eine gute, herzlich liebende Schwester, sie war auch eine gute, zarte und einsichtsvolle Mutter und eine gutmütige, edle und wohlthätige Königin.“ — „Anna“ (die vierte Tochter des Prinzen Johann, heißt es in einem anderen Briefe von 1855, „hat das Herz meines Sohnes ganz gewonnen,“ und im Jahre 1858 schreibt er, „alle lieben Anna wegen ihrer Herzensgüte.“ Man weiß, daß dieser glückliche Bund schon im Februar des nächsten Jahres durch den Tod gelöst wurde.

Im selben Jahre brachen über den jetzt 62jährigen Großherzog die Heimsuchungen herein, welche der österreichische Krieg gegen das mit Frankreich alliirte Sardinien vor allem über das Haus Toscana bringen mußte. Nachdem der Großherzog zu Gunsten seines Sohnes einer Stellung entsagt hatte, in welcher er seit langem nur durch das Bewußtsein übernommener Pflichten festgehalten worden war, schreibt er aus Schlackenwerth an Prinzessin Amalie: „Es ist mir nicht unsertwegen, aber (wegen) des Landes, welchem ich mein Leben, all' meine Liebe und Thatkraft gewidmet, und welches jetzt so schwer mitgenommen ist. Mein Gebet ist, für mich zu vertrauen auf Gottes Beistand, und nicht zu sündigen für die andern, die mir Übles gethan . . . Jetzt bin ich ruhig auf diesem meinem Gute unter guten, ruhigen, anhänglichen und folgsamen Leuten." Noch einmal kommt er Ende desselben Jahres auf den mit ihm und den Seinen vorgegangenen Umschwung zurück. „Verbannt," schreibt er, „vertrieben ohne Schuld; aber Gott weiß warum, und unsere Lose sind in den Händen eines weisen und gütigen Vaters." Und unter dem beschwichtigenden Zureden der Prinzessin söhnt sich der entthronte Fürst schon in kurzer Zeit so vollkommen mit der bürgerlichen Schlichtheit seines neuen Daheims aus, daß er im September 1860 auch von seiner „neapolitanischen Kolonie" günstiges berichten kann; „meine Frau," versichert er, „findet sich sehr gut in deutsche Sitten und erkennt das viele Gute, was doch in diesen Ländern gediegener und häuslicher sich bewährt. Man muß die Deutschen näher kennen lernen, um sie zu schätzen. Meine Kinder," setzt er hinzu, „reden jetzt ziemlich gut deutsch." — „Das Politische überlasse ich der Vorsehung," heißt es in einem Briefe vom Jahre 1861, und er freut sich, von seinen Eltern zur Arbeit angehalten worden zu sein; in Unthätigkeit müßte er verkümmern. „Ich muß," schreibt er Anno 1864,

„aus vielen Gründen Gott danken, daß er väterlich für mich gesorgt hat. Er hat mich einer schweren, gefahrvollen Verantwortung enthoben, welche ich nicht mehr die Kraft hatte zu tragen.“ Wie sichs von selbst versteht, hielt Prinzessin Amalie darauf, ihrem Freunde auch hin und wieder ein Liebeszeichen zu senden, das nicht bloß in Worten bestand. So erfreut sie auf seinen Vorschlag ihn mit Karoline Pichlers seiner Zeit berühmt und auch damals dem jungen Erbprinzen lieb gewesenen Roman Agathokles, in welchem er „Erinnerung an gute und schöne Jahre“ zu finden hofft; ebenso mit Herders Cid. Vor allem scheint sie sich aber das Recht erobert zu haben, ihm alle Weihnacht einen warmen Schlafrock zu spenden. Der Dank ist dann immer die Herzlichkeit selbst. „Die gute Freundin,“ schreibt er aus Brandeis am zweiten Weihnachtstag Anno 1866, „hat meiner weißen Haare und der rauhen böhmischen Winter gedacht, als sie mir den weichen, warmen Schlafrock aussuchte. Jeden Tag, wenn ich früh oder abends dessen Wohlthat fühle, denke ich an die Gute, die ich in früher Jugend gekannt, und die unverändert durch Zeit und Prüfungen dieselbe blieb.“ Und auch gegen die zuweilen an ihn herankommenden Anwandlungen, weniger wohl der Sehnsucht nach der Pracht des Florentiner Hoflebens, als des Mißmuts über das kurze Gedächtnis der Menschen, für die er gearbeitet und die Last der Regierung gewissenhaft getragen hat, auch gegen solche Stimmungen und Verstimmungen kämpft der greise Fürst redlich an. „Ich war,“ schreibt er um die Weihnachtszeit 1867, „in den besten Jugend- und Mannesjahren so glücklich, wie kaum einer nur sein kann, so kann ich mich nicht beschweren, wenn mich Unglück betroffen.“ Heimweh nach dem blauen Himmel Italiens hat sich dann ohne Zweifel dem Herzensbedürfnisse gesellt, als guter Katholik vor seinem Scheiden aus dieser Welt noch einmal am Grabe des heiligen

Petrus zu beten. Im Dezember 1869 — wenige Wochen vor ſeinem Ableben — ſendet er der alten Freundin aus Rom in ſehr gehobener Stimmung ein letztes Schreiben. Wie viele Erinnerungen mochten auf dem Wege dahin durch ſeine Seele gezogen ſein! „Von weitem," heißt es in dem Briefe, „hatte ich die Küſte der Inſeln Toscanas geſehen . . ."

Aus dem letzten Lebensviertel der Freundin des Großherzogs Leopold, der Prinzeſſin Amalie, iſt noch der traurigen Periode ihres Erblindens Erwähnung zu thun. Im Anfang der Fünfziger Jahre begann die Sorge um ihr Augenlicht beängſtigend zu werden. Wie ſehr dasſelbe im Abnehmen begriffen war, beweiſt vor allem die immer undeutlicher werdende Schrift des Tagebuchs. Die Jahrgänge 1853 bis 1856 ſind großenteils nahezu unleſerlich. Als die Zeit der Operation heranrückt, werden die Zeilen ſchief und krumm und auf mancher Seite finden nur noch zwei oder drei Zeilen Platz. „Es geht ſchlecht mit meinen Augen," heißt es im Juni 1853. „Wie wird es im Herbſte ſein? Komme, was Gott will." Im folgenden Jahre ſchreibt ſie unterm 23. Mai: „Auf dem Rückweg rannte ich das Chaiſenhaus (auf dem Dresdner Altmarkt) an und ſtürzte hin." Wieder ein Jahr ſpäter heißt es unterm 4. Mai aus Lindau: „Ich ſah den Bahnhof für eine Allee an." Im ſelben Jahre — im November — findet endlich in Leipzig die Operation ſtatt. Sie dauerte für jedes Auge nur ¼ Minute und beide Augen hatten eine Lichterſcheinung. Tags darauf wird das linke aber von einer heftigen Entzündung ergriffen und verfällt infolge derſelben rettungslos der Blindheit. Fünf Monate lang bleibt die Prinzeſſin in Leipzig, fortwährend der ärztlichen Pflege bedürftig. Endlich iſt wenigſtens die Sehkraft des rechten Auges geſichert. Sie kehrt nach Dresden zurück und begiebt ſich von dort an den Bodenſee. Bei ihrer Ankunft in Lindau

ſchreibt ſie, der wiedergewonnenen Freude am deutlichen Aus- und Umblicken genießend, „erſt jetzt bemerkte ich, daß Lindau auf einer Inſel liegt.“ Und im Juli, bald darauf, „ich ſah zum erſtenmale wieder Sterne am Himmel.“

In einem der Stücke der Prinzeſſin ſagt ſchweren Herzens der alte verabſchiedete Diener Karl: „In der Jugend hängt der Menſch an der ganzen Welt, im Mannesalter an einem Lande und als Greis an einem Hauſe.“ Dieſe Zeit war allmählich auch für Prinzeſſin Amalie gekommen. Sie hatte einſt ihre, der freundlichen Seite des Lebens zugekehrte Geiſtes- und Gemütsrichtung mit dem Pſeudonym A. Serena gut charakteriſiert und wie anmutig waren die Worte geweſen, mit denen ſie die aufs Nichtheiraten ſich gefaßt machende, ehrliche und treffliche Antonie im „Siegelring“ ſich mit dem Unabänderlichen abfinden läßt: „I nun, man ſieht wohl bisweilen um ſich her, und da denkt man denn: Das wäre ſo übel nicht! — oder: Wenn das anginge! — Aber dann denkt man wieder: 's geht nicht an! Da bringt man ſich die Locken in Ordnung und iſt ſo heiter wie zuvor.“

Jetzt war ihr wohl zwar das demütige Sich-Ergeben in die Ratſchlüſſe der Vorſehung geblieben, aber die Sonne der Heiterkeit verbarg ſich mehr und mehr hinter Wolken. Schon die politiſchen Erſchütterungen der dreißiger Jahre unbefangen zu würdigen, war ihr ſchwer geweſen. Das Jahr 1848 und nun gar 1866 vermochte ſie nur noch von der düſterſten Seite anzuſehen. Gleich der Königin-Witwe Marie hielt ſie, während 1866 das Kriegswetter über Dresden dahinbrauſte, tief traurig in der von den Preußen beſetzten Stadt aus. Und doch blickt ihr menſchenfreundliches Gemüt auch ſelbſt zwiſchen den unerquicklichen Dingen hervor, die es im Tagebuche anzumerken giebt. Kaum iſt der Feind eingerückt und nimmt

Quartier im königlichen Schloſſe, ſo ſchreibt die Prinzeſſin auch ſchon, wie um ihren Verdruß ſelbſt zu beſchwichtigen: „Es ſollen gute Leute ſein, Rheinländer und Landwehr, welche ganz erſchöpft angekommen.“ Man erlaubt ihr nicht mehr, Briefe fortzuſchicken, aber ſie findet, daß General Herwarth, der ſich bei der Königin-Witwe und bei Prinzeſſin Amalie vorſtellt, doch im Grunde „ein ſehr anſtändiger Mann“ iſt. Nicht minder ſcheint ihr General von Schack „ein guter alter Militär,“ und „gefällt ihr wohl;“ ja, als die Nachricht verlautet, er werde Dresden verlaſſen, „thut es allen leid.“

Und nun mußte ſie auch noch den Anfang des ſiebenziger Krieges erleben. Man weiß, wie allgemein in Deutſchland damals die Beſorgnis war, dem erſten franzöſiſchen Anprall werde nicht zu widerſtehen ſein und erſt nach und nach werde die Tüchtigkeit der deutſchen Truppen und ihrer Heerführer alles doch noch zum Siege wenden. Prinzeſſin Amalie hatte als Kind erfahren, daß ſolche Hoffnungen trügen konnten. Wieder war es ein Napoleon, von dem ſie Deutſchland bedroht ſah. Was Wunder, wenn das Herz der Greiſin vor Angſt und Zagen zu brechen drohte.

Am 28. Juli ſchreibt ſie in ihr Tagebuch: „Um 8 Uhr ſah ich Georg mit ſeiner Frau in einem Kahne über die Elbe fahren und dann den Wagen beſteigen. Ich glaubte wirklich zu ſterben, ſo ergriffen war ich. . . . Wenn Gott nicht hilft . . . “

Am ſelben Tage heißt es: „Abſchied unſres Albert . . . “

Lebensskizze.

Wiederabdruck aus dem ersten Bande der im Jahre 1873 im Verlag von B. Tauchnitz in Leipzig erschienenen Gesammt-Ausgabe der dramatischen Werke von Prinzessin Amalie.

Am 24. Februar 1834 wurde im Palais der königlichen Prinzessinnen zu Berlin ein Schauspiel gegeben, welches ungewöhnlich warme Aufnahme fand. Der Name des Verfassers war nicht genannt worden. Mit Verwunderung erfuhr man bald darauf, daß dieses schlichte, bürgerliche Bühnenspiel von einer Fürstentochter geschrieben sei.

Fast vierzig Jahre sind seitdem verstrichen. Jenem ersten Stücke folgten die Braut aus der Residenz, der Oheim, die Fürstenbraut, der Landwirt und noch manche andere Dichtungen ernsten wie heitern Inhalts. Sie haben die Runde über fast alle deutschen Bühnen gemacht, und ein Teil dieser dramatischen Schöpfungen erfreut sich des Rufes gern gesehener Repertoirstücke noch heute, nun die sinnige Spenderin dieser Musengaben nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Ihrem Andenken sind die folgenden Aufzeichnungen gewidmet. Sie leiten eine Gesamtausgabe ein, welche aus dem schriftstellerischen Nachlasse der hohen Verewigten durch vier noch ungedruckt gewesene Bühnenstücke vermehrt worden ist.

Leider hat sich unter diesem Nachlasse keine Niederschrift gefunden, welche unmittelbare Einblicke in das innere Leben und den dichterischen Entwicklungsgang der Prinzessin Amalie gestattete. Auch Briefe liegen nicht vor. Der Versuch einer Charakteristik hat sich demnach in bescheidenen Grenzen zu halten, den heiter-ernsten, wohlwollenden, klugen und rechtschaffenen

Zügen, aus denen das deutsche Publikum sich selbst im Laufe der Zeit ein Bild der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" zusammenwob, nur eine bestimmtere Beleuchtung zu geben.

Zu solchem Zwecke wird es sich empfehlen, zuvor mit einigen Worten an die Großeltern der Prinzessin, den Kurfürsten Friedrich Christian und die Kurfürstin Marie Antonie zu erinnern, da das kunstsinnige Beispiel derselben, wie auf andre ihrer hohen Nachkommen, so auch auf die Verfasserin von Lüge und Wahrheit in beeinflussender Weise nachgewirkt hat.

Vor allem die Kurfürstin, eine bayerische Prinzessin, gehörte zu jenen Persönlichkeiten hochbegabter Art, deren Talente wert sind, sich zu vererben. Marie Antonie wird von ihren Zeitgenossen als eine der anziehendsten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts geschildert. Ohne schön zu sein, fesselte sie in ungewöhnlichem Grade durch Geist, Lebendigkeit und reizvoll geniale Ungebundenheit. Mit Friedrich dem Großen, welchen sie 1769 und 1770 in Potsdam besuchte, unterhielt sie einen Briefwechsel. Einem ihrer Söhne, dem späteren König Anton, diktierte sie in französischer Sprache ein Heft über „die Grundsätze der christlichen Moral." Dasselbe hat sich erhalten und giebt, wie versichert wird, von ihrem vorurteilsfreien Geiste das günstigste Zeugnis. Hasse und Porpora unterrichteten sie in Komposition und Gesang. Der Musiker Charles Burney, welcher sie 1772 in Nymphenburg singen hörte, rühmte ihrem Vortrage edlen Geist nach, und verglich ihre Weise mit derjenigen großer Sänger aus den besten alten Zeiten. Sie dichtete und komponierte unter anderm zwei Opern: „Talestri, Regina delle Amazzone" und „Il Trionfo della Fedeltà," bei welchen sie dem Vorbilde Metastasios und Hasses folgte. Auch war von ihr der Text des in der Dresdner Hofkirche am Ostersonnabend 1750 zuerst aufgeführten Hasseschen Oratoriums

„La Conversione di S. Agostino.“ Sie war unter dem Namen Ermelinda Talèa zum Mitgliede der arkadiſchen Akademie in Rom ernannt worden, bemühte ſich während des ſiebenjährigen Krieges in anſtrengendſter Weiſe um den Schutz der Dresdner Kunſtſchätze, war eine Gönnerin des Malers Raphael Mengs — deſſen Paſtellbilder des kurfürſtlichen Paares die Dresdner Gemäldegalerie aufbewahrt —, übte Einfluß auf die Gründung der Dresdner Kunſtakademie und teilte mit dem Kurfürſten das lebhafte Intereſſe für die archäologiſchen Briefe, welche Winckelmann für die Lektüre ſeiner beiden hohen Gönner aus Neapel ſchrieb. Welchen Wert Winckelmann ſelbſt auf dieſe fördernde Teilname gelegt hat, geht am deutlichſten aus einem Briefe hervor, in welchem er den plötzlichen Tod des Kurfürſten beklagt. „Ich weiß nicht,“ ſchreibt er am 4. Januar 1764, „was ich zum neuen Jahre wünſchen kann, da nichts zu hoffen iſt nach dem Falle des Prinzen, den Gott zum Heile ſeines Volkes nur gezeigt hat. Geſtern haben wir dieſe Nachricht erhalten, die mir wie ein Schwert durch Mark und Bein gegangen iſt. Unerſetzlicher Verluſt!“ Und wie ſehr dieſe kunſtſchützende Richtung von der verwitweten Kurfürſtin noch feſtgehalten wurde, dafür zeugen die Worte, welche Friedrich der Große ihr am 10. September 1767 ſchrieb: „Protégez les (arts) toujours, Madame. La gloire, que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance comme au plus haut dégré d'élévation, où les hommes puissent monter. Les aimer, les protéger, et les cultiver comme V. A. R., c'est avoir acquis un mérite personnel, le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes.“

Die Kinder dieſes kunſtliebenden Paares — unter ihnen der Vater der Prinzeſſin Amalie — folgten dem Beiſpiele ihrer

Eltern, namentlich in bezug auf die Pflege der Muſik. Der älteſte Prinz, der ſpätere König Friedrich Auguſt I., war ein leidenſchaftlicher Bewunderer der italieniſchen Muſik, die ſich denn auch bis an ſein Lebensende ſeines fördernden Schutzes erfreute. Er beſaß gründliche muſikaliſche Kenntniſſe, und von ſeinen eignen Kompoſitionen wird noch jetzt an jedem erſten Feiertage hoher Feſte eine Veſpermuſik in der katholiſchen Kirche zu Dresden aufgeführt. Sein Bruder, Prinz Anton, der ſpätere König dieſes Namens, betrieb neben ſeinem Lieblingsfache, der Genealogie, ebenfalls mit Eifer und Geſchick das Studium der Tonkunſt und übte lange Zeit als Komponiſt, Sänger und leicht zugänglicher Kunſtförderer mannigfach belebenden und bildenden Einfluß. Mehr als fünfzig Manuſkript-Bände ſeiner Kompoſitionen befinden ſich in dem Beſitze der königlichen Muſikalienſammlung. — Prinz Max endlich, der Vater der Prinzeſſin Amalie, liebte neben der Muſik auch die Poeſie; er ſang und komponierte nicht nur, er verſuchte ſich auch mit Glück in größern Gelegenheitsdichtungen. — Nicht minder iſt der jüngſten Schweſter dieſer Prinzen, Marie Anna, als einer fähigen Sängerin und Pianiſtin zu gedenken.

Prinzeſſin Amalie wurde am 10. Auguſt 1794 zu Dresden im Palais des Prinzen Max, ihres Vaters, geboren.

Bereits im Alter von zehn Jahren verlor ſie ihre Mutter Karoline Marie Thereſe, eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Parma. Ihre weitere Erziehung leitete ſeitdem die Gemahlin des Prinzen Anton, Maria Thereſia, Tochter des Kaiſers Leopold. Dieſelbe zeichnete ſich durch Eigenſchaften des Herzens aus und erwiderte die kindliche Zuneigung der jungen Prinzeſſin um ſo inniger, als ihre eignen Kinder ihr ſämtlich in jugendlichem Alter durch den Tod entriſſen worden waren. Auch kam ihr klar auf das Reale gerichteter Verſtand ihrem Pfleglinge

zweifellos zu ſtatten. Dagegen hatte Prinzeſſin Maria Thereſia weniger entſchiedene Neigung für Kunſt und Wiſſenſchaft, als dies den Überlieferungen des ſächſiſchen Hofes gemäß war. Die dichteriſchen Anlagen der jungen Prinzeſſin Amalie haben daher einer kundigen Anleitung entbehrt.

Auch auf ſie übte dagegen einen um ſo lebhafteren Einfluß die damals am ſächſiſchen Hofe vorwiegend gewordene Begünſtigung des muſikaliſchen Elementes. Wie aus einer Monographie hervorgeht, welche der Kammermuſikus Profeſſor M. Fürſtenau über die muſikaliſchen Leiſtungen der Prinzeſſin verfaßt hat, war der Kapellmeiſter Joſeph Schuſter ſelbſt ihr Lehrer. Sie ſang und ſpielte Klavier, verſuchte ſich auch bald in eignen Kompoſitionen. Aus ihrem 16. oder 17. Jahre ſtammt ſogar ſchon eine kleine Oper; Prinz Max hatte den Text dazu geſchrieben und der Kammermuſikus Franz Dunkel half beim Anfertigen der Partitur. Im engeren Hofkreiſe iſt dieſe Oper unter dem Titel „Una donna“ damals aufgeführt worden.

In Prag, wohin, wie bekannt, der ſächſiſche Hof im Februar 1813 überſiedelte, iſt dann auf Grund eines Librettos des Prinzen Max die zweite Oper der Prinzeſſin: „Le tre Cinture“ entſtanden. Die Partitur dazu iſt von der Hand Aloys Johann Wojtiſcheks, eines gediegenen Prager Muſikers, welcher der Prinzeſſin daſelbſt beratend zur Seite ſtand. Auch komponierte die Prinzeſſin im Laufe der folgenden Jahre, nachdem der ſächſiſche Hof wieder nach Dresden zurückgekehrt war, noch die Opern: „Le Nozze funeste“ (1816), „Il Prigioniere“ (1817), „L'Americana“ (1820), „Elvira“ (1821), „Elisa ed Ernesto“ (1823), „La Fedeltà alla prova“ (1826), „Vecchiezza e Gioventù“ (1828), „Il figlio pentito“ (1831), „Il Marchesino“ (1833), „La Casa disabitata“ (1835), ſowie

auch eine Anzahl Kantaten und kleinere Geſangsſtücke, zumeiſt mit Unterlegung ſelbſtgedichteter italieniſcher Texte.

Alle dieſe Arbeiten, denen ſich andre, von den Brüdern, dem Vater und dem Oheim der Prinzeſſin herrührende, größere und kleinere Kunſtſchöpfungen geſellten, kamen im engern Hofkreiſe teils ſzeniſch, teils nur am Klavier zur Aufführung, zum größten Teil unter geſanglicher Mitwirkung der jungen Prinzen Friedrich Auguſt und Klemens, ſowie der Prinzeſſin Marie Anna, Marie und der Prinzeſſin Amalie ſelbſt, während Prinz Johann ſich vorzugsweiſe bei rein dramatiſchen Vorſtellungen beteiligte.

Für ſzeniſche Aufführungen dieſer Art war im Prinzenpalais eine kleine Bühne errichtet; nicht minder gab es eine ſolche im alten Pillnitzer Karuſſellgebäude, dem jetzigen königlichen Orangeriehauſe daſelbſt. Prinz Max und Prinz Anton, der Vater und der Oheim der jungen Prinzen und Prinzeſſinnen, bezeigten für dieſe mit großem Eifer betriebenen theatraliſchen Vergnügungen ein warmes Intereſſe. Auch wohnten die Gemahlin des Königs Friedrich Auguſt I. und ſeine Tochter, Prinzeſſin Auguſte, den Aufführungen häufig bei. Wie zwanglos es in Pillnitz dabei herging, erhellt aus dem Umſtande, daß ſich die Pillnitzer Dörfler als Zuſchauer einfinden durften; auch wurde es durchaus nicht übel vermerkt, wenn ihre Anteilnahme ſich einmal etwas laut und ungeberdig vernehmbar machte. Im Gegenteil fand namentlich Prinz Anton in ſeiner volkstümlichen Weiſe an dieſer Komödie in der Komödie ſogar beſondres Vergnügen und ſelbſt nach ſeiner Thronbeſteigung dauerte dieſes patriarchaliſche Verhältnis unbeirrt fort.

Da die ſo ungewöhnliche dramatiſche Routine der Prinzeſſin Amalie in dieſen vielſeitigen künſtleriſchen Einwirkungen ihre vornehmliche Erklärung findet, ſo mag hier auf eine Art

von Festkalender hingewiesen werden, welcher in der schon erwähnten Fürstenauschen Schrift nachgelesen werden kann*). Den kostspieligen und rauschenden Lustbarkeiten einer verklungenen Zeit waren einfachere, aber sinnigere gefolgt. Sie gingen Hand in Hand mit ernsten Studien, die über das Maß fürstlicher Liebhabereien, wie die Folgezeit gelehrt hat, weit hinausgriffen, und dienten nicht nur zu heitrer Erholung vom strengen Dienste des Lernens, sondern auch zum dankbaren und freudigen Bewußtwerden der Segnungen eines reichen und beglückten Familienkreises.

Die Operntexte der Prinzessin waren, wie man bemerkt haben wird, sämtlich italienisch, auch scheinen, als ihr lebhaftes Interesse für Musik allmählich hinter dasjenige für schöne Litteratur zurückzutreten begann, die Werke romanischen Ursprungs noch eine gute Weile von ihr bevorzugt worden zu sein. Sowohl die Schöpfungen italienischer, wie diejenigen spanischer Dichter gehörten lange Zeit zu ihrer Lieblingslektüre, und ihre Übersetzungen aus jener Übergangsperiode sind Nachdichtungen spanischer Dramen und Romanzen.

Daß nahe verwandtschaftliche Beziehungen ihren Reisen zum öfteren die Richtung nach dem Süden gaben, kam hinzu, um jene Neigung zu begünstigen. Im Jahre 1825 war Prinzessin Amalie in Begleitung ihres Vaters nach Madrid gereist, wo sie mehrere Monate bei ihrer jüngsten Schwester Josepha verweilte, der Gattin des Königs Ferdinand VII. Zehn Male besuchte sie auch Italien, das letzte Mal im Jahre 1851, immer mit hoher Befriedigung. Vor allem hing ihr Herz an Toscana, wo ihre Schwestern Marie Anna und Marie, die eine als Ge-

*) Die musikalischen Beschäftigungen der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Dresden 1874. R. v. Zahns Verlag.

mahlin des Großherzogs, die andre als Gattin des Erbprinzen eine zweite Heimat gefunden hatten.

Übrigens waren ja, wie bekannt, alle Gemüter in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts von Sympathien für das Land Mignons und fast mehr noch für dasjenige Ximenes in ungewöhnlichem Grade erregt und erfüllt. An die Thätigkeit Tiecks und der beiden Schlegel braucht hier nur erinnert zu werden. Calderon, Moreto, Lope de Vega wurden fleißig übersetzt und vielseitig bewundert. Weber selbst, obschon der Hort deutscher Musik, trug sich mit Opernplänen, welche Pizarro, Don Juan d'Austria, Columbus, den Cid zum Mittelpunkte hatten. Preziosa war der allgemeine Liebling.

Dennoch hatte sich schon in jugendlichen Jahren bei der Prinzessin Amalie das Bedürfnis geltend gemacht, Empfindungen, welche einfach dem Herzen entströmten, in der Muttersprache auszudrücken. Unter den Kompositionen des Prinzen Anton aus dem bewegten Jahre 1815, wo der sächsische Hof wieder in die Heimat zurückkehrte, finden sich mehrere deutsche Gelegenheitsdichtungen der Prinzessin von echt nationalem Gepräge, unter ihnen „Der frohe Tag," „Unser Fritz," „Von Amalie und Anton," „Der Husar" u. a.

Daß die Prinzessin wenige Jahre später als Schülerin demjenigen Meister näher trat, an dessen Namen — seit der Begründung der Dresdner deutschen Oper, im Jahre 1816 — alle auf den Sieg der deutschen Tonkunst gerichteten Hoffnungen sich knüpften, bleibt unter den damaligen Zeitverhältnissen ein nicht minder bedeutsames Zeichen. Denn Karl Maria von Webers gefährlichste Gegner, Morlacchi in Dresden, Spontini in Berlin, standen noch in wohlbefestigtem Ansehen und erfreuten sich mächtigster Gönnerschaft.

Wie sehr nun auch der grunddeutsche Zug im Gemüt der Prinzessin Amalie später offenkundig geworden ist, ihr reichhaltiger litterarischer Nachlaß aus der ersten Periode ihrer größeren dramatischen Dichtungen läßt deutlich erkennen, daß ihr Genius, unklar über seinen eigentlichen Beruf, noch suchend schwankt zwischen den Nachwirkungen sprachlich fremdländischer Gewöhnungen und jenem inneren Zuge rein nationaler Art. Ihr Dichten italienischer Textbücher und ihr Komponieren nach italienischen Vorbildern wird daher einstweilen nur durch den Versuch abgelöst, italienische, spanische, oder überhaupt aus fernen Zonen entnommene Stoffe zu dramatisieren. Auf diese Weise entstehen unter anderem: „Der Zauberspruch," ein mit übernatürlichen Eingriffen durchwobenes, spanisch kostümiertes Schauspiel; „Elvira," ein maurisches Trauerspiel; „Graf von Toulouse," ein französisch kostümiertes Schauspiel; „Zwei Nächte auf dem Kastell Franco," wiederum ein Trauerspiel mit spanischem Hintergrunde; „Zulika," ein großes orientalisches Lustspiel; endlich zwei deutsche Ritterstücke: „Elisabeth," ein Trauerspiel, und „Die Witwe," ein Schauspiel. Auch stammen aus dieser Zeit und zwar wieder mit orientalischem Hintergrunde: „Der Krönungstag," ein Schauspiel in fünf Aufzügen, und „Mesru," ebenfalls ein Schauspiel, aber ein aus zwei Teilen bestehendes, jeder Teil zu fünf Aufzügen.

Mit Ausnahme des Trauerspieles „Elisabeth," welches in Prosa geschrieben ist, haben alle diese Stücke eine metrische Form, zumeist den reimlosen fünffüßigen Jambus. Sie entbehren einer glänzenden Sprache, und sind fast ganz ohne den Schmuck des bildlichen Ausdrucks; ebenso verschmähen sie, wo ein Zauber zu Hilfe gerufen wird, den eigentlichen Apparat des Zauberspiels. Nicht minder verlegen sie, wo sie das Gebiet des Tragischen streifen, die verbrecherische That gern in die Ver-

gangenheit, und beſchäftigen ſich mehr mit den Folgen des Verbrechens, als mit deſſen Entſtehen und Vollbringen.

Daneben feſſeln dieſe Stücke aber auch wieder durch unverkennbare Schönheiten. Die Perſonen haben wirkliches Leben, ſie empfinden richtig und intereſſieren; ja, in einigen Partieen dieſer Dramen, z. B. in den erſten Aufzügen der „Zwei Nächte auf dem Schloſſe Kaſtell Franco“ iſt die dramatiſche Bewältigung des unheimlichen Stoffes eine ſo große, daß man ſich anfangs faſt der Täuſchung hingiebt, ein vollſtändiges Meiſterwerk vor ſich zu haben.

Noch eines Stückes muß hier gedacht werden, da es das erſte Drama der Prinzeſſin iſt, welches auf der königlichen Hofbühne zur Aufführung gelangte. Es hieß „Die Abenteuer der Thorenburg,“ und wurde unter fremdem Namen, ohne Beifall zu finden, gegeben. Dieſer Mißerfolg trug die Schuld, daß jene anderen zahlreichen Stücke, obſchon ſie keineswegs Buchdramen ſein wollten, und die hingebende Arbeit mancher Jahre erforderten, im Pulte der Verfaſſerin verſchloſſen blieben. Die als Überraſchung veranſtaltete Aufführung des „Krönungstages,“ im Jahre 1823, war keine öffentliche. Sie fand im Prinzenpalais ſtatt. Aber die Darſteller waren Mitglieder des Hoftheaters. Der gute Erfolg gab der Prinzeſſin den Mut, in eine weitere Aufführung, die des „Mesru,“ zu willigen. Hofſchauſpieler führten im Jahre 1825 den erſten Teil im Prinzenpalais auf, ein Jahr ſpäter den zweiten Teil im Palais beim Prinzen Johann. 1828 kamen der „Krönungstag“ und dann die beiden Teile des „Mesru,“ in gleicher Weiſe beſetzt, in Pillnitz zur Aufführung. Und endlich brachte das Dresdner Hoftheater im folgenden Jahre den „Krönungstag“ zur öffentlichen Vorſtellung.

Als diejenigen rein dramatiſchen Arbeiten, welche bereits

in allen litterarischen Charakteristiken über die Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“ als ihre Erstlingswerke erwähnt worden sind, und somit seit langem der Litteraturgeschichte angehören, haben der „Krönungstag“ und „Mesru“ in der gegenwärtigen Gesamtausgabe ihren Platz gefunden. Ihnen ist ein Schauspiel in fünf Aufzügen, „Der Graf von Beaujolois,“ zugesellt worden, da sich dasselbe bei glücklicher dramatischer Abrundung durch eine reine, poetische Wirkung auszeichnet. Außerdem wurden noch „Die Täuschungen“ beigefügt, ein kleines Prosa-Lustspiel, das unlängst, bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit des Königs Johann, im Dresdner Hoftheater zur Darstellung kam.

Die Verfasserin selbst hat übrigens einige ihrer Prosastücke, obschon dieselben zur Aufführung gelangten (z. B. den in München und Dresden aufgeführten „Mörder“), in die Ausgabe ihrer „Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne“ nicht aufgenommen; diese sind denn auch der Gesamtausgabe nicht eingefügt worden.

Aus den vorstehenden Nachweisen über den litterarischen Nachlaß der Prinzessin ist schon ersichtlich, daß sie, bevor ihr Talent seinen Schwerpunkt fand, unermüdlich und in einer großen Menge von Richtungen das dramatische Gebiet durchschweifte. Zum Zwecke kleinerer, rasch improvisierter Belustigungen im Kreise ihrer Geschwister versuchte sie sich selbst im Burlesken, und, wie in allen übrigen dramatischen Formen, so auch in dieser keineswegs ohne Geschick. Besonders ergötzlich ist unter diesen rasch hingeworfenen Produkten einer übermütigen Stunde die Posse „Theseus und Ariadne.“ Die schöne Tochter des Königs Minos zählt darin bereits 40 Jahre, ist aber immer noch ledig, „denn Prinzen sind jetzt selten.“ Sie läßt sich daher von Theseus, welcher auch schon mit 55 Jahren beschwert ist, entführen, hat aber das Unglück, unterwegs in einem Gasthause

von ihm im Stiche gelaſſen zu werden, da im gemeinſamen Reiſewagen Theſeus ſein Herz an ihre Kammerjungfer Phädra verloren hat, und er letztere nun wiederum der entführten Ariadne entführen muß. Der Wirt des Gaſthauſes erbarmt ſich jedoch der Verlaſſenen, und da er ſich bald als Gott Bacchus ſelber entpuppt, welcher auf die Erde kam, um den Weinfälſchern durch billige Preiſe das Geſchäft zu verderben, ſo ſchenkt Ariadne ihm raſch getröſtet Herz und Hand.

Man ſieht, um gute Einfälle war die Verfaſſerin auch auf dieſem Gebiete nicht in Verlegenheit.

In ſo vielſeitiger Weiſe ſchaffend und geſtaltend vollendete Prinzeſſin Amalie mit raſtloſem Fleiße ein dramatiſches Gebilde nach dem andern, für das, was in ihr lebte, Form und Ausdruck immer von neuem ſuchend und, nach ihrer eigenen Abſchätzung, immer von neuem nicht findend. Endlich traf ſie in dem Schauſpiele „Lüge und Wahrheit" auf die wirkliche Metallader ihres poetiſchen Schachtes.

Das Stück wurde im Jahre 1833 an das Berliner Hoftheater eingeſandt, wie es ſcheint völlig anonym, da die Prinzeſſin, nach ſo langer freiwilliger Zurückhaltung von der Bühne, vor allem ein völlig unbefangenes Urteil über ihr Stück wünſchen mußte; ſelbſt der Name A. Heiter hätte aber ſeit den vorgedachten Aufführungen des „Krönungstages" und des „Mesru," für jenen Zweck nicht mehr dienen können, wie dieſer Name denn auch auf keinem Theaterzettel von „Lüge und Wahrheit," und ebenſowenig auf einem der ſpäteren Stücke wieder vorkommt. Am 24. Februar des folgenden Jahres, zur Geburtstagsfeier der Prinzeſſin von Mecklenburg, gelangte das Stück dann, wie ſchon erwähnt, im Palais der königlichen Prinzeſſinnen zur Aufführung, und drei Tage ſpäter gab man es im König-

lichen Schauspielhause. Fräulein von Hagn spielte die Julie, Fräulein Erck die Friederike, Grua den Franz Willmer.

Die Aufnahme war seitens des Publikums eine ungemein günstige, die Kritik verhielt sich maßvoll zustimmend. Die Mehrzahl der deutschen Bühnen beeilte sich, das Stück ungesäumt zur Aufführung zu bringen.

Fragt man heute nach den Gründen für den unzweifelhaft großen Erfolg jenes einfachen und anspruchslosen Schauspiels, so muß man sich vergegenwärtigen, wie wenigen der damals dem deutschen Publikum gebotenen Stücke gerade diese schätzenswerten Eigenschaften nachzurühmen waren. In der That befand sich das deutsche Theater im Anfange der dreißiger Jahre in der mißlichen Lage, weder selbst sich bestimmter Kunstrichtungen bewußt zu sein, noch auch der allgemeinen Geschmacksverwirrung Widerstand leisten zu können. Nachdem man ein Jahrhundert zuvor die sentimentale Komödie mit ihren Selinden, Cephisen und Orgons bewundert, dann dem Schwertgerassel der Ritterstücke entzückt gelauscht, und endlich mit den Stürmern und Drängern sich in dem frischen Luftzuge der Regellosigkeit tapfer getummelt hatte, war man einerseits auf die große Heerstraße des Spießbürgerlichen abgelenkt, andererseits tief in das Labyrinth des moralisch Lockeren hineingeraten, hatte dazwischen den Weimarschen Versuchen zur Verwirklichung einer idealen Bühne mit gutem Willen zugesehen, auch periodisch in den Meisterwerken jener Zeit Labsal und Erhebung gefunden, war aber endlich, von dem Glanze der romantischen Schule geblendet und nach allen Richtungen zugleich aufgeregt, unter dem Zauber talentvoller Mimen dahin gelangt, alles in buntem Durcheinander auf sich wirken zu lassen, und kaum noch das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden.

Das damalige Chaos kann wohl nicht beſſer anſchaulich gemacht werden, als mit den Worten Tiecks in ſeiner „Vogelſcheuche,“ einer ſatiriſchen Novelle, welche im Jahre 1835, alſo bald nach den erſten Erfolgen von „Lüge und Wahrheit“ erſchien und welche ſelbſt Raupachs zweifelhafte Verdienſte noch als einen Segen pries. „Denn,“ ſo heißt es dort, „wie ſchlimm ſtände es wohl um die deutſche Bühne, wenn Raupach nicht mit ſeinen hiſtoriſchen Dramen durchgedrungen wäre! Wir hätten gar nichts anderes mehr als Jockos, Melodramen mit Tableaus, Feuerwerk und Maſchinen, Ballete und jene Fratzen von den Pariſer Vorſtädten, die unſere ſchlechten Überſetzer ſich aus den Händen reißen, immer in der Eil' an die elendeſten geraten und ſie in ein ſo ſtümperhaftes Deutſch umſetzen, daß die Schulknaben es beſſer als Exerzitium machen müßten. Faſt alle Regiſſeure unſerer Theater, Sekretäre, viele Schauſpieler, alle dieſe ſchreiben und überſetzen, und welche Armſeligkeiten es ſind, weiß jeder, der ſich irgend um die Bühne kümmert . . .“

Inmitten ſo ungeſunder Zuſtände, die vor allem ſeit der Julirevolution durch jene unklaren Sympathien für alles Franzöſiſche ſtark beeinflußt worden waren, mußte das Schauſpiel „Lüge und Wahrheit“ in ſeiner ſchlichten, ungeſuchten Sprache und mit ſeinem guten, ſittlichen Kern wie ein Biſſen kräftigen Hausbrotes munden, deſſen würzigen Geſchmack der Gaumen über all dem Naſchwerk ſchier vergeſſen hatte. Im Verhältnis zu ſeiner erſten großen und allſeitigen Wirkung hat dies Drama übrigens nur eine mäßige Anzahl Aufführungen erlebt; auch beſteht es trotz ſeiner vielen liebenswürdigen Seiten nicht den Vergleich mit manchen ſpäteren Arbeiten der Prinzeſſin. Sein großes Verdienſt bleibt, daß es den Geſchmack des Publikums zur Beſinnung rief. Es hatte den Verſuch unternommen, ohne Moralpredigen und ohne Rührungsmittel, einzig durch das

zu Worte kommen lassen richtiger Empfindungen einem an sich nicht bedeutenden Stoffe Kunstwirkungen reiner und veredelnder Art abzugewinnen. Und der Versuch war gelungen.

Durch den Erfolg ermuntert, wandte Prinzessin Amalie sich von nun an ausschließlich dieser Kunstgattung zu, und ihre besten Werke stammen aus dieser Periode. Wie sehr dieselbe sie beglückt haben muß, läßt sich ohne Mühe nachempfinden. Bis in ihr 40. Jahr hatte ihr schöpferischer Drang sich in immer neuen Aufgaben, und doch ohne volle innere Befriedigung, abgemüht. Jetzt auf einmal durfte sie an ihren dichterischen Beruf glauben. Mit dem ihr anvertrauten Pfunde zu wuchern, mußte ihr nun zur eigensten Herzenssache werden. Großer und guter Wirkungen auf dem endlich gewonnenen Arbeitsfelde war sie fähig, daran durfte sie nicht mehr zweifeln. Aber ihre Jugend war bereits dahin und ihrem dichterischen Schaffen konnte nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen sein. Aus solcher Selbsterkenntnis, welcher freilich die Freude an immer neuen Bestätigungen des ersten großen Gelingens jede trübe Färbung nehmen mochte, ist die Fülle der dramatischen Schöpfungen zu erklären, welche, von den glücklichsten Eingebungen ihrer Muse begünstigt, nun in schneller Reihenfolge entstanden. Noch im Jahre 1834 erschien: „Die Braut aus der Residenz;" dann 1835: „Der Verlobungsring" und „Der Oheim;" 1836: „Die Fürstenbraut," „Der Landwirt," „Der Zögling," „Das Fräulein vom Lande;" 1837: „Der Unentschlossene," „Vetter Heinrich," „Der Pflegevater;" 1838: „Die Unbelesene," „Der Majoratserbe;" 1839: „Die Stieftochter;" 1840: „Kapitän Firnewald;" 1841: „Die Heimkehr des Sohnes," „Der alte Herr;" 1843: „Der Siegelring," „Regine;" endlich 1845: „Der Brief aus der Schweiz." In dieser Reihenfolge wenigstens sind vorgenannte 20 Stücke in Berlin, Potsdam und Charlottenburg zur

Darstellung gelangt, zumeist allen anderen Bühnen voran. Das Münchener Hoftheater führte im ganzen 14 Stücke der Prinzessin Amalie auf, darunter zwei in Berlin nicht gegebene: „Pflicht und Liebe“ (1839) und „Der Mörder“ (1845). Das Hofburgtheater in Wien brachte 11 jener 20 Stücke zur Darstellung. Auf dem Dresdner Hoftheater erschienen außer dem mehrerwähnten „Krönungstag,“ den „Abenteuern der Thorenburg,“ den unlängst gegebenen „Täuschungen“ und einer musikalischen Posse: „Die Siegesfahne,“ in allem 24 Stücke der Prinzessin, darunter 19 von jenen 20 Stücken („Kapitän Firnewald“ wurde hier nicht gegeben), und ferner: „Fräulein Sybille,“ „Der Mörder“ und „Ottfelds Erben,“ sowie eine von Borrom. von Miltitz komponierte Oper: „Der Condottiere,“ deren Text die Prinzessin verfaßt hatte. Alle übrigen deutschen Theater eigneten sich von den Schau- und Lustspielen an, was den Kräften ihres Personals irgend entsprach. Nicht minder gingen diese Stücke teils auf die Bühnen, teils in die Litteratur des Auslandes über. So veröffentlichte die bekannte englische Schriftstellerin Mrs. Anna Jameson, welche sich damals in Weimar aufhielt, eine Übersetzung von „Lüge und Wahrheit,“ „Der Oheim,“ „Der Zögling,“ „Die Fürstenbraut,“ „Vetter Heinrich.“ Sechs der andern Stücke wurden im Jahre 1848 ins Englische anonym übertragen, und in Boston erschien eine Übersetzung des „Verlobungsrings.“ Auch in die dramatische Litteratur der Russen, Ungarn und Italiener haben einige der Stücke ihren Weg gefunden, und in Paris glaubte ein spekulativer Kopf dem Ruhme der fremden Bühnendichterin wenigstens dadurch seinen Tribut darbringen zu sollen, daß er unter dem Namen der Prinzessin Amalie eigene Machwerke aufführen ließ. Es hat sich aus jener Zeit unter den Papieren der Prinzessin ein Exemplar des Pariser Vert-Vert erhalten, welches das

französische Publikum auf das neue Gestirn unter anderm in folgender humoristischer Weise aufmerksam macht.

„La Saxe," so heißt es in diesem Artikel, „est le pays des femmes célèbres, les dames y sont mille fois plus avancées qu'en France; elles boivent de la bière et mangent de la choucroûte comme un grenadier du grand Frédéric; elles commandent la charge en douze temps comme Clara Wendel, qui était née à Drèsde, et écrivent presque toutes des drames aussi fantastiques que ceux de Goëthe et de Zacharias Werner. La princesse Amélie est un Faust en corset lacé et en jupons . . .

Les titres des principales pièces de la royale dramaturge pourront donner une idée de sa manière; la première livraison contiendra deux drames et un vaudeville, qui sentent leur fantastique d'une lieue. Le premier drame s'appelle „La Lune et le Damné": une éclipse joue le principale rôle; le second, écrit à la manière de Burgher, est intutilé „l'Ame en peine:" le héros, qui est une fantôme, se brûle trois fois la cervelle; le vaudeville a pour titre „le Rouet de Marguerite": le docteur Faust y danse sur la corde roide comme Alcide Tousez, et Méphistophélès y chante de charmans couplets de circonstance sur les chemins de fer.

On nous fait espérer que ces divers ouvrages seront représentés cet hiver sur le théâtre de M. de Castellane."

Diese Notiz stammt aus dem Jahre 1837. Wie es scheint, hat das Theater des M. de Castellane sich mit den angekündigten Stücken indessen nicht gerade beeilt, oder im Lärm der großen Stadt hat man sich um die Quelle dieser angeblichen Prinzessinnen-Dramen nicht näher bekümmert. Erst drei Jahre später, als auf dem Théâtre du Gymnase dramatique die

Aufführung eines besonders anstößigen Stückes — es hieß: „une femme charmante“ — den Kritiker Jules Janin zu einer verwunderten Rüge über die Muse der hohen Verfasserin veranlaßt hatte, kam der Betrug zu Tage. Ein mit der deutschen Litteratur vertrauter Franzose, Mr. Pitre-Chevalier, besorgte nun eine französische Übersetzung von: „Lüge und Wahrheit,“ und der „Braut aus der Residenz.“ Die Pariser Presse nahm keinen Anstand, durch sehr günstige Besprechung der Stücke jenen häßlichen Namensmißbrauch nach Möglichkeit gut zu machen, und ein vom Februar 1841 datierter Brief des Übersetzers weiß schon von zahlreichen Aufführungen zu berichten. Eine im Jahre 1843 von Louis Schwörer in London verfaßte französische Übersetzung der Originalbeiträge für die deutsche Schaubühne samt dem Supplementbande scheint Manuskript geblieben zu sein. Dagegen erschien eine französische Übersetzung der „Fürstenbraut“ von Henri Jouffroy schon im Jahre 1839 in Leipzig.

Allgemein äußerte sich bei dieser Berührung des Auslandes mit den dramatischen Arbeiten der Prinzessin neben der Bewunderung vor allem einige Verwunderung. Daß eine Prinzessin, und überdies eine sächsische Prinzessin, im Stande gewesen sei, mit solcher Kenntnis Verhältnisse und Beziehungen zu schildern, die ihr doch notwendigerweise am allerfernsten liegen mußten, erklärte z. B. Mrs. Jameson geradezu für ein Rätsel. Denn die sächsische Hofetikette, fügt sie ganz richtig hinzu, sei während der ersten Jugendzeit der Prinzessin Amalie eine überaus strenge gewesen. Zwischen Hof und Bürgertum habe eine Scheidewand der abschließendsten Art bestanden. Kaum sei es den kleinen Prinzessinnen erlaubt gewesen, zu Fuß zu gehen, und als endlich in dieser Hinsicht einige Nachsicht geübt worden sei, habe eines der Prinzeßchen sich als eine besondere Ver-

günſtigung die Erlaubnis erbeten, einmal über die ſchöne Brücke zu ſpazieren, die es ſo lange ſchon ſehnſüchtig vom Schloſſe aus beäugelt. Dagegen ſei freilich an die großen Wandlungen zu erinnern, welche der Krieg dieſen Verhältniſſen bereitet habe; an die dem königlichen Oheim der Prinzeſſin zweimal auferlegte Nötigung, ſeine Staaten zu verlaſſen, an ſeine Gefangenſchaft, überhaupt an die Erſchütterung ſo vieler europäiſcher Throne, alles Ereigniſſe ſo mächtig auf- und umrüttelnder Art, daß es vielleicht weniger zu verwundern ſei, wie die Prinzeſſin, vom 12. bis zum 23. Lebensjahre in ſolcher Weiſe von der rauhen Wirklichkeit berührt, für dieſe die Augen weit geöffnet habe, als daß ihre Muſe ſich dadurch nicht auf den Weg der großen Staatsaktionen und der gewaltigen tragiſchen Konflikte habe leiten laſſen.

In ſolcher und ähnlicher Weiſe ſuchte das Ausland ſich mit der ungewöhnlichen Erſcheinung dieſer Arbeiten abzufinden, nicht allerdings ohne dabei in den Irrtum zu verfallen, die Prinzeſſin habe in ihren Stücken vorwiegend das deutſche bürgerliche Alltagsleben geſchildert. Mrs. Jameſon z. B. iſt ſo ſehr in dieſer Annahme befangen, daß ſie ihre Überſetzung als eine Studie zur Kenntnis des deutſchen social life bezeichnet, und in ihrer dialogiſierten Vorrede dem Einwurfe, Vieles in dieſem social life werde in England aber nicht gefallen, mit der Antwort begegnet: Sie wende ſich auch gar nicht an den Geſchmack des engliſchen Publikums, ſondern an deſſen Neugier und Wißbegier, und die Frage laute nicht: „Wie ſoll im täglichen, häuslichen Leben das weibliche und das männliche Geſchlecht in England ſich behaben?“ ſondern vielmehr: „Wie geſchieht dies in Deutſchland?“

Das klingt für uns Deutſche nicht ſehr verbindlich. Ohne Zweifel bezieht es ſich vornehmlich auf die Erörterungen, die

in vielen dieſer Stücke beim Heiraten über den Geldpunkt angeſtellt werden. Sie entſprechen, wie bekannt, nicht den Durchſchnittsgewohnheiten des deutſchen Bürgerſtandes, mußten aber vor allem in England befremden, wo der Regel nach keine Ausſteuer gegeben wird.

Übrigens iſt die oben angedeutete Annahme: „Die Grundlage für die dramatiſchen Arbeiten der Prinzeſſin ſei das bürgerliche Leben in Deutſchland“ keineswegs eine nur im Auslande verbreitete Anſicht. Im Gegenteil iſt ſie überhaupt die herkömmliche, und noch einer der unlängſt erſchienenen Nekrologe der Prinzeſſin bediente ſich wörtlich der eben citierten Bezeichnung.

Ein Blick in die Perſonenregiſter der Stücke genügt, um jene Auffaſſung als eine in ihrer Allgemeinheit unrichtige erkennen zu laſſen. Von den ſämtlichen im Druck erſchienenen Stücken der Prinzeſſin bewegen ſich nur 3 in rein bürgerlichen Verhältniſſen: „Lüge und Wahrheit,“ „Die Heimkehr des Sohnes“ und „Die Pflegetochter.“

In 4 weiteren Stücken, „Der Oheim,“ „Die Braut aus der Reſidenz,“ „Vetter Heinrich“ und „Der Siegelring,“ miſcht ſich Adeliges und Bürgerliches.

Die ſämtlichen übrigen Stücke beſchäftigen ſich mit Vorgängen in adeligen oder fürſtlichen Kreiſen.

Wie kommt es nun, daß man in Bauſch und Bogen die Stücke der Prinzeſſin Amalie für bürgerlich anzuſehen pflegt?

Der Grund, ſo ſcheint es, liegt darin, daß die Verfaſſerin die Standesunterſchiede als ſolche bei den Motiven ihrer Dramen völlig ignoriert.

Nie iſt in ihnen von einer beſonderen Standesehre die Rede, nie kommt der Ausruck vor: „Wir ſind der erſte Stand;“ und ebenſo iſt keinem Bürgerlichen ein bitteres Wort gegen den

Adel in den Mund gelegt. Solcher Art bringt Prinzessin Amalie in allen ihren Stücken, zum großen Vorteile derselben, die besseren Regungen des menschlichen Herzens zu Ehren, ohne die verschiedenen Stände sondernd auseinander zu halten, und ohne zu fragen, ob Vorurteil oder Erfahrung nicht gegen die von ihr gewählten Vertreter dieser oder jener Eigenschaft hier und da Einspruch erheben. In einer ungemein liebenswürdigen Umschreibung der Wirklichkeit führt sie uns zu Gemüt, wie in einem gegebenen Falle der gute Vater, der treue Freund, das sinnige Mädchen handeln sollten, und das gelingt ihr in einer so deutschen, herzlichen Weise, daß jeder Stand eigene, wohlbekannte Züge zu erkennen glaubt und den Personenzettel darüber vergißt.

Daß diese Methode der Prinzessin, trotz ihrer beispiellosen Treue im Porträtieren des dienenden Personals, doch notwendigerweise von einer photographischen Wiedergabe des deutschen Alltagslebens absieht, ist in Vorstehendem bereits dargethan. Gewiß liegt aber gerade in diesem Hinausheben der Gegenstände aus der Sphäre derjenigen Zustände, welche durch das Hervortreten der Standesunterschiede verstimmend getrübt werden, das Geheimnis der harmonischen, künstlerischen Beleuchtung, welche die meisten Stücke der Prinzessin auszeichnet.

In demselben Maße freilich, wie der hier angedeutete Verzicht auf eine so wesentliche Seite der gesellschaftlichen Beziehungen den Stücken zu statten kam, schränkt derselbe ihr Gebiet auch ein. Es ist nicht zu verkennen, daß mit dem Vermeiden eines allzu individuellen Kolorits sich im Prosalustspiel das Feld des Darstellbaren in schwieriger Weise verengt, zumal wenn wohlberechtigte weibliche Scheu noch selbstbeschränkend hinzukommt; denn wie manche Seite des menschlichen Lebens

entzieht ſich, wenn nicht der weiblichen Kenntnis, ſo doch der weiblichen Wiedergabe, und wie viele dichteriſche Erfolge giebt es, die nur dem Dichter erlaubt ſind, während ſich die Dichterin ihrer kaum zu erfreuen vermöchte. Berückſichtigt man dieſe erſchwerenden Umſtände, und bedenkt man, wie dieſelben in ſo hoher Stellung ſich noch mit verdoppeltem Drucke geltend machen mußten, ſo gelangt man erſt zu einer richtigen Würdigung der von der Prinzeſſin erzielten Wirkungen.

Noch heute ſind ſie nicht verklungen. „Dem Landwirt," „dem Oheim," „der Braut aus der Reſidenz," „dem Majoratserben" wohnen Vorzüge inne, die trotz aller Umſtimmungen des Geſchmacks und der Gewöhnungen ihnen nach wie vor eine dankbare Aufnahme ſichern. Auch für „Vetter Heinrich" bedarf es wenig mehr, als eines geeigneten Vertreters des Stellani, um den dauernden Wert dieſes dem Leben ſorgfältig abgelauſchten Charakterbildes immer wieder ins rechte Licht zu ſtellen. Beſonders übertrifft aber „Die Fürſtenbraut" alle Dichtungen verwandter Art durch eine ſo große Unmittelbarkeit der Anſchauung und ein ſo feines Verſtändnis für die dabei in Szene geſetzten Verwickelungen, daß ſich die Aufführung dieſes Stückes jederzeit dort empfiehlt, wo ſich nicht nur die Rolle des ſchönen Fräuleins von Wallenbach, ſondern auch die der Prinzeſſin-Braut paſſend beſetzen läßt. Allem Anſcheine nach hat man die letztere Rolle zumeiſt Darſtellerinnen gegeben, welche zwar zu repräſentieren wußten, aber von den Reizen des Fräuleins völlig in den Schatten geſtellt wurden. Nichts kann dem Stücke nachteiliger ſein. Nur eine auch äußerlich günſtig ausgeſtattete Prinzeſſin-Braut giebt einige Gewähr für die dauernde Bekehrung ihres hohen Geliebten und verhilft dem Stücke zu einem wohlthuenden Abſchluſſe.

Von den mancherlei eigentümlichen Herzensergüſſen, in

welchen zu Zeiten einzelne ihrer dankbarſten Bewunderer ſich gegen die Verfaſſerin Luft machten, hat vielleicht keiner ihr mehr Freude bereitet, als die folgende Zuſchrift, welche ſie unter ihren Papieren aufbewahrte:

Dresden, den 17. Januar 1836.

Empfangen Ihro königliche Hohheit meinen wärmſten Dank für das geſtern geſehene Luſtſpiel — Der Oheim — das mir mehr Thränen entlockt hat, als manches geprieſene auf Kothurnen gehende Trauerſpiel.

Gerade ſo wünſchte ich ſchreiben und handeln zu können.

Dieſe wenigen Worte ſind der Erguß der reinſten Wahrheit und meiner innigſten Überzeugung.

Ein Zuſchauer von der Galerie.

Das nämliche Luſtſpiel gab einem Berliner Arzte Veranlaſſung, ſich in einer anonymen Broſchüre über die Verdienſte einer Arbeit zu äußern, welche den Stand der Ärzte wieder auf der Bühne zu Ehren bringe, nachdem derſelbe ſeit Molière nur bitteren Verunglimpfungen preisgegeben geweſen ſei.

Glücklicher noch als dieſe und andere gutgemeinte Dankesäußerungen ſtimmte die Verfaſſerin ohne Zweifel das Gefühl, daß neben der dichteriſchen Befriedigung und dem ſittlich guten Einfluſſe ihrer Bühnenſpiele, ihr durch die Erträgniſſe ihrer Muſe auch die Möglichkeit geworden war, ihrem Mildthätigkeitstriebe einigermaßen genug zu thun. Wie wenig oder wie viel bei der damaligen Rechtsunſicherheit des ſchriftſtelleriſchen Eigentums ihre dramatiſchen Revenüen betragen haben mögen — unverkürzt ſind dieſelben ihren Armen zu Gute gekommen, und mit Recht betonte kurz nach ihrem Tode ein warmer Nachruf aus ſchauſpieleriſcher Feder, daß, wenn man die Prinzeſſin

nach ihrer Mildthätigkeit beurteilen wollte, man sie für eine der reichsten Fürstinnen hätte halten müssen.

In allem bis hierher über die Prinzessin Zusammengetragenen haben ihre dichterischen Werke von ihrem Bilde weder getrennt werden können, noch sollen. Um dem letzteren die größtmögliche Deutlichkeit zu geben, wird das hier und da schon flüchtig Berührte mit den wenigen Zügen zusammenzufassen sein, welche zu solchem Zwecke noch verfügbar sind.

In ihrer Jugend war Prinzessin Amalie, obschon von unansehnlichem Wuchs, doch, um ihres schönen Auges willen, von anziehender Erscheinung. Ein Öl-Porträt, welches Maler Geyer in ihrem neunzehnten Lebensjahre malte, und in welchem freilich sein Pinsel die Wirklichkeit wohl etwas verschönern zu müssen glaubte, zeigt ein edel geformtes Antlitz, das aus großen hellbraunen Augen klug und offen ins Leben blickt, und dessen vielleicht etwas scharfes Profil durch die halbe en face Richtung des Kopfes auf glückliche Weise gemildert erscheint. Der Fleischton ist warm, das lichtbraune Haar umgiebt die Schläfen in reicher Fülle.*)

Wie bekannt, war Prinzessin Amalie die einzige Tochter des Prinzen Max, welche unvermählt blieb. Man sagt, sie habe nicht ohne Neigung heiraten wollen, und da der Zug ihres Herzens nicht mit den Forderungen ihrer Stellung zu vereinbaren gewesen sei, habe sie verzichtet.

In dem ersten Teile des Schauspiels „Mesru" kommen die Worte vor:

„Der Majestät des Thrones habe ich
Von Kindheit an ins Auge blicken dürfen —
Sie konnte mich nicht reizen, noch mich blenden."

*) Es wurde von der gegenwärtigen Besitzerin desselben, Fräulein M. L. Pichler in Dresden, gütigst für die Anfertigung des beigegebenen Holzschnittes zur Verfügung gestellt.

Was hier die Fürſtentochter Timantia ausſpricht, ſind zweifellos die eigenſten Empfindungen der Prinzeſſin Amalie geweſen. Und augenſcheinlich dem nämlichen Ideenkreiſe entlehnt iſt jene Stelle des zweiten Teils, wo die königliche Mutter den Plan einer Verbindung ihres Neffen mit ihrer Tochter aufgiebt:

„Doch möcht' ich dieſe, meine einz'ge, nicht
Um ſolches Wunſches willen dem Geſchick
Der Fürſtentöchter unterwerfen, nicht
Das Glück mißgönnen ihr, das ich genoß —:
Liebe und Pflicht auf gleichem Weg zu finden."

Daß aber eine Jungfrau das Endziel weiblichen Glückes auch in anderer Sphäre als einzig in der Ehe ſuchen ſolle, ſpricht Prinzeſſin Amalie wohl am ſchönſten und einfachſten in den Worten aus, mit welchen — im „Siegelringe" — ſich Antonie gegen Günther wendet:

Antonie: Es giebt ja andres Glück im Leben, als nur das der Liebe.
Günther: Und welches?
Antonie: Freude an fremdem Glück.

Was die jugendliche Antonie hier mit einer Faſſung äußert, die ſich über den Schmerz des Reſignierens ſelber zu täuſchen ſucht, das hat Prinzeſſin Amalie je länger deſto mehr zum Grundton ihrer Lebensanſchauung gemacht, und aus manchem ihrer Worte geht hervor, wie ſie namentlich in dem Glücke ihrer Geſchwiſter und in der Geſchwiſterliebe überhaupt Erſatz für anderes ihr Verſagte fand; auch iſt die Antigone des Sophokles unter den Werken der Alten immer ihr Liebling geblieben.

Es bleibt noch die äußere Art, wie ihre Stücke entſtanden, zu beſprechen. In jugendlichen Jahren, zur Zeit als die Prinzeſſin mit ihren Brüdern und Schweſtern fleißig Komödie ſpielte, rühmte man ihrem Spiele große Lebendigkeit und Sicherheit nach. In derſelben, raſch den Kern der Sache

treffenden Art entstanden schon ihre frühesten, aber auch ihre späteren Komödien. Die Prinzessin war eine Vormittags-Arbeiterin, und in heller Vormittagsstimmung wurden jene biederen Väter, jene schüchternen Werber, jene gutherzigen Mädchen, jene unbeirrbar rechthaberischen alten Diener und Dienerinnen geschaffen, die seitdem so oft beim Lampenlicht der Bühne das deutsche Publikum ergötzten und rührten. War ein Stück glücklich zum Schlusse gelangt, dann mußte Frau Brandt, ihre treue Kammerdienerin — fast könnte man sagen: Vertraute — das erste Auditorium für dasselbe abgeben, nach der bescheidenen Versicherung der Hörerin: Nur um der Prinzessin Gelegenheit zu bieten, im Lautlesen sich selbst über ihre Arbeit vollends klar zu werden, während es wohl nicht minder der Zweck der Verfasserin war, von vornherein sich eines ehrlichen und naturwüchsigen Urteils zu versichern. Daß die Gutmütigkeit so der Dichterin wie des Auditoriums es mit dem Abstrafen der Schuldigen nicht immer strenge nahm, hatte wenig zu sagen. Für allzu belohnende Verzeihungen, wie sie dem reuigen Minister Graf Winterstein in „Pflicht und Liebe" zu Teil werden, und wie sie schon in „Lüge und Wahrheit" über Juliens arge Wahrheitsumgehungen glimpflich weghalfen, entschädigte reichlich das gleichzeitige Glücklichwerden unterdrückter Verdienstvoller und verkannter Braver, und das deutsche Publikum pflegte diesem Verdikt seine Zustimmung nicht zu versagen.

Was die Art betrifft, wie die Prinzessin Menschen und Dinge studierte, so wäre ohne Zweifel viel von ihrem freudigen Ausnutzen jeder Gelegenheit zum Erweitern ihres Gesichtskreises zu erzählen. So z. B. war sie beim Ausbruch der Mai-Revolution eben im Begriff, mit der Prinzessin Auguste die Residenz zu verlassen, als ihr Wagen an einer Straßenecke vorüber kam, wo ein sehr ungeberdiger Mann von einer um-

gestürzten Bude herab zu einer großen Menge Volkes mit heftigen Worten redete. Prinzessin Auguste hatte alle Mühe, zu verhindern, daß Prinzessin Amalie nicht anhalten ließ; gar zu gerne hätte sie dem Manne eine Weile zugehört, und daß sie wenigstens Zeit genug erübrigt habe, um sich die ganze Szene deutlich einzuprägen, pflegte sie bei Erzählung dieses Abenteuers nicht unerwähnt zu lassen.

Mit welcher Herzensgüte sich ihre Lust an den unzeremoniellen Seiten des Lebens paarte, davon erhielt unter anderm ein Soldat eine Probe. Derselbe — ein musikalischer Dilettant — stand eines Tages vor einem der Gemächer der Prinzessin im Taschenberg-Palais auf dem Posten. Er hatte bemerkt, daß sich in einem der Zimmer ein Flügel befand, und ihn gelüstete nicht wenig, einmal ein prinzliches Instrument dieser Art zu versuchen. Prinz Anton und seine Gemahlin waren ausgefahren. Von dem Vorhandensein einer Adoptivtochter mochte der Mann nichts wissen. Diener ließen sich auch nicht sehen. Offenbar war niemand zu Hause und er im ganzen Stockwerk allein. Er stellte daher sein Gewehr draußen an die Wand, schlich über die Schwelle und begann in bester Laune einen Tanz herunterzuspielen. — Prinzessin Amalie, welche sonst in einem der anstoßenden Zimmer über ihren Büchern zu sitzen pflegte, war wirklich nicht zu Hause. Wohl aber hörte den kecken Musikanten mit Entrüstung eine in der Nähe beschäftigte Dienerin, nötigte ihn zu schleunigem Rückzuge und stattete der bald darauf heimkehrenden Prinzessin pflichtschuldigen Rapport über den Eindringling ab. Mit welcher Angst derselbe draußen seine Stunde zu Ende gestanden haben mag, läßt sich denken. Der Mann ist indessen ohne alle Strafe durchgekommen, und erst Jahre darauf hat die Prinzessin den Vorfall lachend im Kreise der Ihren zum Besten gegeben.

Wirklich dichteriſcher Anleitung entbehrte die Prinzeſſin wie in ihrer Jugend, ſo auch in der ſpäteren Zeit ihrer Thätigkeit, während es allerdings fraglich iſt, ob ihr mit Rat und guten Lehren genützt worden wäre. Was Hofrat Winkler (Theodor Hell) beim Durchſehen derjenigen Stücke, welche ſie ihm mitteilte, als Randgloſſe bemerkte oder ſonſtwie vortrug, iſt, ſoweit ſeine Briefe darüber ein Urteil geſtatten, nicht gar weit über die rein bühnentechniſche Seite hinausgegangen. Mit Tieck ſtand die Prinzeſſin in keinem Zuſammenhange, obſchon ſie ihn einige Male als Vorleſer hörte und ihn als ſolchen hochſchätzte. Auch zu den litterariſch gebildeten Männern, welche Prinz Johann — der ihr am innigſten naheſtehende ihrer Brüder — in früher Zeit um ſich zu verſammeln pflegte, trat die Prinzeſſin in keine Beziehung.

Um ſo lieber verkehrte ſie mit Büchern. Sie hatte, ſo lange ihre Augen es geſtatteten, keine Vorleſerin, da ſie nur beim Selbſtleſen ganz bei der Sache ſein zu können glaubte, eine natürliche Folge ihrer regen Phantaſie. Über dem lebhaften Spiel der letzteren pflegte ſie auch wohl auf Spazierfahrten ihre Umgebung zu Zeiten ganz zu vergeſſen, und zumeiſt gingen landſchaftliche Schönheiten ſpurlos an ihr vorüber (ſ. dagegen S. 4), während jede Begegnung mit Perſonen, gleichviel welcher Art, ihre Beobachtungsluſt ſofort wach rief. Ingleichen war ſie für bildende Kunſt nicht leicht zu erwärmen, und die Kunſtſchätze Italiens ſind der Prinzeſſin Amalie, trotz ihrer vielen Reiſen dahin, nie zu wirklichen Vertrauten geworden (ſ. desgleichen S. 4); vor allem in Florenz, wo ſie ſo oft und gern verweilte, wird ſie ihre glücklichſten Stunden nicht in der dortigen „Tribüne," ſondern im Kreiſe ihrer kleinen Nichten und Neffen verlebt haben, für welche ihr Märchen-Erfindungstalent ſich als nahezu unerſchöpflich erwies. Auch hat ſie dieſen

dankbaren Hörern zu liebe eine Reihe selbsterfundener Märchen aufs Papier geworfen; dieselben sind jedoch Manuskript geblieben.

So bei ihren Lieben in der Fremde weilend, oder daheim die Winter im Dresdner Prinzenpalais, die Sommer teils am schönen Elbufer in Pillnitz, teils auf den übrigen Landsitzen ihres königlichen Bruders zubringend, eine Trösterin der Ihrigen in mancher schweren Zeit, ein Hort verschämter Dürftiger, eine Christin im besten Sinne des Wortes — so ist Prinzessin Amalie in stiller Zurückgezogenheit gealtert. Im Laufe der Zeit hatten ihre schwächer werdenden Augen ihr mehr und mehr Sorge bereitet. Allmählich entwickelte sich der graue Star, und im Jahre 1851 ereilte sie das traurige Schicksal des Erblindens. Sie trug es mit Ergebung und hoffendem Vertrauen. Im Jahre 1855 konnte durch Professor Dr. Coccius in Leipzig der Versuch einer Operation gemacht werden. Derselbe gab wenigstens dem einen Auge der Prinzessin die Sehkraft wieder.

Noch fünfzehn Jahre war es ihr vergönnt, sich dankbaren Herzens dieses köstlichen Geschenkes zu freuen.

Im Spätsommer des denkwürdigen Kriegsjahres 1870 nahmen ihre Kräfte jedoch in merklicher Weise ab, und am 18. September umnachtete sich ihr von neuem die Welt, diesmal ohne daß menschliche Kunst sie ihr wieder zu erhellen vermochte — die sinnige Priesterin der Musen hatte von dieser wild erregten Erdenbühne Abschied genommen.

Daß auch sie dazu beigetragen hat, in einer freudenarmen Zeit dem deutschen Volke die Stirn zu glätten, den Glauben an seine eigene Güte und Tüchtigkeit in ihm zu befestigen und die edleren Regungen seiner Brust ihm selber wert zu machen — dieses Verdienst wird ihr unvergessen bleiben und ihrem Namen ein dankbares Andenken sichern.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 7, Zeile 13 von unten lies Wittenberg statt Wittenberge.
" 56, " 9 von oben lies Brüx statt Brix.
" 76, " 6 von unten lies Clam statt Clamm.
" 122, letzte Zeile lies 1812 statt 1824
" 159, Zeile 7 von unten lies Prinzessin Karoline statt Königin Karoline.

Von dem Herausgeber der „Memoiren" ist vor Kurzem erschienen:

Die Somosierra.

Roman aus dem spanischen Bühnenleben.

Von

Robert Waldmüller (E. Duboc).

In gediegener, eleganter Ausstattung.

Broschirt ℳ 4,50. Sehr elegant gebd. ℳ 5,40.

(Allgemeine Zeitung in Augsburg.) Ist es Wahrheit, ist es Dichtung? — fragt man immer angelegentlicher, je weiter man sich in das Buch hineinliest. Wenn Denkwürdigkeiten einer wirklichen Persönlichkeit dem Verfasser vorlagen, so hat er es meisterhaft verstanden, den Inhalt kunstschön abzurunden, das Werden und Kämpfen der Heldin in vertraulicher Weise auf den Gipfel zu führen, wo alles in Leidenschaft glüht, um dann das Leben sanft ablaufen zu lassen in stille Dämmerung. Ist aber, trotz mancher Züge, die nur leibhaftem Dasein abgefangen sein können, das Ganze dennoch erdichtet, so hat der Dichter bis ins Kleinste realistisch geschaffen. Leben und Treiben am spanischen Hof und Theater und in spanischen Journalistenkreisen zeigt sich in so natürlicher Lebensfrische, als ständen wir hinter einer durchsichtigen Glaswand und schauten ungesehen mitten hinein. Neben dem feinen psychologischen Reiz, welchen der Einblick in das Wollen und Werden einer weiblichen Seele voll Adel und Wahrhaftigkeit gewährt, sind es die spanischen Heimlichkeiten, welche in der Erzählung der Somosierra anziehen. Im wesentlichen sind ja die Spanier noch heutzutage so, wie sie hier geschildert werden: Noch immer ist germanische Heldenehre und arabische Tücke und Sinnlichkeit auf dem Boden, welchen schon die Cultur des Alterthums bebaute, nicht ausgeglichen. (Prof. Dr. Frz. v. Löher.)

Levy & Müller, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Edelwitha.

Die Schöpfung des Edelweiß.

Eine Alpenerzählung in sieben Gesängen.

Von

Julius Bähler.

Miniatur-Ausgabe.

Eleg. gebd. ℳ 2,50.

Ein wunderhübsches, sinniges Märchenbild aus der Alpenwelt, das namentlich junge Mädchen mit großem Vergnügen lesen werden. (Victoria.)

Ein elegant ausgestattetes Bändchen mit Goldschnitt, präsentiert sich dieses kleine Buch als eine gefällige Erscheinung, deren poetischer Gehalt, in Jamben gekleidet, ungemein anspricht. „Edelwitha" eignet sich vortrefflich zu Festgeschenken und sei für solche Gelegenheiten der Beachtung unserer Leser empfohlen.

(Berl. Fremdenblatt.)

C. C. Meinhold & Söhne, Verlagsbuchhandlung in Dresden.

Die gelesenste Zeitschrift für die heranwachsende Jugend ist die

Kinderlaube.

Redaktion: H. Stiehler.

Artistische Leitung: Wilh. Claudius.

Diese Zeitschrift beginnt mit Neujahr 1883 ihren 21. Jahrgang; monatlich erscheint ein Heft von 32 Seiten Text mit zahlreichen Illustrationen und einem Farbendruckbilde zum Preise von 40 Pf.

Redaktion und Verlagshandlung sind bestrebt, der Jugend das zu bieten, was ihr frommt: Erzählungen anerkannt tüchtiger Jugendschriftsteller, Schilderungen aus der Natur- und Länderkunde, geschichtliche Aufsätze und Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen, Preisaufgaben, Rätsel u. s. w.

Frei von gelehrtem Wust giebt die „Kinderlaube" das von ihr Dargebotene in einer anregenden, unterhaltenden Form; sie tritt ergänzend und vermittelnd da ein, wo der an die Lehrpläne gebundenen Schule Halt! geboten ist; es ist den Eltern nicht immer möglich, die Lektüre der Jugend zu überwachen und eine Grenze da zu ziehen, wo das Zuviel anfängt; die „Kinderlaube" hält alles das fern, was die sittliche und Herzensbildung zu stören geeignet ist, sie belehrt in unterhaltender Weise und ist deshalb von vielen Jugendbildnern als ein Mittel zur Unterstützung des Hauses und der Schule empfohlen.

Sie tritt in den neuen Jahrgang mit dem festen Willen, sich solcher Empfehlungen immerdar wert zu zeigen.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Verlagsbuchhandlung:

E. E. Meinhold & Söhne in Dresden.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
801
S41D83

Duboc, Edouard
Aus den Memoiren einer
Fürstentochter